



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

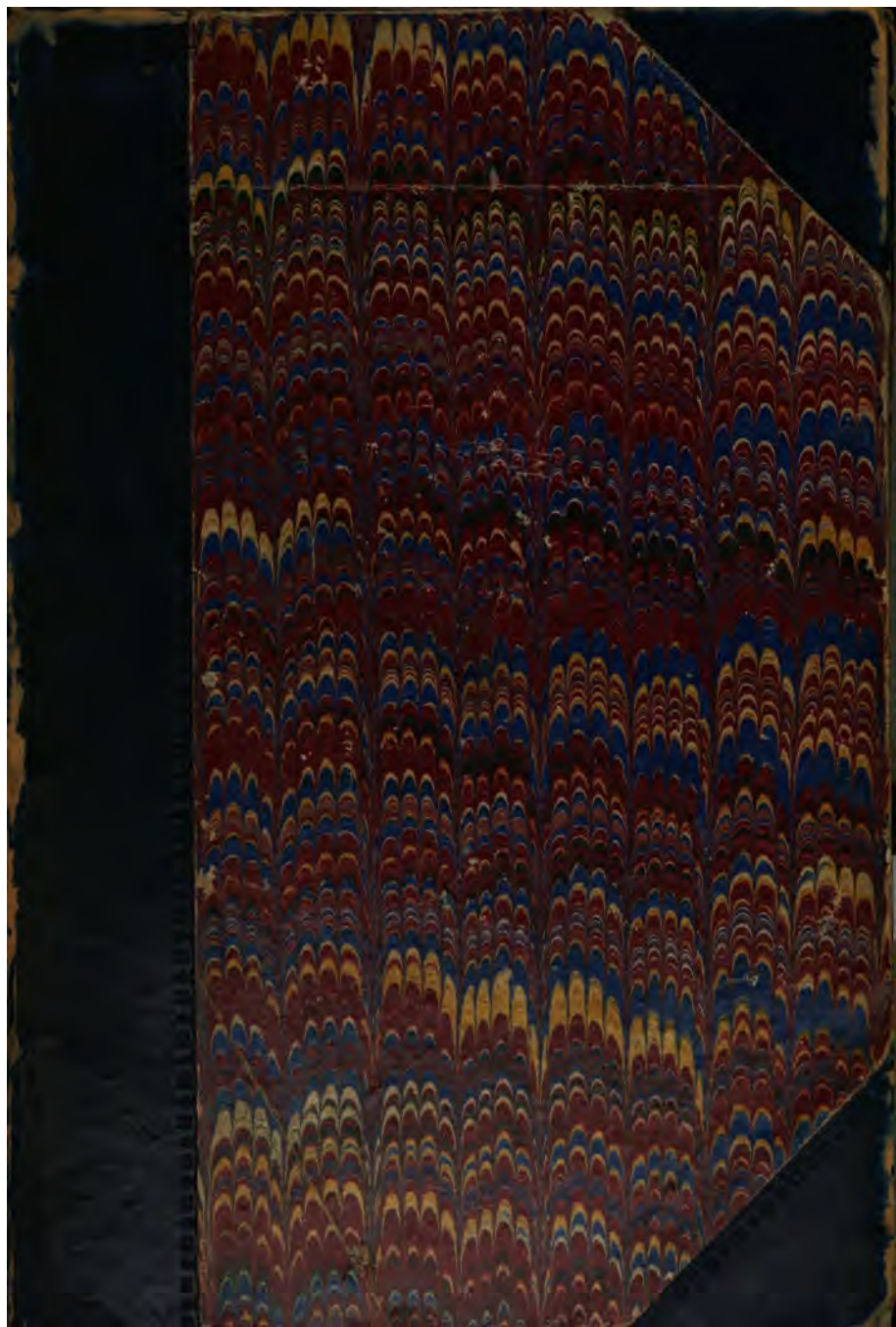
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



✓ 46.23.
93.









Sacher-Masoch, Wiener Hofgeschichten.

5-

Verlag von Georg Froben & Cie. in Bern:

- Sacher-Masoch**, Galizische Geschichten. 1 Band. 16 Bgn.
Preis 3 M.
- Sacher-Masoch**, Wiener Hofgeschichten. I. Bd. enthaltend:
Maria Theresia und die Freimaurer.
II. Bd. enthaltend: Das Rendez-vous zu Höchstädt. —
Die Keuschkeitskommission. Preis pro Bd. 2 M. 50.
- Sacher-Masoch**, Falscher Hermelin. Kleine Geschichten aus
der Bühnenwelt. 1 Bd. Preis 3 M.
- Sacher-Masoch**, Zur Ehre Gottes! Ein Zeitgemälde. 1 Bd.
Preis 3 M.
- Sacher-Masoch**, Ueber den Werth der Kritik. Preis 1 M.
- Sacher-Masoch**, Der Mann ohne Vorurtheil. Lustspiel.
Preis 1 M. 50.
- Sacher-Masoch**, Russische Hofgeschichten. 4 Bde. Pr. 12 M.
- Sacher-Masoch**, Kauniz. Historischer Roman. Neue Ausgabe.
2 Bde. Preis 3 M.
- Sacher-Masoch**, Der Emisär. Eine galizische Geschichte.
Neue Ausgabe. Preis 1 M.
- Sacher-Masoch**, Liebesgeschichten aus verschiedenen
Jahrhunderten. 3 Bde. à 4 M.
- Sacher-Masoch**, Ein weiblicher Sultan. 3 Bde. Pr. 9 M.
- Sacher-Masoch**, Die Messalinen Wiens. 1 Bd. Pr. 4 M. 50.
- Sacher-Masoch**, Gute Menschen und ihre Geschichten.
Novellen. 1 Bd. Preis 4 M.
- Frei, Dr. Jakob**, Neue Schweizerbilder. 1 Bd.
- Klapp, Michael**, Die Bantgrafen. Roman a. d. Schwindel-
zeit. 2 Bde.
- Keymond, M.**, Der Culturkampf in der Bronze. Eine
Pfahldorfgeschichte für heitere Naturforscher und verwandte
Gemüther. 1 Bd., illustirt.
- Keymond, M.**, Das neue Laienbrevier des Hädelis-
mus. Genesis oder die Entwicklungsgeschichte des
Menschengeschlechts. Nach Hädel's Anthropogenie in
zierliche Keimlein gebracht. 1 Bd., illustirt.
- Sacher-Masoch**, Das Vermächtniß Cain's. Zweiter Theil:
Das Eigenthum. 2 Bände von je 32 Bogen.

Wiener Hofgeschichten.

Historische Novellen

von

Sacher - Masoch.

Erster Band.

Neue Ausgabe.

Bern.

Georg Froben & Cie.

1877.



Erstes Kapitel.

Es war im Winter des Jahres 1765. In einem schmalen steilen Hause der Kärnthnerstraße zu Wien, in einem kleinen Stübchen unter dem Dache saß Abends bei einem Stümpfchen Talglicht ein Mann vor einem alten, wackeligen Schreibkasten und hielt ein frisch bedrucktes Blatt in der Hand. Vor ihm stand seine Hauswirthin, eine Frau von riesigem Gliederbau, und zeigte in dem unschuldig weißen Rahmen ihrer unförmigen Haube ein rothes glänzendes Gesicht mit großen erstaunten Augen.

„Da ist es endlich“, sprach der Mann vor dem Schreibkasten, „das Ziel vieler Jahre, der höchste Wunsch meines Lebens.“ Und er reichte das Blatt der guten Frau, welche, ehe sie es nahm, erst ihre schönen weißen Hände mit der weißen Schürze abwischte und dann in

Ehrfurcht hinsterbend mit den Fingerspitzen darnach griff.

„Der Mann ohne Vorurtheil“, jagte sie dann, den Titel herablesend, „ein kurioser Name, ein guter Name, wenn ich es recht verstehe, Herr Garderechnungsführer —“

„Sie wissen, liebe Frau Meninger, daß ich dieses Amt vor zwei Monaten quittirt habe“, deprecirte der Mann vor dem Schreibkasten fein lächelnd.

„Also Herr von Sonnenfels —“

„Nicht von —“

„Herr Sonnenfels, also da Sie es haben wollen. Wenn ich Sie recht verstehe, so haben Sie in dieser Zeitung, welche Sie hier bei uns in Wien erscheinen lassen, die Absicht, die Vorurtheile zu bekämpfen?“

„So ist es, Frau Meninger“, erwiderte Sonnenfels.

„Und da es überall und bei uns in Oestereich ganz besonders in allen Ständen, in allen Branchen, ja in der Hofburg so gut wie in der Bauernhütte, Vorurtheile gibt, so soll dies wohl bedeuten, daß es eine Zeitung für Alle ist, für die Höchstgestellten, wie für die Niederen, und daß dieser Mann ohne Vorurtheil ein Ehrenmann sei?“

„So hoffe ich Frau Meninger“ —

„Ein Mann, der das Herz hat die Wahrheit zu

sagen, wo alles nur nach Stellen jagt und Complimente macht?“

Sonnensfels nickte.

„Und dieser brave Mann, sind Sie!“

„Ich danke für Ihre gute Meinung“, sagte Sonnensfels.

„Ja so ein Mann hat uns gefehlt“, fuhr Frau Meninger fort, „aber wenn ich Ihnen, so einem gelehrten Herren, rathen darf: hübsch vorsichtig müssen Sie sein, Herr von Sonnensfels —“

„Nicht von —“

„Herr Sonnensfels, da Sie es durchaus haben wollen; Herr Sonnensfels, die Jesuiten sind noch gar mächtig bei Hofe, sie haben unsere gute Kaiserin Maria Theresia ganz auf ihrer Seite, und ihre Hand aller Orten, wo man es oft am wenigsten vermuthet. Es thäte mir leid, von Herzen leid, wenn Ihnen Etwas passiren würde, lieber Herr von — Herr Sonnensfels, oder wenn sie Ihnen das Blatt verbieten würden, das schöne Blatt, wo jetzt die Wahrheit darin steht.“

„Ich werde mich in Acht nehmen, verlassen Sie sich darauf“, erwiderte Sonnensfels herzlich; „nun aber nehmen Sie das Blatt in Ihre Stube, liebe Frau Meninger!“

„Ja, in meine Stube“, wiederholte sie.

„Setzen Sie sich bequem nieder —“

„Bequem nieder.“

„Und lesen Sie es in voller Seelenruhe.“

„Seelenruhe.“

„Und dann sagen Sie mir Ihr Urtheil, aber aufrichtig“, schloß Sonnenfels.

„Ah! wie sollte ich mich unterstehen“, machte seine Hauswirthin.

„Sie werden mir das besser sagen, als die Doctoren und Scribenten“, unterbrach sie Sonnenfels, „ich schreibe für Alle und will daher von Allen beurtheilt werden und ganz besonders von einer so geschickten —“

„Bitte, Bitte!“

„Einer so lebenserfahrenen Frau“

„Bitte.“

„Einer Frau, die so das Herz am rechten Fleck hat, wie Sie, liebe Frau Meninger!“ schloß Sonnenfels.

„Eine große Ehre, ich werde mir also die Freiheit nehmen“, stammelte Frau Meninger verschämt.

„Und mir Ihr Urtheil sagen“, fiel Sonnenfels ein, „aber aufrichtig, Frau Meninger!“

„Aufrichtig.“

„So, und nun will ich einmal ausgehen und

hören, was von meinem Unternehmen in der Stadt gesprochen wird“, sagte Sonnensfels.

Seine Hauswirthin empfahl sich mit einem tiefen Knix und ließ ihn allein.

Sonnensfels blieb einen Augenblick in der Mitte seiner Stube stehen; sein Blick überflog die kahlen, weißgetünchten Wände, das kleine Bild Lessing's in Kupfer, das in bescheidenen, braunen Holzrahmen über seinem morschen Schreibtischen stand, seine wenigen Bücher, und lächelte dann. Aus diesem stillen ärmlichen Winkel war heute ein Unternehmen hervorgegangen, das sein Vaterland, ja vielleicht das ganze deutsche Volk in Aufregung versetzen, Fesseln sprengen, Tyrannen stürzen, Lüge und Betrug vernichten und die Stimme des Volkes, die Wahrheit bis zu den Stufen des Thrones tragen sollte.

Anwillkürlich kamen ihm die Worte Hutten's auf die Lippen:

„Ich hab's gewagt!“

Er war ein Mann in voller Jugendkraft, von hohem Wuchse, mit mächtig gewölbter Brust und scharfen, geistvollen Zügen, einem großen kühnen Blick und eine innere Stimme sagte ihm, daß er es „wagen konnte“, daß das, was Anderen Ehre und Freiheit, vielleicht den Kopf kosten möchte, ihm gelingen werde.

Er hatte Niemanden, der ihn beschützte, als seinen Genius, und vertraute auch Niemandem, als seiner Kraft, die er, wie alle gesunden Naturen, alle redlichen Geister, fühlte, aber nicht überschätzte.

Er zog ruhig wie sonst seinen braunen Ueberrock an, setzte den dreieckigen Hut auf das gepuderte Haar, nahm den Rohrstock mit dem großen Beinknopf und stieg die schlecht erleuchtete Treppe, vier Stockwerke hinab, in die Straße.

Schon an der Ecke der Kärnthnerstraße und des Stadameisenplatzes traf er einen seiner Ausrufer, um den eine Gruppe von Neugierigen versammelt war. Der alte Mann, dessen graue Haare der Wind flattern ließ, schrie in kurzen Absätzen mit seiner heiseren Stimme: „Der Mann ohne Vorurtheil“, Wochenblatt für Politik, Literatur und Kunst. • Die Nummer zwei Groschen! Neuigkeiten! Wer die Wahrheit über den Jesuitenorden lesen will oder die Tortur! Zu haben für zwei Groschen!“

„Eine neue Zeitung!“ sagte ein wohlgenährter Bürger, der sein dickes Kinn mit dem silbernen Knopfe seines Stockes stützte.

„Was wird es sein?“ flüsterte eine verschleierte Dame; „etwas Gutes läßt die Censur nicht passieren.“

„Die Wahrheit über die Tortur?“ murmelte ein

magerer schwarzgekleideter Advocatenschreiber, „da sind zwei Groschen.“

„Wer schreibt das Blatt?“ fragte ein Herr im gallonirten Rocke, der betäubenden Parfüm um sich verbreitete.

„Sonnensels nennt er sich“, erwiderte der Ausrufer.

„Courage hat er“, rief ein junger Student, „das ist gewiß. So hat noch Keiner öffentlich bei uns in Wien gesprochen.“

„Die Jesuiten verschimpft er“, fiel ein stattliches Weib aus dem Volke ein, „und deckt ihre Schliche auf, daß es eine Freude ist. Seht da!“ Sie zeigte das Blatt einer Nachbarin. Wieder langten mehrere Hände nach dem Blatte.

Sonnensels ging, die Arme auf dem Rücken, weiter, während ihn der Ruf des alten Zeitungsverkäufers noch über den Stephansplatz verfolgte: „Der Mann ohne Vorurtheil, die Nummer zwei Groschen!“

Zweites Kapitel.

„Der Mann ohne Vorurtheil! Der Mann ohne Vorurtheil! Die Nummer zwei Groschen!“

Mit diesem Rufe erwachte Wien am nächsten Morgen, er ertönte auf allen Plätzen, in allen Straßen, sogar vor der Hofburg unter den Fenstern Maria Theresia's.

In einem Korridor, an dessen Ende ein Gardist der Arzidenleibwache in hohen schwarzen Stulpstiefeln, weißem Beinleide, rothem Rocke mit schwarzem reichvergoldeten Sammtaufschlage, den Dreispitz auf der Buderperrücke, die Hellebarde in der Hand, Wache hielt, begegneten sich zwei Personen, welche damals an dem Hofe, ja in dem Privatkabinet der großen Kaiserin den maßgebendsten Einfluß hatten: Gräfin Fuchs, die Obersthofmeisterin Maria Theresia's und Pater Maus aus dem Orden Jesu, ihr Beichtvater.

Die Gräfin, eine alte Dame mit feinem, rosig angehauchtem Gesichte, das die Spuren früherer Schönheit noch deutlich genug zeigte, einst die galanteste ausgelassenste Frau an dem Hofe Karl's VI., jetzt die moralische Zuchttruthe aller jungen Hofdamen und Kammerfräulein, der Hort der Kirchlichen, der Schutzengel der Jesuiten, trug eine große Haube mit rothen Bändern, ein schweres, grell gezeichnetes Seidenkleid, das über einem blauen Unterkleide aufgerafft war, und trippelte mit Fächer, Riechfläschchen, Strickbeutel und einem Zeitungsblatte bewaffnet dem Flügel zu, in welchem die Kaiserin wohnte, als sie plötzlich den Jesuiten erblickte.

Vater Maus, ein kleines, rundes Pfäfflein mit feistem, glänzendem, ewig lächelndem Gesichte, gehörte zu jener Sorte Ruttenträger, welche durch eine gewisse Bonhomie und Spasshaftigkeit, ja Harmlosigkeit unser Vertrauen erregen oder doch mindestens unser Mißtrauen einschläfern, während hinter der Maske des Schalkes der gefährlichste Feind lauert. Nur sein stechendes, graues Auge, das so wohlwollend, so heiter zu blicken verstand, verrieth bisweilen das wahre Wesen des kaiserlichen Vertrauten. Als sich die Beiden begegneten, warfen sie erst einen Blick hinter sich, ob sie unbelauscht seien, dann einen zweiten gen Himmel.

„Ist es denn wahr, Pater Maus?“ begann die Obersthofmeisterin.

„Ja, es ist wahr, Gräfin Fuchs“, seufzte der Jesuit, welcher gleichfalls ein Zeitungsblatt in der Hand hielt.

„Die Aufklärer!“ rief die Gräfin.

„Die Gottlosen!“ fiel Maus ein.

„Die Freigeister!“ klagte die Gräfin, „sie geben ein Blatt heraus.“

„Und unter welchem gottlosen Titel!“ begann die Obersthofmeisterin von Neuem.

„Der Mann ohne Vorurtheil“, erwiderte der Jesuit, sein Zeitungsblatt entfaltend.

„Ohne Vorurtheil, Pater Maus!“ klagte die alte Dame.

„Ja, ohne Vorurtheil“, wiederholte der Beichtvater. „Was sind wir, Gräfin Fuchs, was ist unser heiliger Glaube, was ist die Kirche, was ist der Orden Jesu, was sind die Monarchen —“

„Und ihre Obersthofmeister und Obersthofmeisterinnen!“ fiel die Fuchs ein.

„Wenn es keine Vorurtheile mehr gibt?“ schloß der Jesuit. „Aber dies ist noch lange nicht Alles —“

„Mein Gott!“ stammelte die Gräfin, das Riechfläschchen zur Nase führend.

„Hinter diesem Manne ohne Vorurtheil verbergen sich die Freimaurer“, zischelte der Beichtvater ihr in das Ohr.

Die Obersthofmeisterin unterdrückte einen Schrei und machte alle Anstalten, in die Arme des Jesuiten zu sinken; dieser wich jedoch vor der süßen Last einen Schritt zurück und fuhr lebhaft fort: „Wir haben ihre Fäden bis nach Oesterreich, bis hierher verfolgt, und in Wien eine — aber fassen Sie sich — eine —“

„Ich sterbe.“

„Eine — Freimaurerloge entdeckt“, schloß der Vater.

„Hier — Frei — mau — rer!“ stammelte Gräfin Fuchs.

„Und wie glauben Sie, gnädige Frau Gräfin, wie nennt sich diese Loge?“

„Lassen Sie mich erst niedersitzen“, bat die Fuchs, und als sie sich vergebens nach einem Stuhle umgesehen, nahm sie auf einem Holztorbe Platz, der im Korridor stand.

„Diese Loge nennt sich „Zu den drei Kanonen!“*) rief der Jesuit.

„Ah!“ staunte die Gräfin, „Zu den drei Kanonen!“

*) So hieß in der That die erste Loge in Wien.

„Diese drei Kanonen, Gräfin Fuchs“, fuhr Pater Maus fort, „das ist die Artillerie der Hölle, welche Bresche schießen soll in unser heiliges System, in den Staat von Gottes Gnaden.“

„Nein Pater Maus“, erwiderte die Obersthofmeisterin, indem sie ihre Energie zurückbekommend, sich erhob, „noch sind wir en vigueur, noch haben wir Einfluß, noch besitzen wir das Vertrauen unserer gnädigen Kaiserin, noch existirt ein Jesuitenorden. —“

„Wenn er aber nicht mehr existirt?“

„Jesus Maria, wäre das möglich!“ rief die Obersthofmeisterin mit gerungenen Händen.

„Er wird nicht fallen“, sprach Pater Maus, „weun er aber fällt, dann fällt mit ihm die Religion, dann fällt die Kirche, dann fällt der Thron! Freimaurer und Jesuiten, zwei große mächtige Gesellschaften, breiten ihre Netze über die Erde, beide theilen dieselbe in Provinzen, gliedern sich in vielen Graden, beide breiten sich in allen Ständen aus und steigen die Stufen der Throne hinan. Die Freimaurer sind die Armee der sogenannten Aufklärung, die uns aus einer Position in die andere drängt, es gilt jetzt nicht mehr unseren Einfluß allein, es gilt unsere Existenz.“

Die Obersthofmeisterin sah den Beichtvater starr an; sie fand noch keine Worte.

„Ja unsere Existenz“, wiederholte Pater Maus.

„Sie glauben in allem Ernste, Pater Maus“, seufzte endlich die Gräfin, „daß diese Aufregung, diese Gährung in unserem sonst so ruhigen, gottesfürchtigen und unterthänigen Oesterreich gleichfalls von diesen — diesen Freimaurern ausgeht?“

„Gewiß.“

„Noch ist Maria Theresia unser“, fuhr die Obersthofmeisterin zuversichtlich fort, indem sie dem Jesuiten leicht auf die Schulter klopfte.

„Ja, aber auch sie geizt nach liberalem Scheine“, flüsterte dieser sich vorsichtig umsehend; „sie will vor Allem populär sein, eine gefährliche Passion. O, was wäre nicht schon aus Oesterreich geworden, wenn wir nicht gewesen wären!“

„Nun, es ist nichts verloren“, meinte die Gräfin, indem sie mit einem zärtlichen Blick die Hand des Reichtwaters an ihr Herz drückte, „so lange wir uns nur verstehen.“

„Ja, meine Liebe“, antwortete der Jesuit, indem er sie auf die Stirn küßte.

„Noch ist die Macht in unseren Händen“, sagte sie, „wir vernichten die Freimaurer.“

„Aber Alles vorsichtig“, lispelte der Jesuit, indem

er die fromme Gräfin unter den Arm nahm und fortführte, „wir haben Beweise.“

„Beweise?“

„Beweise, es sind hohe Personen bei dem Orden.“

„Maus, ich fürchte mich“, gab die Obersthofmeisterin zurück, sich ängstlich an ihn schmiegend.

„Ich auch“, erwiderte der Beichtvater gleichfalls im Flüstertone.

Sie waren in diesem Augenblicke in den Vorfaal der Kaiserin getreten.

„Wir haben Beweise“, setzte der Jesuit das Gespräch fort, indem er die Thüre bedächtig schloß „daß Herren vom Hofe —“

„Maus, ich fürchte mich“, wiederholte die Gräfin immer leiser und immer ängstlicher.

„Ich auch“, entgegnete der Jesuit, „wir haben Beweise, daß Prinzen —“

„Prinzen?“

„Prinzen von Sieblüt.“

„Maus, ich fürchte mich“, seufzte die Gräfin.

„Ich auch“, erwiderte der Jesuit.

„Man sagt, daß die Freimaurer durch Wände gehen“, sagte die alte Dame in höchster Angst.

„Ja wohl, wie durch die Luft“, erwiderte Maus. In diesem Augenblicke geschah ein heftiger Schlag

in ihrer nächsten Nähe; der Beichtvater und die Obersthofmeisterin stießen zugleich einen lauten Schrei aus und lehnten sich bebend mit dem Rücken an einander.

Ein helles melodisches Lachen brachte die zu Tode Erschreckten zur Besinnung.

Vor dem Kamin, in dem ein mächtiges Feuer brannte, stand, als sie in den Vorsaal eintraten, eine spanische Wand und hinter derselben eine schöne junge Frau, welche, indem sie das Gespräch der Beiden zu belauschen suchte, dieselbe umwarf und sich unerwartet den Blicken des Jesuiten und der Obersthofmeisterin zeigte.

„Ich bin es“, sagte sie immer lachend.

„Sie sind es, Gräfin Montefanto?“ sprach die Fuchs, „aber haben Sie uns erschreckt!“

„In der That“, stimmte Vater Maus bei.

„Es ist zu heiter“, fuhr die schöne Frau fort; „ich wärme mich da hinten und höre Stimmen, sofort hoffe ich, etwas von den Plänen unserer Gegner zu erlauschen und lege mich auf die Lauer, und nun sind es die besten Freunde und Allirten, die ich behorcht habe.“

„Behorcht und zu Tode erschreckt“, erwiderte die Fuchs, „denn ich dachte wenigstens, daß ein Freimaurer —“

„Warum nicht gleich zehntausend!“ lachte die junge Frau.

„Ah! Sie können noch spotten“, sagte die Fuchs.

Die schöne Italienerin begann von Neuem zu lachen, und wenn sie im ersten Augenblicke in ihrem schwarzen Sammtkleide und Schleier an die herrlichen Gestalten eines Tizian gemahnt hatte, so war sie jetzt ganz ein ausgelassenes Kind.

Die Obersthofmeisterin wendete sich getränkt ab.

„Nein, nein!“ rief die Montefanto, „Fuchs, liebe Fuchs, ich lache nicht mehr, nein wahrhaftig nicht, um so mehr, als ich wirklich eine Entdeckung gemacht habe, eine sehr ernste Entdeckung.“

„Sie?“ fragte die Fuchs spöttisch.

„Ich, ja ich“, entgegnete die schöne Frau; „hören Sie also! Die Herren vom Hofe schleichen des Nachts —“

„Hab' ich eine Nase!“ rief der Beichtvater sie unterbrechend.

„Schleichen jeder für sich, in Verkleidung —“

„Hab' ich eine Nase!“ jubelte Maus.

„Sie versammeln sich an einem geheimen Orte mit anderen Leuten aus der Stadt“, fuhr die Italienerin fort, „und es ist doch keine Verschwörung!“

Maus nickte.

„Keine Verschwörung, was sonst?“ fragte die Obersthofmeisterin.

„Eine Freimaurerloge“ antwortete die Italienerin.

„O, meine Nase!“ rief Maus.

„Und das neue Blatt, welches ein gewisser Sonnenfels herausgibt“, schloß Gräfin Montefanto, „der Mann ohne Vorurtheil, ist ihr Organ!“

„Aber woher wissen Sie denn?“ fragte der Jesuit betreten.

„O, ich bin eine große Sünderin“, entgegnete die schöne Italienerin, die Augen niederschlagend.

„Montefanto!“ sprach der Beichtvater mahnend und feierlich.

„Ich will Alles bekennen“, flüsterte die bigotte Schöne. „Ich bin verliebt —“

„Ist das Alles?“

„In einen — einen Mann.“

„Das versteht sich von selbst, mein liebes Kind, und wie nennt sich dieser Mann?“

„Graf Bethlen“, flüsterte die Montefanto. „Von Eifersucht getrieben bin ich ihm die letzte Nacht gefolgt.“

„Bravo!“ jubelte Maus, sich die Hände reibend.

„Und da entdeckte ich“, fuhr Gräfin Montefanto fort, „daß er nicht zu einem Stelldichein, wie ich

glaubte, sondern zu einer Versammlung ging, zu einer Versammlung von Freimaurern.“

„Wie wissen Sie das?“ fragte der Jesuit.

„Ich folgte ihm durch die Gänge unter dem Schutze der Dunkelheit, da hörte ich, wie Bethlen mit einem anderen Manne zusammentraf. Sie schienen Losung und Zeichen auszutauschen. Dann sagte der Andere, dessen Stimme ich nicht kannte: Bruder Maurer, führe mich.“

„Und Sie folgten ihnen?“ fiel der Jesuit ungeduldig ein.

„Nein, ich wagte es nicht“, sagte die Italienerin, „aber Bethlen liebt mich, er wird mich einweihen, vielleicht noch mehr.“

„Du gutes Kind“, sprach Maus sie streichelnd, „Du hast unserer Sache einen großen Dienst geleistet.“

„Verlassen Sie sich nur auf mich“, entgegnete die schöne, junge Frau lebhaft; „ich entdecke Alles, ich liefere die ganze Loge in Ihre Hände!“

„Ich aber“, rief die Fuchs, „trete heute noch vor die Kaiserin und erinnere sie an ihre Pflichten als Gattin, als Mutter, als Regentin.“

„Wo denken Sie hin!“ warnte der Vater, „unser System ist nicht auf die Tugenden, sondern auf die Schwächen der Menschen basirt.“

Die Italienerin lächelte verständnißvoll. „Versuchen wir also vor Allem Sonnenfels zu fangen“, flüsterte sie.

Der Jesuit blickte sie schmunzelnd mit unbeschreiblichem Wohlwollen an. „D! Sie — Sie verstehen mich!“ nickte er dann.

„Fangen? Sonnenfels? diesen Plebejer!“ rief die wappenstolze Obersthofmeisterin indem sie die Augen weit aufriß, „wer soll ihn fangen? Mon Dieu, ich am Ende? jamais, Maus, man hat Grundsätze, jamais!“

„Ich werde diesem Simson die Locken stutzen“ lächelte die Italienerin.

„Sie, nein, welches Opfer!“ rief die Fuchs.

„Ist er denn gar so häßlich?“ fragte die schöne Gräfin.

„Im Gegentheil“, beschwichtigte Maus, „aber reden wir weiter! Auch Andere haben ihre Schwächen.“

„Die Kaiserin?“ rief Gräfin Montefanto.

„Ja, ihre Eifersucht!“ fiel die Oberhofmeisterin ein.

„Wie wäre es“, murmelte der Jesuit nachdenkend „wenn wir sie glauben machten, daß der Kaiser gleichfalls die Freimaurerloge besuchte?“

„Ja, das regt sie auf“, billigte die Fuchs.

„Ich nehme also Maria Theresia auf mich“, schloß der Vater.

„Ich Sonnenfels!“ lächelte die Montefanto.

„Und ich die Damen“, flüsterte die Fuchs, „Alle sind für uns. Bis auf Eine.“

„Elisa?“ fiel die Italienerin ein.

In diesem Augenblicke klingelte es in dem Flügel, in welchem die Gemächer der Kaiserin lagen.

„Ihre Majestät ist auf“, sagte die Obersthausmeisterin; „wir haben alle Zeit einzutreten.“

„Vergessen Sie nur nicht, meine Damen“, warnte Maus, „daß die kleine hübsche Elisa von Budova der Liebling der Kaiserin ist.“

„Eine Schlange, die man zertreten muß“, fiel die Fuchs ein, indem sie die Thüre zu den Appartements Maria Theresia's öffnete und den anderen durch die Flucht der Zimmer voranrauschte.

Drittes Kapitel.

In dem sogenannten „gelben Saale“ der kaiserlichen Burg, in welchem Maria Theresia ihr Leber abzuhalten und das Frühstück einzunehmen pflegte, waren bereits die Damen des Hofes vollzählig versammelt. Unter den herrlichen Gemälden von Paul Veronese, Palma-vecchio und Tintoretto, den großen Wandspiegeln im Geschmack von Versailles, welche die Wände schmückten, saßen die Prinzessinnen, Comtessen und Baroneffen in hochgebauchten, großgeblühten Seidenroben und an Festungen mahnenden, frisch gepuderten Frisuren; unaufhörlich spielten die Fächer und machten ein monotones Geräusch ähnlich dem Rieseln eines Baches. Ueber dem großen Marmorkamin, dessen Platte von Kariatyden in Gestalt von Bacchanten getragen wurde, prangte eine Uhr in reich vergoldetem Schnörkelwerk. An der

Thüre, welche zu den inneren Gemächern der Kaiserin führte, hing ein kleines Weihwasserbeden in getriebener Silberarbeit und neben demselben ein zierlicher Wedel.

Raum waren die Fuchs und Montefanto in die Reihe der Hofdamen, an den Platz getreten, welcher ihnen nach der strengen altspanischen Etikette gebührte, als es wieder klingelte, zwei hübsche junge Bagen mit frischen rötlichen Gesichtern die Flügelthüren weit öffneten und Maria Theresia in majestätischer, aber vollkommen ungezwungener Haltung und raschen, beinahe männlichen Schrittes eintrat. Die Kaiserin war noch in voller stolzer Schönheit. Ihre hohe Gestalt, ihre üppigen Formen erschienen in dem weißen Morgenkleide und der weißen, mit Spizen besetzten, offenen Morgenjacke, welche ihre herrliche Büste nach damaliger Sitte vollkommen entblößt zeigte, in noch gesteigerter Fülle. Das kleine Häubchen, in welchem sie ihr reiches, rothblondes Haar noch ungepudert trug, verlieh ihrem Gesichte, trotz den kühnen gebieterischen Linien desselben, einen gemüthlichen Charakter. Sie trug in der Linken ein Zeitungsblatt, in der Rechten eine Glocke.

In der Mitte des Saales angekommen, erwiderte sie die ehrfurchtsvolle Begrüßung ihrer Damen mit

einem freundlichen Kopfnicken und klingelte dann zum letzten Mal.

Es war dies das Signal für das Kammerfräulein. Bei dem ersten Tone der Glocke trat Elisa von Budova, ein reizendes junges Mädchen mit großen blauen Augen unter goldigen Wimpern, frischen rothen Lippen und einem feinen, geistreichen Stumpfnäschen, einfach gekleidet, eine Blume im Haar, herein und brachte das Frühstück für die Kaiserin auf silberner Tasse. Maria Theresia folgte ihr wohlwollend mit den Augen und als sie das Frühstück auf den Tisch stellte, faßte sie das Mädchen unter dem Kinn und sah ihr in das Auge.

„Sie hat gut geschlafen, hat klare Augen, Elisa“, sagte sie dann; „guten Morgen, meine Damen!“

Der Gruß wurde im Kreise erwidert.

„Ich bin gut aufgelegt“, fuhr die Monarchin in Saale auf und abgehend, die Arme auf der Brust verschränkt fort; „Fuchs, weiß Sie warum?“

„Ich wage nicht“, entgegnete die Obersthofmeisterin in Unterthänigkeit ersterbend.

„Ohne Ceremonieen!“ fuhr Maria Theresia fort. „Hat Sie das neue Blatt gelesen?“ Zugleich hielt sie der entsetzten Fuchs die erste Nummer des Sonnenfels'schen „Mann ohne Vorurtheil“ hin.

„Zu Befehl“, seufzte die alte Dame.

„Nun, was sagt Sie?“ fragte die Kaiserin und ohne die Antwort abzuwarten, fuhr sie gleich fort: „Das ist einmal eine ordentliche Sprache, ein tüchtiger Sinn! Man erfährt doch, woran es fehlt, was Einem die Minister doch nie sagen.“

Die Oberhofmeisterin hustete verlegen.

„Der „Mann ohne Vorurtheil“, ein guter Titel!“ sprach die Kaiserin weiter. „Nehme sich jeder in Acht, der Vorurtheile hat, der Sonnensfels haut scharf.“

Die Obersthofmeisterin hustete wieder und diesmal weit kläglicher als das erste Mal.

„Auf das Blatt muß abonniert werden“, schloß Maria Theresia, während sie sich zum Frühstück setzte, „hört Sie, Fuchs?“

Die Obersthofmeisterin hustete geradezu verzweifelt.

„Sie hat den Husten, Fuchs“, sagte die Kaiserin, „man soll Ihr einen Thee machen. — Lesen Sie das Blatt, meine Damen! Ich will, ich wünsche es!“

Kaum hatte die Kaiserin es ausgesprochen, so rauschte es eigenthümlich durch den Saal, so daß sie sich überrascht umwendete. Die Damen hatten zu gleicher Zeit die erste Nummer des „Mann ohne Vorurtheil“ rasch aus der Tasche gezogen, entfaltet, und begannen in dem Blatte zu lesen.

Die Kaiserin begann zu lachen. „Was ist das?“ rief sie, „auf Kommando lesen, so war es nicht gemeint! Aber alle haben Sie das Blatt, der Sonnensfels kann zufrieden sein.“ Nachdem sie sich einige Zeit ausschließlich mit ihrem Frühstück beschäftigt hatte, sagte sie: „Was gibt es Neues in Wien?“

„Etwas ganz Neues, Majestät“, entgegnete Maus, welcher bisher hinter den Hofdamen versteckt gewesen war, in dem harmlosesten Tone der Welt.

„Das wäre?“ fragte Maria Theresia, ruhig weiter frühstückend.

„Eine Freimaurerloge!“ sagte der Jesuit.

„In Wien?“ erwiderte Maria Theresia, „das glaubt er selbst nicht.“

„Wir haben Beweise“, meinte der kaiserliche Beichtvater mit einem gemüthlichen Lächeln.

„Hat die Polizei davon gemeldet?“ fragte die Kaiserin mit dem Löffel ungeduldig auf die Tasse klopfend.

„Nein aber,“ machte die Fuchs

„Ich liebe die Hegerien nicht“, sprach Maria Theresia weiter, während der Löffel in immer rascherem Takte arbeitete; „die Freimaurer sollen ehrenwerthe Leute sein; was sie wollen, den Fortschritt, den will ich auch, nur diese Heimlichkeiten, mit denen sie ihre

Sache agiren, bringen mich auf. Wer es ehrlich meint, der trete offen auf, verstanden? Deshalb bin ich gegen die Freimaurer, aber ich bin für Sonnensfels, für den „Mann ohne Vorurtheil!“

„Wenn aber dieser „Mann ohne Vorurtheil“ auch ein Freimaurer ist?“ meinte der Jesuit mit sanfter Stimme.

„Sonnensfels ein Freimaurer?“ rief Maria Theresia aufgebracht; „ich liebe die Hezereien nicht.“

„Wenn sein Blatt das Blatt der Freimaurer ist?“ fuhr Maus fort, der sich nicht irre machen ließ.

„Das ist es nicht, Maus“, sagte die Kaiserin streng; „die Freimaurer sind versteckte Leute, und der „Mann ohne Vorurtheil“, ist das Blatt eines offenen und muthigen Mannes.“

„Man hat Beweise“, begann Maus von Neuem.

„Hezereien!“ entgegnete die Kaiserin.

„Entdeckungen“, fiel die Obersthofmeisterin ein.

„Nichts als Hezereien“, schnitt ihr Maria Theresia das Wort ab.

„Es ist Thatsache“, sagte Gräfin Montefanto, „daß Herren vom Hofe die Loge beschützen.“

„Was fällt Ihr ein? beschützen!“ lächelte die Kaiserin, aber nicht mehr ganz unbefangen.

„Sie besuchen“, fügte die Italienerin hinzu.

„Besuchen?“ rief die Kaiserin heftig, indem sie zugleich aufsprang; aber sie faßte sich und setzte sich wieder zum Frühstück. „Hegereien“, murmelte sie, „Verleumdungen.“

„Es ist eine Verschwörung der Herren gegen die Moral, gegen die Religion, gegen die Jesuiten“, rief die Italienerin unter die Damen tretend, „und gegen uns!“

Unter den Damen entstand eine lebhafte Bewegung.

„Gut, meine Damen“, sagte Maria Theresia sich erhebend und heiter ihrem Hofstaate nähernd, „gut, dann verschwören wir uns auch. In der Luft ist etwas wie Rebellion gegen den Pantoffel. Entfalten wir also unsere ganze Macht, um das Geheimniß der Herren zu entdecken, und ihre Empörung zu bekämpfen, bis sie uns wieder zu Füßen liegen als treue Unterthanen, wie bisher.“ Dann brach sie in ein helles, munteres Glächter aus.

„Ha, Ha, Ha! Es ist wirklich sehr komisch“, rief Vater Maus in dasselbe einstimmend, „sehr komisch, Majestät haben das gleich heraus. Ha, Ha, Ha! Wie könnte sonst Seine Majestät der Kaiser —

„Der Kaiser ist auch bei den Freimaurern?“ unterbrach Maria Theresia ihren Reichtvater.

„Großmeister!“ entgegnete der Jesuit.

„Der Kaiser — unmöglich“, antwortete die Monarchin mit einiger Heftigkeit. „Und doch, er liebt dergleichen Abenteuer“, murmelte sie halb für sich. — „Ich hasse diese Heimlichkeiten!“ fuhr sie auf, mit dem Fuße stampfend.

Endlich sah der Jesuit die mißtrauische, eifersüchtige Frau wieder in seinem Fahrwasser. „Es muß ja Ihre Majestät vollkommen beruhigen“, lispelte er, „wenn der Kaiser —“

„Beruhigen?“ rief Maria Theresia zornig, indem sie nochmals mit dem Fuße stampfte, „aber wo ist der Kaiser, wo ist der Erzherzog, wo sind die Herren?“

„Es ist neun Uhr“, gab Elisa von Budova zur Antwort, „die Herren sind eben in den Vorfaal getreten.“

„Sie sollen eintreten“, befahl die Kaiserin.

„Majestät“, rief die Fuchs.

„Eintreten!“

„Aber die Etikette?“ protestirte die Obersthofmeisterin ängstlich.

„Hier gilt keine Etikette, als die, welche im Hause jeder ehrlichen Bürgersfrau gilt“, entgegnete die Kaiserin. „Bring' Sie mir den Pudermantel, Elisa.“

„Elisa lehrte rasch mit dem großen, faltigen, spizenbesetzten Mantel zurück und warf ihn der Monarchin um die Schultern.

„Die Herren“, rief diese jetzt, „eintreten!“

Die Bagen öffneten die Flügelthüren.

Allen voran trat der Kaiser Franz Stephan I. von Lothringen in den Saal, leichten und vornehmen Schrittes, ein schöner Mann von hohem Wuchse, dem eine gewisse Fülle nichts von seiner Eleganz nahm, im Gegentheil nur seine angeborene Majestät erhöhte. Sein edelgebildetes Gesicht mit den ausdrucksvollen, gütigen, blauen Augen leuchtete rosig in liebenswürdiger Freundlichkeit. Er war vollkommen dunkel gekleidet, trug den leichten französischen Galanteriedegen, ein blaues Ordensband und zugleich mit einem zerknitterten Zeitungsblatte eine kleine Reitpeitsche in der Hand. Ihm folgte unmittelbar auf dem Fuße der noch jugendliche Erzherzog Joseph, der spätere volkstümliche, freisinnige Kaiser Joseph II., welcher in hohe, schwarze Stiefel mit gelben Kappen, ein weißes Bein Kleid, eine weiße Weste und einen schlichten hechtgrauen Rock, seinen Lieblingsanzug, gekleidet war. Er hatte einen militärischen Degen und das Haar nur leicht gepudert. Aus seiner Tasche blickte ein Buch in rothes Leder gebunden. Unter den Hofherren, welche

sich im Gefolge der Beiden befanden, fielen vor Allen der alte Kammerherr, Graf Salm, in seinem reichgestickten, goldglitzernden Staatskleide, mit Orden bedeckt, und Graf Bethlen, ein junger hübscher Offizier, in der prächtigen Uniform der ungarischen Nobelgarde, engen schwarzen Stiefeln, rothem mit Silber verschnürtem Beinkleide und Dolman, ein Tigerfell um die Schultern und einen krummen Säbel an der Seite, auf.

Der Kaiser verneigte sich vor seiner Gemahlin, ging dann bis zu ihr und küßte ihr die Hand. „Wie haben Sie geschlafen?“ fragte er im Französischen, seiner Muttersprache.

„Gut!“ erwiderte die hohe Frau kalt und gemessen.

Franz Stephan verneigte sich hierauf nochmals und nahm in einiger Entfernung von der Kaiserin ganz allein auf einem kleinen gelben Kanapee Platz, während sich die Herren um ihn gruppirtten.

„Guten Morgen, Mutter“, sagte der Erzherzog Joseph in seinem schönen, reinen Deutsch, das er vorzüglich der innigen Vertrautheit mit der damals gewaltig aufstrebenden deutschen Nationalliteratur verdankte; auch er beugte sich über die schöne volle Hand Maria Theresia's und küßte sie zärtlich.

„Hast wieder in die Nacht hinein gelesen“, gab die Kaiserin zur Antwort. Zugleich legte sie ihre linke Hand auf seine Schulter und streichelte ihn gleich einem Kinde mit der Rechten. „Leugne nicht, Deine Augen sind roth! Was hast Du für ein Buch?“ Sie zog es halb aus seiner Tasche, während der Erzherzog es im nächsten Augenblicke festhielt.

„Es lehrt etwas, was ich Dir sehr empfehle“, sagte Joseph.

„Mir?“

„Dir und Deinem Staate.“

„Daß sehen.“ Maria Theresia nahm das Buch und öffnete den Deckel. „Die Staatsökonomie.“ Sie schlug ihren Sohn mit dem Buche leicht auf die Hand. „Schelm!“ rief sie dabei, „aber ich will's lesen.“

Sie legte das verhängliche Buch zum Schrecken der Hofleute auf den Tisch.

Der Erzherzog hatte indeß die schöne Elisa mit feinen Augen gesucht und gefunden; er verbeugte sich jetzt artig vor dem Kammerfräulein, worüber unter den hochgeborenen Hofdamen ein entrüstetes Rauschen und Zischeln entstand, und setzte sich dann auf einen Sessel, der vereinzelt vor dem Kamine stand. Pater Maus, welcher dem kühngeistigen Kronprinzen gerne

auswich, war, indem er sich auf einen Schemel setzte, hinter dem mit einem großen Teppich bedeckten Frühstückstisch der Kaiserin verschwunden.

„Salm“, begann Franz Stephan zu seinem alten Kameraden gewendet, welcher, eine kleine Goldtabatière in der Hand, hinter der Lehne des Kanapee's stand, auf welchem der Kaiser sich niedergelassen hatte, „Regardez Madame, sie ist noch immer schön, n'est ce pas? Sie finden es doch auch?“

„In aller Ehrfurcht“, erwiderte der feine Hofmann, dem Kaiser eine Priße reichend; „das restaurirt das Gehirn, Majestät!“

„Run, meine Damen“, fuhr der Kaiser, welcher an allen Fortschritten und Bestrebungen seiner Zeit regen Antheil nahm, fort, „was sagen Sie zu dem neuen freisinnigen Blatte, dem Ereignisse des Tages, dem Mann ohne Vorurtheil?“ Er entfaltete sein Exemplar und schlug leicht mit dem einen Handschuh, den er abgezogen in der Hand hielt, darauf. „Voilà du génie!“

„Welch' ein Styl“, fiel Bethlen, durch das Beispiel des Monarchen ermutigt, ein, „welche Ideen und Vorschläge, Welch' ein maßvoller, wohlbegründeter Tadel!“

„Keine leere Schwägerei“, bekräftigte sogar der alte Kammerherr Salm, „nichts als raison.“

„Ja, hier flackern alle jene Flammen auf“, rief Joseph, „welche bisher durch Kutten und Keiströcke erstickt worden sind.“ Zugleich schürte er eifrig das Feuer im Kamine.

Der Jesuit tauchte gleich einem Spielbosenmännchen hinter dem Tische empor und warf einen strafenden Blick auf den jungen Prinzen, verschwand jedoch gleich wieder.

„Sie unterstützen also dieses neue Blatt?“ wendete sich Maria Theresia zu ihrem Gemahl.

„Aberdings“, gab dieser zur Antwort, „so lange Sie es nicht verbieten. Ihre Censur ist mächtiger in Wien als ich, denn ich bin an Ihrem Hofe nur ein Privatmann.“

„Ich habe auf hundert und ein Exemplar abonniert“, stichelte der Erzherzog Joseph, während Maus von Neuem auftauchte und ihn fixirte, „hundert für mich und eines für Vater Maus . . . Und Sie, meine Herren vom Hofe, Sie sind wohl auch Alle abonniert?“

„Alle!“ riefen die Herren im Chore und zogen zugleich Jeder sein Exemplar aus der Tasche.

„Und Sie werden es auch protegiren?“ fragte Joseph rasch.

„Ja“, erwiderten die Herren sich verneigend.

„Und wir werden es ruiniren!“ brach die alte Oberhofmeisterin los.

„Ja, wir ruiniren es!“ riefen die Damen.

„Ich bin neutral“, sagte Maria Theresia, „ich will beide Seiten hören.“

„Höre unsere Gründe“, fiel ihr Joseph in's Wort, die Gelegenheit lebhaft ergreifend.

„Sophismen“, ergänzte der Jesuit.

„Gründe“, wiederholte der Kaiser. „Ich vergleiche den Staat am liebsten mit einer Gesellschaft. Beide bestehen aus sehr verschiedenen Elementen, von denen ein Jedes seinen Platz beansprucht und seine Geltung. Wie in einer guten Gesellschaft soll auch in einem gut regierten Staate ein Jeder zu Worte kommen, der Laie wie der Priester, das Volk wie der Regent. Nun, Madame, wir haben bisher in einer sehr schlechten Gesellschaft gelebt, in der Viele schweigen müssen und doch sehr viel zu sagen hätten.“

„Wer zwingt sie denn zu schweigen?“ unterbrach ihn Maria Theresia, „sie sollen sprechen und man wird sie hören.“

„Man wird sie nicht hören, denn einzeln sind ihre Stimmen viel zu schwach“, entgegnete der Kaiser.

„Sie sollen also einen Sprecher suchen“ sprach Maria Theresia.

„Das haben sie gethan und dieser Sprecher eines Volkes heißt die Presse. — Was aber dann, Madame“, fuhr der Kaiser fort, „wenn man auch diesen Sprecher nicht sprechen lassen will, nicht so sprechen, wie es Jene wünschen, für die er das Wort ergreifen soll?“

„Dann zwingt man jene Millionen schwacher Stimmen im Chorus zu brüllen“, warf Joseph mit Humor ein, „was mitunter Trommelfelle, Regierungen und Dynastien sprengen soll.“

„Entsetzliche Doktrin!“ wehklagte der Vater.

„Dieser ‚Mann ohne Vorurtheil‘, meine Mutter“, fuhr der Erzherzog unbeirrt, das Feuer kräftig schürend, fort, „ist der bescheidene Sprecher Deines Volkes, und deshalb wollen wir ihn schützen, so gut wir es vermögen, vor der Censur, vor den Jesuiten und — vor Dir selbst!“

„Vor mir Rindskopf?“ lachte Maria Theresia, „ich vertrage die Wahrheit, aber — die Hitze nicht.“

Sie lüftete ungeduldig den Pudermantel und blickte ärgerlich auf den Kamin.

„Ich habe das Feuer geschürt“, sprach der Erzherzog, „Du weißt, ich liebe es. Löschen Sie, Vater, das ist Ihr Beruf.“

Maria kam eilig zum Kamin, kauerte sich vor demselben nieder und begann das Feuer mit der Zunge zu verlöschen, während Joseph, von einem plötzlichen Einfall bestimmt, den Blasbalg ergriff und dasselbe anfachte.

„Da hast Du das Bild unserer Zeit, Mutter!“ rief er heiter, „der Rationalist hält Licht und Flamme wach, die der Jesuit verlöschen will. Ein Hogarth könnte es Dir nicht besser malen.“ Plötzlich faßte er scherzend den Arm des Jesuiten und rief dabei: „Halt! Wie viel Uhr haben wir?“

Der Kaiser und sämtliche Herren zogen auf ein Tempo ihre Uhren, während der Erzherzog Joseph auf jene über dem Kamine weisend fortfuhr: „Sehen Sie doch, die Uhr geht vor. Erschreckt Sie das nicht? Die Uhr Maria Theresia's geht vor. Geschwind! Das Instrument, mit dem Sie und Ihre Allirten so geschickt Licht und Flamme niederhalten, ist sehr geeignet, den Zeiger an der Uhr der Zeit zurück zu richten. Güte Dich nur, Mutter, daß Du am Ende nicht mehr weißt, wie viel es an der Zeit ist.“

Maria Theresia erhob sich und ging ungeduldig im Saale auf und ab. „Ich denke, sie läuft vorläufig genug voraus“, bemerkte sie verdrießlich.

„Nichts Heiliges bleibt unangetastet“, sagte der Beichtvater, die Augen fromm erhebend.

„Nicht einmal der Hanswurst“, plagte die lustige Italienerin heraus, welche es dem österreichischen Reformator am wenigsten verzeihen konnte, daß er die ihr aus ihrer Heimath wohlbekannte komische Figur von der deutschen Bühne verdrängen wollte.

„Sehr logisch“, scherzte der Erzherzog. „Sonnenfels kämpft gegen den Hanswurst der Bühne, wie gegen die Hanswürste des Staates und der Religion.“

„Wen verstehen kaiserliche Hoheit unter den Hanswürsten der Religion?“ fragte Vater Maus sanft, sich dem Erzherzog nähernd.

„Jene Sorte von Heuchlern, lieber Maus“, erwiderte Joseph, indem er aufstand und seine Hand auf die Schulter des kaiserlichen Beichtvaters legte, „welche in der Kirche auf die Schwächen der Menschen speculiren, gerade so, wie der Hanswurst auf der Bühne.“

„Das restaurirt das Gehirn“, sprach Graf Salm, der sich dem Jesuiten inzwischen von der anderen Seite genähert hatte und ihm spöttisch eine Prise anbot.

„Was sollen diese Stichelreden?“ fiel Maria Theresia ein; „ich schätze die Jesuiten, ich liebe, ich beschütze sie!“

„Man imputirt uns ein System“, bemerkte der

Pater mit der unschuldigsten Miene, „das wir nicht kennen.“

„Und die Allianz der Schürzen“, replicirte der Kaiser, „die Sie ebenfalls nicht kennen.“

„Auch da haben uns die Freimaurer den Rang abgelaufen“, sagte der Jesuit ironisch.

„Wie?“ fragte Maria Theresia erregt.

„Sehr einfach“, lächelte der Pater; „die Brüder suchen Schwestern.“

„Vielleicht auch schöne Schwestern?“ unterbrach ihn die Kaiserin erregt.

„Natürlich“, bekräftigte der Jesuit; „andere werden gar nicht aufgenommen.“

„Elsa, sind Sie wohl auch eine Freimaurerin?“ flüsterte der Erzherzog Joseph dem Kammerfräulein zu, das erröthend einen Schritt vor ihm zurückwich.

„Die Schwester“, fuhr der Jesuit fort, „wird vor Allem in der sogenannten dunklen Kammer vorbereitet.“

„Abscheulich!“ rief Maria Theresia immer zorniger.

„Dann in die Loge eingeführt, wo der Großmeister“
 „der Pater sah dabei den Kaiser an.

„Mein Mann?“ fragte die Kaiserin halbblaut.

„Sie mit dem Friedensfuß empfängt“, ergänzte der Jesuit.

„Entsetzlich!“ murmelten die Damen.

„Dann stellt er die Fragen“, fuhr der Beichtvater, durch den sichtbaren Erfolg seiner Worte immer kühner gemacht, fort; „es sind viele delikate Fragen, und nach jeder Frage gibt er ihr den Friedenskuß.“

„Verleumdung!“ bemerkte der Kaiser verächtlich die Achseln zuckend.

Maria Theresia sprang auf und eilte entrüstet auf und ab. „Das ist schlecht, das ist gottlos“, wüthete die eifersüchtige Frau, „das ist staatsgefährlich! Es ist meine Pflicht als Katholikin und Regentin, die Freimaurer zu bekämpfen.“

Der Kaiser, dem das Lachen nahe war, stand auf und rief, leicht mit der Reitpeitsche fuchtend: „Meine Herren, wir nehmen die Kriegserklärung an!“

„Krieg den Freimaurern!“ riefen die Damen.
„Krieg den Jesuiten!“ die Herren.

„Unsere Lösung ist der Fortschritt und die Aufklärung“, sprach der Erzherzog, unter die Herren des Hofes tretend. „Unsere der Thron und die Moral“, entgegnete die Gräfin Montefanto.

„Der Mann ohne Vorurtheil“, sprach Graf Bethlen.

„Nieder mit dem Manne ohne Vorurtheil!“ drohten die Damen.

„Hoch der Mann ohne Vorurtheil!“ riefen lachend

die Herren. Unter diesem Rufe trennten sich die Parteien, während die Kaiserin rasch und zornig den gelben Saal verließ. Von dieser Stunde an war der Krieg zwischen Damen und Herren an dem Wiener Hofe erklärt, halb im Scherze, denn Niemand ahnte damals, wohin das Rad der Zeit unaufhaltsam trieb. Niemand sah das Ende voraus, Niemand das schwere Gewitter, dessen Blitze die schwüle Luft Europa's reinigen sollten für lange Jahre.

Viertes Kapitel.

Früh am Morgen des nächsten Tages ging Sonnensfels in seinem Stübchen auf und ab, über einen neuen geharnischten Artikel für sein Blatt nachsinnend, als es leise an die Thür klopfte.

„Hercin, liebe Frau Meninger“, rief der über Nacht berühmte gewordene Mann, dem das Klopfen gut bekannt war.

Wirklich trat seine stattliche Hauswirthin mit ihrem glänzenden Gesichte und ihrer weißen Haube herein.

„Herr von Sonnensfels“, begann sie mit ganz besonderem Respekt, „es ist ein Hofbedienter draußen, der Sie zu sprechen wünscht.“

„Er soll herein kommen.“

Ein ältlicher Mann in der kaiserlichen Galabivré

tra: hierauf in die Stube, verneigte sich tief und blieb, Sonnenfels aufmerksam betrachtend stehen.

„Womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte der Journalist.

„Ich bitte, Euer Gnaden, hier ist ein Brief für Sie“, sagte der Hofbediente, indem er ein kleines parfümirtes Billet übergab.

Sonnenfels suchte in seinen Taschen nach Geld, aber er fand keines.

„Aber ich bitte“, rief der Hofbediente, „Euer Gnaden werden mir doch kein Trinkgeld geben wollen? Ich hab' den Herrn gesehen, der den Ministern so scharf auf die Finger klopft und nicht einmal die Jesuiten schonnt, das ist mir lieber als hundert Dukaten.“

Als der Hoflakai sich empfahl, machte Frau Meninger, obwohl sie von Neugier brannte, Miene, mit ihm das Stübchen zu verlassen, denn sie wußte nur zu gut, daß Sonnenfels sie zurückrufen werde. „Aber, Frau Meninger“, rief dieser in der That, „wir müssen doch sehen, was in dem Briefe ist.“ Er setzte sich, brach das kleine Siegel, das einen Amor mit dem Pfeil darstellte, und las: „Ein Freund am Hofe, der jeden Ihrer Schritte mit Theilnahme verfolgt, will Sie protegiren und wünscht Sie zu diesem Zwecke zu sprechen, heute Vormittags neun Uhr im Vorfaal der Kaiserin.“

„Mein Gott, wer soll das glauben?“ sagte Frau Meninger an ihrer Schürze zupfend; „aber ich habe es immer gesagt, Sie werden Ihr Glück machen bei uns in Wien, Herr von Sonnenfels, Sie sind ja ein ganzes Genie, wie etwa unser Staatskanzler Fürst Kaunig oder der Marschall Daun, der sogar den König von Preußen einmal geschlagen hat; aber von wem ist das Driechen eigentlich? Steht das nicht darin?“

„Es ist anonym.“

„Anonym? Den Herrn kenn' ich nicht, wird wohl ein Ausländer sein.“

„Ich meine, ohne Unterschrift.“

„Ja so, ja, ja!“

„Es ist die Schrift einer Dame“, sagte Sonnenfels, „aber offenbar nur um mich irre zu führen. — Ein Freund am Hofe! Wer kann das sein? Ein Freimaurer hohen Ranges. Darf ich darüber erstaunen, werde ich nicht von dem Orden geheimnißvoll beschützt? Ich suche ja Freunde, Gönner für mein Blatt, meine Bestrebungen, weshalb soll ich diese Protection nicht annehmen?“

„Versteht sich“, sprach Frau Meninger; „aber es ist höchste Zeit, daß wir uns anziehen, mein lieber Herr von Sonnenfels, es hat vom Stephansthurme schon halb Neun geschlagen.“

Sonnenfels zog seinen Hausrock aus, hielt aber plötzlich inne. „Protection“, murmelte er in lautem Selbstgespräche, „welch' verhaßter Klang! — Verhaßt, warum? Ist sie nicht unsterblich und allgegenwärtig seit Beginn der Welt?“

„Das sag' ich auch“, fiel die Hausfrau ein; „hier ist Ihr Paraderock.“

„Hätte Jason ohne Medea's Protection das goldene Vließ bekommen?“ fuhr er fort, während ihm die gute Frau in den Rock hinein half. „Dreifache Protection des Virgil, Cato und der Beatrice führte Dante durch Hölle und Fegefeuer bis in das Paradies, durch besondere Protection des Himmels verlor der heilige Ludwig auf dem Kreuzzuge seine Haare und erfand die Perücken. Unter Protection der Könige von Frankreich ruiniren die kleinen deutschen Fürsten das große deutsche Reich.“

„Das sag' ich auch“, bekräftigte Frau Meninger; „hier ist ein frisches Jabot.“

„Und mir sollte die Protection verhaßt sein?“ sprach Sonnenfels in seiner Toilette fortfahrend, „das ist mein Vorurtheil. Ich will den Kampf gegen die Vorurtheile bei mir selbst beginnen. Ich suche dich, Protection, die du Steine in Brode verwandelst, Frösche Seraphsflügel unterbindest, und aus Ragen Pri-

madonnen bildest — du Göttin der Unfähigen, der Krüppel und der Junker, spaßhafte Dame, die mir winkt, ich will dich suchen!"

„Das sag' ich auch“, schloß Frau Meninger. „Hier ist Gut und Stock, es hat dreiviertel auf Neun geschlagen.“

„Also vorwärts!“ rief Sonnenfels, setzte seinen Dreispiz auf und eilte die Treppe hinab.

In der Burg angelangt, stieg er die große Treppe empor und ging durch die Gänge, zwischen Gardisten und Lakaien, ohne daß ihn Jemand fragte oder nur beachtete, denn der Hof lebte unter Maria Theresia wie eine große Familie. Im Vorfaal der Kaiserin fand er Pater Maus, welcher sich an dem Kamin wärmte und ihn anfangs gar nicht zu bemerken schien.

„Sollte dies mein Freund am Hofe sein“, dachte der Redakteur des Mannes ohne Vorurtheil, „ein Jesuit? Wer weiß?“ — Er trat dem Beichtvater näher und verneigte sich. Dieser reichte ihm ohne sich zu erheben die kleine fette Hand zum Kusse hin; aber Sonnenfels ergriff sie, die Bewegung mißverstehend, und schüttelte sie kräftig.

„Wer ist man?“ fragte der Pater verblüfft.

„Man? — sagte Sonnenfels, „man ist Schrift=

steller.“ Er kennt mich nicht, wie es scheint, dachte er dabei.

„Schreibt man in Theologia oder in Profanis?“ setzte der Jesuit sein Verhör fort.

„In Profanis“, gab Sonnenfels lächelnd zur Antwort.

„Um!“ machte Maus, „mancher hat in Profanis begonnen und in Theologia geendet.“

„Es hat zu allen Zeiten Unglücksfälle gegeben“, entgegnete Sonnenfels rasch.

„Was hat man für ein Amt, Geschäft oder Metier?“ fragte Maus weiter, ihn zugleich aufmerksam musternd.

„Man hat das Amt, dem Fortschritte zu dienen“, erwiderte Sonnenfels immer heiterer, „das Geschäft, den Werth der Menschen und ihrer Erzeugnisse festzustellen, der Gängelbänder, Regierungen, Dichthüte, Religionen, das Metier, gegen die Vorurtheile zu kämpfen.“

„Man ist also auch so ein Mann ohne Vorurtheil?“ scherzte der Jesuit. „Man vergeffe nur nicht, daß auch das Volk seine Vorurtheile hat.“

„Gewiß“, sprach Sonnenfels, „denn das Volk gibt an all den herrschenden Mißständen den Jesuiten Schuld.“

„Den Jesuiten?“ fragte Vater Maus unbefangen.
 „Und das ist gewiß ein Vorurtheil“, sprach Sonnenfels.

„Ein Vorurtheil?“ fragte Maus erstaunt.

„Ein Vorurtheil“, fuhr Sonnenfels sich ihm nähernd fort, „denn die Jesuiten sind weder so gefährlich, noch so mächtig, noch so klug, als man glaubt oder sie uns gerne glauben machen möchten.“ Dabei klopfte er dem Vater unverschämt vertraulich auf die Schulter.

„Wer ist man?“ rief der Jesuit jetzt, indem er rasch aufstand.

„Man ist der Herausgeber des Blattes: Der Mann ohne Vorurtheil.“

„Einer von der Rotte Korah“, rief der Jesuit mit einem Blicke gegen Himmel — dann ging er rasch zum Weihbrunnen, spritzte Sonnenfels mit dem Weihwedel an und wollte zur Thür hinaus; aber er befann sich plötzlich und kehrte auf der Schwelle um.

„Josephus Sonnenfels“, begann er im Tone tiefen Mitleides, „Du bist ein Mann von Kopf, von Kenntnissen, aber Du bist auf einer falschen Bahn.“

„Ich?“

„Reden wir offen“, fuhr der Jesuit gemüthlich fort, „für mich hast Du da vorne eine Glasaufel und

ich sehe das Rad, das in Deiner Brust schnurrt, es ist — die Selbstsucht!“

„Wirklich?“ meinte Sonnensfels lächelnd.

„Parfümiren wir das Ding“, sagte der Vater, „also Drang nach Unsterblichkeit, der Beruf, für die Menschheit zu wirken. O, wie das duftet! Du willst die Macht der Jesuiten brechen, um selbst an ihre Stelle zu treten. „Wozu diesen Krieg? Unsere Arme sind für Dich geöffnet.“

„Ich möchte doch sehen, was der Orden mit mir anfangen würde? —“

„Sei, wie Du willst“, fuhr der Jesuit fort, „im Orden findest Du Deinen Platz. Sei ein Fanatiker, ein Skeptiker, ein Witzbold, ein Phantast —“

„Ein Enthusiast, ein Freund des Volkes, ein Nationalist?“ — fiel Sonnensfels ein.

„Unsere Arme sind geöffnet“, versicherte der Schüler Lophola's.

„Für mich?“ staunte Sonnensfels. „Ist denn diese Welt nicht mehr die Welt, die ich kenne?“ — Er warf sich in einen Lehnstuhl. Der Jesuit betrachtete ihn einen Augenblick heiter, dann beugte er sich über die Lehne seines Stuhles und sprach sanft: „Du kennst sie nicht. Wie jede Wissenschaft hat auch die Wissenschaft vom Menschen ihr System, ihre Axiome, ihre Hypothesen.“

„Gut!“ stimmte Sonnensfels bei.

„Und sie lehrt uns“, explicirte der Pater, „daß man diese Welt der Vorurtheile nur durch kleine Mittel, ganz verächtliche Motive bestimmen und regieren kann.“

„Das ist eine Hypothese“, wendete Sonnensfels ein.

„Das ist ein Axiom“, erwiderte der Jesuit.

„Und darauf baut Ihr Orden sein System?“ forschte der Rationalist.

„Auf den Egoismus“, bekräftigte der Jesuit, „er mag sich nennen, wie er will. Ob Du große Zwecke verfolgst oder ganz gemeine, ob Dich Begeisterung oder rohe Begierde bewegt, erreichen wirst Du Deine höchsten Zwecke stets nur durch ganz gemeine Mittel.“

Sonnensfels machte eine abwehrende Bewegung mit dem Kopfe. „Ich sage nein!“ rief er lebhaft.

„Ich sage ja!“ gab der Jesuit lächelnd zur Antwort“, und ich habe Recht. Ein Linsengericht überzeugt mehr als Ueberredungskunst, ein Liebesbrief beweist mehr als hundert Documente, eine verfälschte Suppe irritirt uns zuweilen mehr als eine Hinrichtung, und eine kleine weiche Frauenhand macht uns frömmere als eine Predigt und Erbauungsbücher.“

„Mich befehren Sie nicht“, erwiderte Sonnensfels entrüstet; „ich will nichts von diesen verächtlichen

Mitteln wissen. Ich glaube an die menschliche Natur, ich gebe zu, daß man sie fängt und lödert mit gemeinen Mitteln, doch überzeugen kann man sie nur mit offenem, freiem Worte und mit Handlungen, die groß sind und erhaben.“

„Groß, erhaben?“ spöttelte Vater Maus. „In dieser Welt des Egoismus! Du wirst komisch, Freund Sonnenfels! Deine Welt ist der Schreibtisch, wie ich sehe, Deine Sonne die Studirlampe — Deine Menschen stehen in Büchern. Nicht bloß Deine Mittel, Deine Ideen sind jalsch.“

„Mich bekehren Sie nicht“, wiederholte Sonnenfels. „Ich glaube an die Menschheit — Zeiten gibt es, Jahrmärkte des Lasters, geistige Epidemien, Zeiten mit dem Antlitz von Gorgonen, aus denen die Verwesung gen Himmel dampft, franke Völker mit Pestbeulen übersät, in die Lumpen ihrer Menschenwürde eingehüllt, an den Schwellen ihrer Fenster bettelnd — Menschen können sinken und versinken, ewig aber ist die Menschheit! Ringsum wandelt sich der Kreis des Lebens: Geburt, Tod und Auferstehung, sie allein ist unvergänglich und für sie sterben, heißt leben für die Ewigkeit.“

„Wie Sokrates, Galilei, Guß, Savonarola!“ sprach der Jesuit mit den Achseln zuckend. „Vertrau’

Dich nur der Dirne an, sie läßt Dich foltern, braten so wie jene.“

„Wälzt sie nicht Jahrhunderte als Denksteine auf ihr Grab?“ rief Sonnenfels.

„Und schürt doch selbst den Scheiterhaufen und schraubt doch selbst die Folterschrauben fester“, entgegnete der Beichtvater. Dann nahm er Sonnenfels unter dem Arme und fuhr, seine Hand streichelnd, im gutmüthigsten Tone fort: „Du dauerst mich. Laß Dich bekehren. Ist es Dir um den Einfluß im Staate, komm' zu uns – da findest Du Deinen Wirkungskreis. Ist es Dir um einen literarischen Namen, komm' zu uns . . .“

Sonnenfels lächelte.

„Ach! Es ist Dir um die Weiber!“ flüsterte der Vater, seine Wangen zärtlich streichelnd, „komm' zu uns, da findest Du Deinen Wirkungskreis.“

Sonnenfels brach in ein schallendes Gelächter aus: Maus stand einen Augenblick sprachlos, dann stimmte er unbefangen in dasselbe ein. „Den bekehre ich nicht“, dachte er bei sich.

„Ich gratulire indes zu Ihrem Wirkungskreis“, sagte Sonnenfels noch immer lachend mit einer höhnischen Reverenz.

„Apage, Satanas!“ rief der Beichtvater entrüstet,

und versuchte es, mit Würde den Saal zu verlassen, aber der „Mann ohne Vorurtheil“ hielt ihn zurück. „Halt“, sprach er, „ich habe Sie gutmüthig an mir herumbelehren lassen. Jetzt will ich versuchen, ob ich Sie belehre.“

„Mich?“ sagte der Jesuit mitleidig.

„Wer ist man?“ fragte Sonnensels, das Verhör des Paters von vorhin wiederholend.

„Pater Maus, aus dem Orden Jesu, Beichtvater Ihrer Majestät.“

„Was hat man für ein Amt, Geschäft oder Metier?“

„Ich bin ein Hirt“, antwortete Maus, salbungsvoll die Hände faltend, „ich möchte Dich retten, mein armes Schäflein.“

„Bemühen Sie sich nicht“, entgegnete Sonnensels, „ich bin kein Schäflein, ich bin auch ein Hirte; Sie hüten die weißen Schafe, und ich — ich hüte die schwarzen!“

„Apoge!“ rief der Beichtvater von Neuem das Weite suchend und von dem Gelächter seines Gegners noch bis in die innersten Gemächer der Kaiserin verfolgt.

Fünftes Kapitel.

Nicht lange nachdem der Vater den Kampfplatz verlassen hatte, trat das Kammerfräulein Elisa von Budova in den Vorfaal, in welchem Sonnensfels ziemlich ungenirt an dem Kamine Platz genommen hatte.

„Soll dies am Ende mein Freund am Hofe sein?“ dachte er, sich erhebend; „in der That, die Damenschrist — nun, wenn ich durchaus Protection brauche, diese kleine Protectorin wäre allerliebste.“

Elisa hatte ihn indeß mit der ganzen Impertinenz eines jungen verwöhnten Mädchens betrachtet. „Wer mag es sein?“ dachte sie, „ein Bittsteller? Wer sonst? Man muß also imponiren, nur Würde“, dann sich ihm langsam nähernd begann sie gedehnt: „Was sucht man hier?“

„Protection“, entgegnete Sonnensfels sich verneigend.

„Vraiment“, rief die muthwillige Kleine, die Augen vornehm zusammenziehend und sich mit ihrem Sacktuche fächelnd, „man wird damit zu sehr überlaufen! Indeß es sei, ich will ihn protegiren!“ dann schlug sie plötzlich ein tolles, kindliches Lachen an und sprang ausgelassen im Saale umher.

„Ich suche einen Freund“, fuhr Sonnenfels fort.

„Einen Freund?“

„Oder eine Freundin“, sagte Sonnenfels, den die Begegnung mit der reizenden Unbekannten unterhielt.
„Sind Sie vielleicht meine Freundin?“

„Ich?“ erwiderte Elisa, indem sie ihn lächelnd betrachtete. „Wer sind Sie denn eigentlich, mein Herr?“

„Ich bin Sonnenfels.“

„So sieht also ein Mann aus, der keine Vorurtheile hat?“ sprach Elisa, ihn mit verschränkten Armen betrachtend, „das Ebenbild Gottes! Nicht übel. Die Haltung resolut, wie es einem Soldaten der Aufklärung ziemt, der Kopf, ein Drittel Jupiter, ein Drittel Narciss —“

„Verliebt in sich selbst“, nickte Sonnenfels.

„Wie ein Affe“, bekräftigte die Kleine spottend;
„ein Drittel biblisch —“

„Sie hat Geist“, dachte Sonnenfels.

„Jakob, der den Esau prellt“, schloß die Kleine.

„O! Sie wird boshaft —“

„Ein ehrliches Auge“, begann Elisa von Neuem, „das Einem mehr sagt als man fragt, aber tect —“

„Rect?“ fragte Sonnenfels, der sie immerfort fest ansah.

„Ja, tect“, sagte Elisa, „dem Nacken sieht man es nicht an, daß kein Ahnherr den Schacherbündel getragen. Ein stolzer Nacken, der sich noch unter kein Joch gebeugt — wie dazu geschaffen, das Joch eines Weibes zu tragen.“

„O! Sie ist gefährlich“, dachte Sonnenfels.

„Und Sie haben gar kein Vorurtheil?“ fragte Elisa.

„Keines“, lautete die Antwort.

„Auch keines für hübsche Mädchen?“ sagte Elisa während sie zu gleicher Zeit mit aller Kotetterie einer Kokotodame in den Spiegel sah; „es gibt hübsche Mädchen.“

„Sehr hübsche Mädchen“, bestätigte Sonnenfels.

„Sehr hübsch“, wiederholte Elisa ihr reizendes Spiegelbild mustern.

„Sie sind also meine Freundin?“ fragte Sonnenfels.

„Ich?“

„Ist dieser Brief nicht von Ihnen?“ fragte er weiter und zog den Brief, den ihm der Hofbediente gebracht hatte, langsam hervor.

„Was für ein Brief?“

„Ein Brief von Damenhand“, antwortete Sonnenfels, „der mich hierher bescheidet.“

„Ich besorge keinen Liebeshandel“, rief Elisa auf-fahrend, indem sie zugleich Sonnenfels den Rücken lehrte.

„Es handelt sich ja nicht um Liebe“, sprach Sonnenfels lächelnd, „sondern um Protection.“

„Was braucht ein Jupiter Protection!“ spottete Elisa.

„Jupiter nicht“, erwiderte Sonnenfels, „aber Jakob, der den Esau prellte. Ich möchte die Jesuiten prellen und bitte um Ihre Protection. Sie sind gewiß eine große Dame?“

„In der That“, sagte Elisa, sich eine komische Würde gebend, „ich habe bei der Kaiserin den Vortritt vor Reichtvätern und Ministern, denn ich — kleide sie an. Ich bin eingeweiht in alle Geheimnisse — ihrer Toilette.“

„Sie sind also —?“

„Das Kammerfräulein Elisa von Budora.“

„Also wie geschaffen, um mich zu protegiren“,

sprach Sonnenfels, rasch eine Nummer seines Blattes hervorziehend.

„Ich — welche die kaiserlichen Haare kämmt?“ spottete Elisa.

„Das ist ja mehr als wenn Sie im Staatsrathe sitzen oder eine Armee kommandiren würden!“ betheuerte Sonnenfels.

„Ich will Sie also protegiren“, sprach Elisa scherzend mit der Würde einer Monarchin, „aber was wollen Sie denn eigentlich erreichen?“ fragte sie dann lachend.

„Lesen Sie mein Blatt“, gab Sonnenfels zur Antwort und überreichte ihr mit einem graziösen Complimente seine Zeitung, „da finden Sie Alles. Wie ich die Bühne in eine Kunstanstalt verwandeln, eine deutsche Nationalliteratur schaffen will, wie ich mir die Finger wund schreibe gegen die Tortur, gegen die Privilegien des Adels und der Kirche, gegen die Bureaokratie, die Militärwirthschaft, kurz gegen alles das, was die Völker stets bedrückt hat und wohl noch einige Zeit bedrücken wird. Vor Allem aber, wie ich für die freie Meinung kämpfe und für ihre Stimme: Die freie Presse.“

„Es gibt also eigentlich nichts, womit Sie zufrieden wären?“ scherzte das schöne Kammerfräulein.

„Nichts“, stimmte Sonnenfels lächelnd zu.

„Nicht einmal die Kaiserin?“ fragte Elisa.

„Die am wenigsten“, sagte Sonnenfels, „Maria Theresia ist die einzige Frau, die mir den Kopf wirbeln machen könnte; sie sitzt auf dem Throne so behaglich wie andere Frauen am Kaffeetisch; sie fordert den Pinsel eines Kubens; um so mehr schmerzt es mich, daß sie eine Betschwester ist! Ich möchte aus ihr eine große Regentin machen, denn, weiß Gott! Sie hat das Zeug dazu.“

„Sie sind ein Freimaurer?“ fiel Elisa ein.

„Der Freimaurerorden hält geheimnißvoll seine Hand über mich“, erwiderte Sonnenfels; „dieser Brief ist ein Zeichen davon.“

„Der ist ja von einer Dame?“ sagte Elisa.

„Es scheint.“

„Zeigen Sie mir den Brief“, machte Elisa.

„Sonnenfels schüttelte mit einem feinen Lächeln den Kopf.“

„Kennen Sie nur in Ihr Verderben“, schmolte die Kleine.

„Ich renne —“

„O! Sind Sie wirklich so unschuldig?“ rief Elisa, den Ton plötzlich ändernd, „ich will Sie ja protegiren und dieser Brief ist von mir.“

„Protégieren Sie mich“, sagte Sonnenfels, indem er die Hand des reizenden Mädchens ergriff und freischelte, „ich verdiene es, ich bin unschuldig, aber der Brief ist — nicht von Ihnen.“

„Abscheulich!“ rief Elisa und schlug ihn zugleich tüchtig auf die Hand.

„Aber Sie protégieren mich doch?“ bat Sonnenfels.

„Nur um Sie los zu werden“, erwiderte Elisa scherzend.

Es klingelte heftig in der Richtung, in welcher die Gemächer der Kaiserin Maria Theresia lagen.

„Jetzt heißt es, meine Mission erfüllen“, scherzte das Kammerfräulein, „und die — kaiserlichen Haare frisiren!“

„O! Sie haben eine wichtige Mission!“ rief Sonnenfels heiter; „der Welttheil blickt auf Sie. Neben Sie Gnade, lassen Sie um's Himmels willen, Maria Theresia keinen engen Schuh anziehen, denn sie kann ein Todesurtheil unterschreiben! Hüten Sie sich vor übereilten Neuerungen in Chemisetten und Frisuren, es kann uns lang ersehnte politische Reformen kosten; ich beschwöre Sie, seien Sie sich stets Ihrer Mission bewußt.“

Es klingelte wieder, zugleich theilte der Erzherzog Joseph den Vorhang der Außenthüre und blieb von

demselben halb verborgen stehen, indem er die Beiden beobachtete.

„Ach! Was haben Sie für Sorgen“, entgegnete Elisa in demselben übermüthigen Tone; „Reformen, geordnete Finanzen, Aufhebung der Jesuiten, Sie Glücklicher! Aber ich — schlaflose Nächte um einer neuen Mode willen und Todesangst um eine — Frisur!“

Es klingelte zum dritten Male, Elisa warf die Nummer des ‚Mann ohne Vorurtheil‘, welche ihr Sonnensfels gegeben hatte, auf den Tisch und eilte davon, während ihr der sonst so ernste Mann mit einem liebevollen Lächeln nachblickte.

Der Erzherzog, welcher Sonnensfels und Elisa mit einem gewissen Mißtrauen beobachtet hatte, war nahe daran aufzujauhen, als er das schöne Mädchen die Zeitung auf dem Tische zurücklassen sah, denn er zweifelte nicht, daß sie bald zurückkehren und das Blatt nehmen würde. Darauf baute er sofort einen Plan. Seit Monaten hatte er vergebens auf eine Gelegenheit gewartet, sich Elisa, deren graziöse Erscheinung und geistreiche Munterkeit ihn gefesselt und ihm ein bisher nicht gekanntes Gefühl eingeflößt hatten, zu nähern,

dann hatte er einen Brief an sie geschrieben in der Absicht, denselben unbemerkt an sie gelangen zu lassen. Indes wollte ihm auch dies bisher nicht gelingen. Jetzt lag das Blatt da, das bald wieder in ihre Hände gelangen mußte, und er entschloß sich, den Brief, den er stets bei sich hatte, in demselben zu verbergen.

Freilich störte ihn die Anwesenheit des ihm fremden Sonnenfels, aber es war keine Zeit zu verlieren, und so näherte sich der Erzherzog rasch dem Tische, zog den Brief aus der Brust hervor und versuchte es, ihn, Sonnenfels den Rücken kehrend, in das Blatt zu legen. Aber ehe er dazu kam, trat Sonnenfels, der in jedem neu Eintretenden seinen geheimnißvollen „Freund am Hofe“, den Brieffschreiber sah, der ihn in die Hofburg berufen, an ihn heran.

„Mein Herr“, begann der Erzherzog Joseph verlegen, „kann ich Ihnen mit irgend Etwas dienen?“

„Sie sind sehr gütig“, erwiderte Sonnenfels, welcher den Erzherzog auch nicht kannte, „Ihr Brief —“

„Mein Brief“, stammelte Joseph verwirrt und ließ in demselben Augenblicke das Zeitungsblatt fallen, indem er seinen Brief an Elisa in der Brust verbergte; „mein Herr, was wissen Sie von meinem Briefe?“

„Mein Herr“, erwiderte Sonnenfels, „wenn Sie einen Brief an mich adressiren —“

„An Sie?“ staunte der Erzherzog.

„So lese ich ihn“, ergänzte Sonnensfels, den Brief, welchen ihm der Hofbediente überbracht hatte, hervorziehend.

„Meinen Brief an Sie?“ sprach der Erzherzog, welcher die Situation absolut nicht verstand.

„Ihren Brief an mich“, beharrte Sonnensfels, Joseph den Brief reichend.

„Seltsam“, sagte der Erzherzog, die Adresse ansehend; im nächsten Augenblicke rief er jedoch lebhaft erfreut. „Sonnensfels, der Herausgeber ‚des Mannes ohne Vorurtheil‘ — ich wünschte längst, Ihre Bekanntschaft zu machen!“

„Ich werde am Hofe so geheimnißvoll beschützt“, sagte Sonnensfels sich verneigend.

„Von den Freimaurern“, erwiderte der Erzherzog, indem er das Zeitungsblatt wieder vom Boden aufhob und einen schüchternen Versuch machte, seinen Brief an Elisa in die Zeitung auf dem Tische zu legen; aber Sonnensfels störte ihn auch diesmal.

„Ich vermuthe . . .“ begann er.

„Der Erzherzog, welcher sah, daß Sonnensfels ihn für einen Freimaurer hielt, und seit Langem von Sehnsucht brannte, in die Geheimnisse des mächtigen Ordens einzudringen, beschloß, ihm das Zeichen mit der Hand

zu geben, das er kannte. Kaum hatte er die Hand des kühnen Journalisten berührt, als dieser das Zeichen zurückgebend, rief: „Sie sind also mein Beschützer!“

Der Erzherzog aber, seine Hand festhaltend, entgegnete leise: „Zürnen Sie mir nicht, ich habe Ihr Vertrauen mißbraucht — ich bin nicht Ihr Beschützer, ich bin kein Freimaurer.“

„Mein Herr, wer sind Sie dann?“ rief Sonnensfels aufgeregt.

„Ich bin der Erzherzog Joseph.“

„Kaiserliche Hoheit . . .“

„Und Ihr Freund, wenn Sie wollen“, fügte der Erzherzog hinzu. „O, endlich finde ich den Weg zu dem Geheimnisse der Freimaurer! Sie werden mich ihn führen.“

„Das darf ich nicht“, sagte Sonnensfels ablehnend.

„Sie weisen mich zurück?“ fragte der Erzherzog zugleich erstaunt und erschreckt.

„Auch das darf ich nicht“, erwiderte Sonnensfels.

„Erklären Sie sich“, sprach der Erzherzog.

„Wir kämpfen für die Gleichheit“, sagte Sonnensfels, „für das Allgemeine, gegen die Selbstsucht der Einzelnen, der Stände wie der Nationen. Krieg dem Egoismus, er maskire sich wie er will, als römische Cornelia, als Leander, der den Hellespont durchschwimmt,

oder als Alexander, der eine Welt erobert. Wer nicht den Muth hat, zum geistigen Selbstmord in den Ocean der Menschheit zu tauchen, der bleibe dem Geheimnisse ferne.“

„Ich habe den Muth zu diesem Selbstmord“, rief der Erzherzog begeistert.

„Dann ist diese Stunde denkwürdig und groß“, sprach Sonnensfels ergriffen; „ich vertraue Ihnen, ich führe Sie.“

„Auch ich vertraue Ihnen“, sagte der Erzherzog, die Hand des Journalisten fassend, mit leiser Stimme. „Wir stehen nicht mehr allein. Die spanischen Minister und Choiseul haben sich mit mir verbunden zum Sturz der Jesuiten.“

„Krieg den Jesuiten!“ sprach Sonnensfels hingegriffen; dann, auf die Uhr blickend, fuhr er fort: „Soeben wird die neue Nummer meines Blattes ausgegeben, sie enthält die Kriegserklärung, einen Artikel welcher das ganze System des Jesuitenordens, die Devise: ‚der Zweck heiligt die Mittel‘, in ihrer vollen Verwerflichkeit auseinandersetzt.“

Der Erzherzog hatte diesmal glücklich den Augenblick, wo Sonnensfels sich abwendete, um auf die Uhr über dem Kamin zu sehen, benützt, um den Brief an Elisa rasch in die Zeitung zu schieben, die auf dem

Lische lag. — „Vortrefflich“, sprach er dann; „jetzt aber muß ich Abschied nehmen, mich erwartet mein Regiment. Leben Sie wohl. Lösen Sie Ihr Wort!“

Sonnensfels verneigte sich stumm.

Der Erzherzog ging einige Schritte gegen die Thüre, besann sich dann, blieb stehen und sah seinen neuen Freund forschend an. „Sie verbergen mir Etwas“, sagte er vorwurfsvoll.

„Ist es Ihr fester Wille, kaiserliche Hoheit“, antwortete Sonnensfels, „in das Geheimniß der Freimaurer einzudringen?“

„Ja“, versicherte Joseph.

„Der Orden kennt keine Ausnahme und seine Prüfungen sind streng“, erwiderte Sonnensfels.

„Ich unterwerfe mich jeder Prüfung“, rief der Erzherzog mit edler Wärme. „Suchen Sie mit dem Senkblei der Vorurtheile Grund in meiner Seele, Sie werden ihn nicht finden. Ich unterwerfe mich jeder Prüfung. Man werfe mich in einen geistigen Schmelztiegel und treibe psychologische Chemie mit mir, man wird kein Element in meinem Wesen finden, das sich mit Selbstsucht oder Hochmuth in Zusammenhang bringen ließe. Ich unterwerfe mich jeder Prüfung. Mein Herz ist einfach, meine Liebe steht in keinem Hofceremoniell und wird an keiner Kassa baar ausgezahlt. Auch die edle

Selbstsucht großer Seelen ist mir fremd. Mich schreckt der blutige Lorbeer eines Alexander, mich ekelt vor der friedlichen Reclame der Medicäer. Ich liebe die Menschheit: Das ist Alles. Ich verlange die strengsten Prüfungen, ich werde sie bestehen, und bestehe ich sie, dann wird wohl der Enkel Karl's V., der Sohn Maria Theresia's, der Erbe so vieler Kronen, vor dem Vorhange Cures Heiligthumes erscheinen dürfen und das Recht verlangen, Bruder seiner Brüder, das Glück — nur Mensch zu sein!“

Sonnenfels noch einmal huldvoll grüßend verließ der Erzherzog hierauf mit raschen Schritten den Saal.

Sechstes Kapitel.

„Immer neue Freunde, neue Beschützer“, dachte Sonnenfels, als er wieder allein war; „aber wo ist er, der mich hierher berufen? Pünktlichkeit scheint keinesfalls seine Leidenschaft zu sein, denn wir haben bald elf Uhr.“ Sonnenfels begann die reizenden holländischen Genrebilder, Thierstücke und die Porträts zu betrachten, welche den kaiserlichen Vorfaal schmückten und vertrieb sich so die Zeit; endlich verlor er aber die Geduld, nahm Hut und Stock und beschloß zu gehen. Da — wie durch den Zauberspruch seines Willens herbeigerufen — trat rasch eine dicht verschleierte Dame herein und berührte seine Schulter mit dem Fächer. Sonnenfels wendete sich um und grüßte die Unbekannte mit tiefer Verneigung, während sie ihn stumm aber aufmerksam zu betrachten schien.

„Enthüllen Sie sich, reizendes Mysterium!“ begann er endlich.

„Wenn Sie es verdienen“, gab eine glockenreine schöne Frauenstimme zur Antwort.

„Wie soll ich das?“ fragte Sonnensfels, Gut und Stod auf den nächsten Sessel legend.

„Durch Vertrauen“, belehrte ihn die schöne Stimme

„Ich vertraue Frauen nur, wenn sie — schön sind“, sagte Sonnensfels rasch.

„Vertrauen Sie mir also!“

„Erlauben Sie, daß ich mich überzeuge, ob ich es darf“, erwiderte Sonnensfels den Schleier der Unbekannten ergreifend. Sie wehrte ihm nicht, und während er sie langsam entschleierte, lachte sie und ihr Lachen klang dem kühnen Journalisten wie süße, italienische Musik. „Vertrauen Sie mir?“ fragte Sie schalkhaft in dem Augenblicke, wo er von ihrer fremdartigen klassischen Schönheit geblendet, halb erstarrt in ihr Antlitz blickte.

„Ich vertraue“, entgegnete Sonnensfels den Schleier loslassend. Sie sind ein Rest aus der Zeit des Titian und des Veronese. Sie sind keine Deutsche?“

„Nein, nein“, sprach die Schöne den Kopf schüttelnd, „ich bin eine Tochter der alten Dogenstadt.“

„Ich errathe“, murmelte Sonnenfels; „die Armida unseres Hofes, Gräfin Montefanto.“

Die schöne Italienerin sah den deutschen Schriftsteller noch einmal mit ihren großen dunklen Augen kalt prüfend an, dann setzte sie sich nachlässig auf das nächste Kanapé und spielte mit ihrem Fächer. „Es war eine Laune von mir, Sie kennen zu lernen“, sagte sie leicht hin, „Launen kommen und vergehen.“

„Auch diese?“ fragte Sonnenfels, der sich von der koketten Frau gegen seinen Willen immer mehr gefesselt fühlte.

„Diese nicht“, entgegnete die Montefanto, nach einer wohlberechneten Pause ihn plötzlich fest ansehend.

Die will mich fangen, dachte Sonnenfels, und es wird ihr gelingen.

Die Italienerin war indeß zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Feind der Jesuiten ein ganz lebenswürdiger, hübscher Mann sei und daß das Opfer, welches sie ihrer Partei bringen sollte, ihr eigentlich recht viel Vergnügen versprach. „Sie kämpfen gegen die Vorurtheile“, begann sie „Sie haben Recht. Was haben wir Frauen nicht gleich für Vorurtheile! Wir können glauben, daß Alexander, nicht daß Dante liebt. Als ob die Monarchen des Geistes nicht auch lieben würden. Lieben Sie?“

„Bis jetzt nicht!“ antwortete der Deutsche mehr aufrichtig als artig. Seine Geradheit mißfiel indeß der an galante Süßigkeiten gewöhnten Hofdame durchaus nicht. „Sie müssen es aber lernen“, sagte sie, „Alles muß gelernt werden, auch die Liebe.“

„Ich fange an zu lernen“, erwiderte Sonnenfels mit feiner Beziehung.

„O! Weihen Sie sich ihr ganz“, rief die schöne Italienerin; „die Liebe verlangt das, wie die Poesie, das Vaterland! Sind Sie ehrgeizig, so lieben Sie! Liebe ist Macht: sie theilt Ministerportefeuilles und Kommandostäbe aus. Sind Sie unglücklich, so lieben Sie: Liebe ist Glück; sie trocknet Thränen, legt rothige Nebel zwischen uns und die Welt. Hassen Sie die Knechtschaft, so lieben Sie: Liebe ist Freiheit; sie bricht Ketten, sie bindet uns Adlersflügel unter die Arme, sie schmiedet Waffen aus Gefängnißstäben. Liebe ist Hoffnung — hoffen Sie.“

„Liebe ist sterblich“, murmelte Sonnenfels den Kopf auf die Brust gesenkt.

„Doch sie macht unsterblich!“ rief die Montefanto mit hinreißender Gluth; „Helena Forman mischte Blut in Rubens' Farben; die beiden Leonoren krönten den Tasso; auf Dante's bleiches Haupt drückte Beatricens Lichtgestalt den Lorbeerkranz. — Sie denken

zu groß mein Freund, um klug zu sein: Sie brauchen Schutz. Ich möchte Sie beschützen.“

„Jesuitin!“ murmelte Sonnenfels.

„Ja, ich will Ihre Seele retten“, entgegnete die schöne Gräfin die Lippen spöttisch kräuselnd. „Beichten Sie mir also.“

„Meine Laster?“ scherzte Sonnenfels.

„Nein, Ihre Tugenden“, sprach die Italienerin ihm mit einer stolzen Bewegung ihren Schemel mit dem Fuße zuschiebend.

„Ich bin noch nie vor einem Weibe gekniet“, sagte Sonnenfels sich vergebens gegen die Künste Armida's wehrend.

„Um so besser“, erwiderte die Montefanto lächelnd; „oder ist das ein Vorurtheil? — Auf die Kniee, Mann ohne Vorurtheil!“ gebot sie herrisch.

„Sie wirft die Schlinge geschickt“, dachte Sonnenfels, indem er langsam vor ihr niederkniete. — „Sie sehen“, sprach er dann, „ich habe keine Vorurtheile.“

„Und Sie gestatten auch keines?“

„Nein.“

„Ach! Und ich sagte Ihnen schon, wir Frauen haben so viel Vorurtheile.“

„Zum Beispiel?“ fragte Sonnenfels.

„Zum Beispiel“, gab die gefährliche Schöne zur

Antwort, „das Vorurtheil geliebt zu werden, allein, zuerst. Wir haben das Vorurtheil, den Mann, den wir lieben, zu unseren Füßen setzen zu wollen, aber ihn dafür über alle anderen zu erheben.“

Sonnenfels fühlte jetzt die Schlinge um den Hals; sein Herz schlug heftig, sein Kopf glühte — Elisa war vergessen, er war von der stolzen Kokette gefangen.

„Aber dieser Mann muß uns vertrauen“, fuhr die Gräfin fort, ihren Arm um seinen Nacken legend.

„Lieben!“ flüsterte Sonnenfels berauscht ihre kleine Hand an sein Herz drückend.

„Und sich leiten lassen“, sprach die schöne Kokette voreilig.

In diesem Augenblicke zerriß die Schlinge.

Sich leiten lassen? dachte Sonnenfels, was ist das? So bin ich eben gut genug zum Spielzeug einer Jesuitin?

Er fühlte sich auf einmal frei.

„Ich will Sie erheben“, fuhr die Gräfin ahnungslos fort, „aber Sie müssen mir folgen. Sie werden hoch steigen, sehr hoch, Sie sind ein Mann von Geist, von Genie —“

„Wenn Sie mir schmeicheln wollen, Madame“, rief Sonnenfels sich stolz erhebend, „nennen Sie mich einen Mann von Charakter.“

„Was ist das?“ stammelte die Montefanto aufspringend nicht ohne eine gewisse Verwirrung — „der Charakter ist die Tugend des Mannes“, fügte sie dann, sich fassend, hinzu „ich schätze die Tugend.“

„Ja, so hoch“, spottete Sonnenfels dessen ganze Bosheit mit einem Male erwacht war, „daß Sie selbst keinen Anspruch darauf erheben.“

„Mein Herr!“ stieß die Gräfin im höchsten Zorne mühsam hervor.

„Madame!“

„Zittern Sie vor mir!“ drohte die Entlarvte.

„Ich zittere nur bei dem Gedanken“, erwiderte Sonnenfels kalt, „daß ich nahe daran war, Ihre Sklave zu werden.“

„Mein Sklave! Ja!“ lachte die Italienerin, „das ist das Wort. Ein Ding, auf das ich trete, wollte ich aus Ihnen machen. Sie glauben doch nicht etwa, einen — Günstling?“

„Nein, Gräfin — nur einen Jesuiten.“

„Ich hasse Sie!“ knirschte die Italienerin wüthend.

„Weil ich Sie nicht liebe“, höhnte Sonnenfels, ohne nur einen Augenblick seine Stimme zu steigern.

„Mein Herz verlangt nach Rache“, rief die Gräfin, indem sie mit heftigen Schritten auf und ab eilte.

„Das heißt nach einem Bravo —“

„Ein Bravo kostet Geld“, entgegnete die Montefanto mit unbeschreiblicher Geringschätzung, „und Sie sind dieses Geld, weiß Gott, nicht werth.“

„Madame!“

„Sie glauben, daß ich zornig bin?“ fuhr die Italienerin mit von Wuth erstickter Stimme lächelnd fort; „o! Sie sollen nicht getödtet, Sie sollen nur ausgelacht werden, ausgelacht! Sonnenfels soll in Zukunft der Pierrot unserer Pantomine heißen und Sonnenfels in Prater der Hanzwurst.“

Sie eilte hierauf mit drohend erhobenem Arme fort, während Sonnenfels sie mit spöttischen Verbeugungen bis zur Thüre begleitete.

„Das Weib hat Klace“, dachte er und nahm seinen Hut, in der Absicht zu gehen. „Nun, sie mögen mich immerhin den Mann ohne Vorurtheil höhnen, ich habe einmal kein Talent dazu, auf die Papilloten einer Hofdame Recepte gegen Willkür, Mißbrauch und Unzufriedenheit zu schreiben. Am Ende bleibt mir wieder nichts als Du — mein Blatt!“ Er nahm lächelnd seine Zeitung vom Tische, da fiel etwas zur Erde — es war der Brief des Erzherzogs an Elisa.

Sonnenfels hob ihn auf. Der Brief war offenbar an das reizende Mädchen gerichtet, dem er die Nummer des „Mann ohne Vorurtheil“ gegeben hatte.

Er hatte absichtslos eine Unzartheit begangen, das fühlte er, und so beeilte er sich die Zeitung auf ihren Platz zurückzulegen und schob den Brief vorsichtig zwischen die Blätter derselben hinein.

Dann setzte er sich neben den Tisch und begann sich halb unbewußt mit dem Briefe zu unterhalten. „Da liegst Du wieder“, murmelte er, „Du bist gewiß ein Liebesbrief; „der Dich geschrieben, wagt und gewinnt. Wer kann es sein? Wer war hier? — Niemand als der Erzherzog.“

Sonnensfels hob das Blatt leise auf und zog den Brief wieder mit zwei Fingern heraus.

„Da ist er“, fuhr er im Selbstgespräche fort, klein — wohlriechend — und“ — er wog ihn auf der Hand — „leicht. Er ist also nicht der erste.“

Von Eifersucht erfasst schleuderte er ihn heftig zu Boden. „Der Erzherzog findet sie gewiß allerliebste; aber ich finde das ebenso gut, nur habe ich nicht den Muth es ihr zu gestehen. Ich könnte zu Maria Theresia sagen: Geben Sie uns ein Parlament, aber nicht zu Elisa: Sei mein! — Ich glaube, ich bin verliebt und habe vorhin meine Liebe an die Unrechte adressirt, dafür muß ich jetzt fremde Liebe an meine Adresse beforgen.“

Er hob den Brief des Erzherzogs Joseph an Elisa

auf und legte ihn wieder in die Nummer seines Blattes, welche auf dem Tische lag. Es war ein heiterer Zufall, daß das hübsche Kammerfräulein in demselben Augenblicke die Thüre öffnete. Als sie sah, daß Sonnenfels, für den sie sofort ein lebhaftes Interesse gewonnen hatte, einen Brief in die Zeitung legte, zweifelte sie keinen Augenblick, daß dieser Brief für sie bestimmt sei; sie schloß leise die Thüre und wartete, bis Sonnenfels den Saal verlassen hatte, dann bemächtigte sie sich rasch des Blattes.

Was mag der Brief enthalten? dachte sie, er duftet wie eine Rose; es ist gewiß ein Liebesbrief. Worüber soll man auch an ein kleines junges, hübsches Mädchen schreiben als über Liebe?

Sie fühlte sich lebhaft geschmeichelt. Sonnenfels, welcher täglich für ein ganzes großes Volk schrieb, schrieb an die kleine Elisa. Gegen sie hatte er offenbar kein Vorurtheil. Sie zeigte sich eben so vorurtheilsfrei und öffnete den Brief.

„Theure Elisa“, las sie, „lange schon bete ich Sie an.“

Nun eben lange ist unsere Bekanntschaft nicht, dachte sie.

„Meine Seele ist voll von Ihnen“, las sie weiter, „wie voll Süßigkeit und Duft.“

Einen guten Stil hat er, sagte sie zu sich selbst.

„Ich sehne mich, Ihnen das selbst zu sagen und bitte Sie, mir ein Rendez-vous zu gewähren“, hieß es im Briefe weiter, „und zwar heute Nacht, hier im Vorjaal der Kaiserin. Ich habe Mittel, in denselben zu gelangen. Wenn Sie einwilligen, stellen Sie um neun Uhr Abends ein Licht auf Ihr Fenster.“

Joseph.“

Joseph! Was ist das? dachte Elisa; sie erinnerte sich aber zu rechter Zeit, daß der Name des Redacteurs auf dem Blatte stehen müsse, und als sie den ‚Mann ohne Vorurtheil‘ zur Hand nahm, da stand es wirklich mit fetten Buchstaben: Herausgeber Joseph Sonnensfels.

Sie war nun vollkommen überzeugt, daß der Brief des Erzherzogs von Sonnensfels sei; obwohl sich aber in ihrem Herzen ein bis jetzt kaum geahntes Gefühl für den geistvollen muthigen Verfechter des Fortschrittes regte, war sie doch gleich entschlossen, ihm das verlangte Rendez-vous nicht zu bewilligen, ja ihn in echt mädchenhafter Bosheit nicht einmal einer Antwort zu würdigen. Indeß verursachte ihr der Brief selbst auch einige Unruhe und ein nicht geringes Kopfzerbrechen. Elisa wußte die sittenstrenge Kaiserin auf einer unausgesetzten Jagd nach Amouren und Liebesbriefen;

Maria Theresia lauschte nicht selten Nachts an den Thüren ihrer Hofdamen und Kammerfräuleins und visitirte deren Koffer. Wohin also mit dem Briefe? — Elisa kniete bereits bei dem Kamine, um ihn zu verbrennen, aber sie besann sich. — Kommt Zeit, kommt Rath, dachte sie und verbarg das gefährliche Document vorläufig an ihrem Busen. Einer hatte sie dabei beobachtet, dem an diesem Hofe nichts entging und der nach allen Seiten rastlos seine Fühler ausstreckte — der ehrwürdige Pater Maus. Er nahm sich vor, ihr das Geheimniß des Briefes um jeden Preis zu entreißen.

Raum eine Viertelstunde, nachdem sie den Brief des Erzherzogs unter ihrem Spizentücheln versteckt hatte, rief Maria Theresia ihren muntern Liebling zu sich und gab ihr auf, Garn für sie zu wickeln, denn sie gefiel sich zuweilen darin, zu stricken. Dann warf die Kaiserin, welche auf den Pomp und die Schönheit ihrer äußeren Erscheinung noch immer großen Werth legte, einen letzten Blick in den großen Wandspiegel und begab sich in den Staatsrath.

Elisa spannte das Garn auf den Lehnen zweier

Sessel, welche sie einander gegenübergestellt hatte, aus und begann das Garn aufzuwickeln. Während sie dann trällernd um den Sessel herumging und rastlos den Faden wickelte, trat der Kaiser, welcher längst ein Auge auf das reizende Mädchen geworfen hatte, herein.

Franz Stephan von Lothringen liebte seine Gemahlin, aber er war zugleich ein französischer Prinz und ein echter Sohn seiner Zeit, ein Rococo-Edemann, galant und treulos, ohne deshalb eine gewisse Gemüthlichkeit zu leugnen, welche sich in allen seinen historischen Verhältnissen an dem Wiener Hofe ausdrückt.

„Mademoiselle“, begann er, Elisa begrüßend.

„Majestät“, erwiderte das Kammerfräulein mit einem tiefen Knix.

„So fleißig?“ sagte der Kaiser sich der Kleinen nähernd.

„Befehl Ihrer Majestät der Kaiserin“, entgegnete Elisa trocken.

„Garn?“ fragte der Kaiser, indem er ihr um die Sessel herum folgte und sie beim Rinn zu nehmen suchte.

„Für Strümpfe“, sagte Elisa, welche den Galanterien des Kaisers immer wieder zu entchlüpfen verstand.

„Strümpfe?“ sagte Franz Stephan.

„Für Eure Majestät!“ erwiderte Elisa mit einem spöttischen Knix.

„Für mich?“ rief der Kaiser, welchem es endlich gelang, sie zu umschlingen.

„Brauchen Majestät keine Strümpfe?“ warf Elisa hin, welcher es rasch gelang, sich wieder los zu machen.

„Ich glaube, Mademoiselle hat ein Vorurtheil gegen mich?“ fuhr der galante Monarch fort. „Wir haben aber allen Vorurtheilen den Krieg erklärt und so will ich dieses zuerst bekämpfen.“ Er begann hierauf Elisa aufs Neue um die Sessel herum zu verfolgen.

„Das Garn!“ schrie die Kleine.

„Die Strümpfe!“ spottete der Kaiser — schon breitete er die Arme nach ihr aus, da rief sie: „Mein Gott die Kaiserin!“ und im Nu war sie befreit. Der Kaiser warf sich, um seine Verlegenheit zu maskiren, in einen Lehnstuhl und zog ein Actenstück hervor, in dem er eifrig las, während Elisa kaltblütig fortfuhr, das Garn aufzuwickeln.

„Ja, wo ist sie denn?“ sagte nach einer Pause der Kaiser endlich.

„Wer?“ fragte Elisa mit geheuchelter Naivetät.

„Nun — die Kaiserin.“

„Ihre Majestät die Kaiserin?“ wiederholte Elisa.
 „Im Ministerrathe, wo soll sie denn sein? — Mein Gott, die Kaiserin, meinte ich, was würde sie sagen, wenn — wenn Eure Majestät das Garn zerteißen würde.“

„So“, erwiderte der Kaiser, „und deshalb hast Du mich so erschreckt? — Gib den Knäuel her, ich will Dir helfen.“

Elisa schien einen Augenblick an diesem Spiele kaiserlicher Galanterie Gefallen zu finden, denn sie überließ Franz Stephan den Knäuel und er begann ganz ebenso, wie es früher das Kammerfräulein gethan hatte, um die Sessel herumzugehen und aufzuwickeln.

„Schneller“, sagte das muthwillige Mädchen.

Der Kaiser folgte ihr, doch verwickelte er den Faden.

„Sie verderben nur die Arbeit, Majestät“, rief Elisa und nahm ihm den Knäuel wieder weg.

„Gut, mein Kind“, sagte der Kaiser, „dann halte ich Ihnen das Garn!“ Er nahm es auf die Urne und näherte sich Elisa. „Symbolisch“, fuhr er fort, „Sie ziehen mich an sich.“

„Nicht zu nahe“, gebot das resolute Mädchen.

„Im Gegentheil“, lachte der Kaiser, „immer näher“, und indem er die vor ihm fliehende Elisa zu fassen suchte, wickelte er sich vollkommen in das Garn ein.

Da ging in seinem Rücken die Thüre auf und Maria Theresia im schweren, lichten hochgebauchten Kleide erschien in derselben.

„Mein Gott, die Kaiserin!“ rief Elisa sie erblickend.

„Macht keine Wirkung mehr“, entgegnete der Kaiser aus vollem Halse lachend, zugleich gelang es ihm, Elisa zu fangen und ihr einen Kuß zu rauben. Maria Theresia stieß entrüstet einen lauten Schrei aus und stand plötzlich in zorniger Würde gleich der strafenden Gerechtigkeit vor ihrem galanten Gemahl.

„O! le diable est en campagne“, murmelte der galante Franz Stephan erschrocken und sank auf einen Sessel.

„Ich mache doch noch einige Wirkung, wie es scheint“, sagte Maria Theresia, den Kaiser scharf ansehend.

„Mais ma chère!“ erwiderte dieser, sich erhebend, „ich bin in das Garn der Kleinen gerathen, ich weiß nicht wie.“

„Und befreit, Du weißt nicht wie“, sprach die Kaiserin zornig, indem sie die große Papierscheere vom

Tische nahm, zwischen die Weiden trat und das Garn entzwei schnitt. „Die Kleine ist unschuldig.“

„Mais“ — sagte der Kaiser.

„Thue, was Du willst“, rief Maria Theresia auf das Höchste erregt; sie stützte sich dabei mit der Papierschere auf den Tisch und stieß dieselbe im Takte in die schöne eingelegte Platte; „ich — ich bin ohne alle Jalousie, amüsire Dich, hosiere, aber laß mir mein Haus, mein ehrliches Haus in Frieden — ohne alle Jalousie!“

Der Kaiser zuckte statt aller Antwort die Achseln und setzte sich auf das Kanapé.

Zum Glück für ihn meldete der dienstthuende Kammerherr zu rechter Zeit die Damen des Hofes, welche auch, die Gräfinnen Fuchs und Montefanto an der Spitze, sofort hereintraten.

„Majestät, wir verlangen Rache“, platzte die alte Oberhofmeisterin heraus.

„Gerechtigkeit gegen Sonnenfels“, corrigirte Vater Maus, welcher nachgeschlichen kam.

„Unseren Feind“, schrie die Fuchs.

„Den Feind des Staates“, verbesserte der vorsichtige Jesuit.

„Das auch noch?“ murmelte Maria Theresia, „was ist mit Sonnenfels?“

„Lesen Sie diesen Artikel“, sprach Gräfin Montefanto.

„Einen Artikel?“ fragte der Kaiser, welcher froh war, daß nicht mehr von ihm die Rede war.

„In der eben ausgegebenen neuen Nummer des ‚Mannes ohne Vorurtheil‘“, erwiderte der Beichtvater mit tiefer Verbeugung dem Kaiser das Blatt überreichend. Aber Maria Theresia kam ihrem Gemahle zuvor und riß es mit solcher Festigkeit an sich, daß Maus zusammenschrak und am ganzen Leibe zitterte. Während die Kaiserin sich zu dem Tische setzte und den incriminirten Artikel zu lesen versuchte, gab die Montefanto ihre Nummer dem Kaiser, welcher gleichfalls zu lesen begann.

„Es ist ein Artikel, welcher Alles zerstört“, begann der Jesuit von Neuem.

„Unseren Einfluß“, rief die Obersthofmeisterin.

„Die Kirche“, corrigirte Maus, „den Staat, die Moral.“

„Ja, die Moral“, sagte Maria Theresia mit Nachdruck, zugleich bei Seite auf den Kaiser blickend, „die Welt ist entseßlich schlecht geworden, Strafgerichte können nicht ausbleiben.“

„Ueberlassen Sie dieselben Gott“, fiel der Kaiser ein.

„Wir sind an Gottes Statt“, entgegnete Maria Theresia mit voller Majestät.

„Um Gericht zu halten über Blasphemie und Hochverrath“, fügte der Jesuit hinzu.

Der Kaiser antwortete nur mit einem verächtlichen Lachen.

„Wie nennen Sie dies also, kaiserliche Majestät?“ sagte Maria Theresia zu ihrem Gemahle gewendet und schlug dabei heftig auf das Blatt.

Der Kaiser erhob sich, ging bis zu dem Sitze seiner Frau und erwiderte, ihr das Blatt hinhaltend: „Ich nenne das — Wahrheit, kaiserliche Majestät!“

„Hochverrath!“ schrie Maria Theresia von Zorn und Eifersucht hingerissen.

„Wenn das in Ihrem Reiche Hochverrath ist, Madame“, sagte der Kaiser, „dann sind Sie —“

„Sonnenfels ist kein Hochverrätber“, fiel Elisa lebhaft ein.

„Welche Seelenverwandtschaft!“ spottete Maria Theresia. „Ja“, fuhr sie dann fort, „wir stehen an der Schwelle eines großen Strafgerichtes . . .“

„Das Eure Majestät an Gottes Statt halten müssen“, fiel der Jesuit ein.

„An Sonnenfels!“ rief die alte Fuchs hastig.

„An Jenen, welche die Moral untergraben“, fuhr der Jesuit fort, „welche solche Blätter herausgeben, welche solche Artikel schreiben.“

„Mein Gemahl“, flüsterte die Kaiserin zornig ihrem Gatten zu, „Sie nehmen sich der Freimaurer, Sie nehmen sich des Sonnenfels und seines verwerflichen Journalés, Sie nehmen sich sogar meines Kammerfräuleins an — Sie zwingen mich ein Exempel zu statuiren.“

„An wem?“ entgegnete Franz Stephan kalt.

„An Sonnenfels!“ rief Maria Theresia.

„Wofür?“

„Für diesen Artikel“, sagte Maria Theresia, ihm die Zeitung hinhaltend.

„Für diesen Artikel“, antwortete der Kaiser, die Achseln zuckend, „den Sie noch gar nicht gelesen haben!“

„Das weiß ich selbst am besten“, rief die eifersüchtige Frau ärgerlich, „es ist jedoch Zeit ein Exempel zu statuiren.“

„Ja, es ist Zeit“ bestätigte der Beichtvater mit einem heuchlerischen Blicke gen Himmel.

„Eine Revolution der Geister bereitet sich unns“, sagte die Kaiserin mit gebieterischer Haltung, „und droht uns, über den Kopf zu wachsen. Man

profanirt das Heiligste auf dem Theater, man lehrt verzweifelte Doctrinen, man schreibt gottlos gegen die Gesellschaft, gegen den Adel, gegen den Thron. Alle Bande der Natur und der Moral sind gelöst. Es ist Zeit, ein Exempel zu statuiren. Noch regiere ich!“

Siebentes Kapitel.

Sonnenfels saß in der Druckerei und machte Correcturen für sein Blatt. Es war Abend. Ein elendes Talglicht beleuchtete ihm spärlich Manuscript und Bürstenabzug, aber Amor hielt die schöne Flamme in seinem Herzen wach und so gewann Alles um ihn Glanz und Farbe.

„So fleißig?“ sprach eine helle melodische Stimme.

Sonnenfels wandte rasch den Kopf, er meinte Elisa zu hören, aber es war nicht das kaiserliche Kammerfräulein, sondern ein allerliebster junger Bage in rothem, mit weißem Atlas verziertem Sammetkleide und weißem Radmantel. Sein frisches hübsches Gesicht blickte aus dem weißen gepuderten Haare beinahe wie ein rosiges Kinderantlitz hervor und seine dunklen Augen funkelten gleich zwei Sprühtüpfelchen.

„Mit wem habe ich das Vergnügen?“ begann der rasch berühmte gewordene Zeitungsschreiber.

„Das Vergnügen ist ganz auf unserer Seite, Monsieur Sonnenfels“, entgegnete der schöne Page mit leichter graziöser Verbeugung, „auf Ihrer Seite aber die Gefahr.“

„Gefahr? Wie meinen Sie das, junger Freund?“ sprach Sonnenfels.

„Die Kaiserin, von den alten Weibern und den Jesuiten des Hofes aufgehetzt, ist sehr aufgebracht über Ihren heutigen Artikel.“

„Weiter nichts?“

„Man wird Ihnen den Prozeß machen“, fuhr der Page fort.

„Mit welchem Rechte?“ erwiderte Sonnenfels; „hat nicht die Censur meinen Artikel passieren lassen?“

„O! wir wissen wohl warum!“ rief der Page die Achseln zuckend.

„Nun?“

„Weil der Censor ein Freimaurer ist und die Loge es ihm befahl“, sagte der Page.

„Sie sind sehr unterrichtet, wie es scheint, junger Freund.“

„Ja wohl, Monsieur Sonnenfels, und noch weit mehr als Sie glauben“, sprach der Page, „aber wir

haben keine Zeit zu verlieren. Noch zögert Maria Theresia, aber es wird den Jesuiten nicht schwer werden, einen Verhaftbefehl gegen Sie zu erwirken."

"Einen Verhaftbefehl?" schrie Sonnenfels empört auf.

"Ja wohl, und vielleicht heute noch", erwiderte der Page.

"Ihre Freunde bitten Sie daher, diese Nacht nicht mehr in Ihrer Wohnung zuzubringen, sondern sich zu verbergen oder noch besser, Wien zu verlassen."

Sonnenfels stand lebhaft auf und sah den jungen Page stolz von oben bis unten an. „Wien verlassen, mein kaum begonnenes großes Werk preisgeben?“ sagte er mit edler Wärme; „diesen Rath, junger Herr, können mir nur die Jesuiten geben. Man will mich einschüchtern, mich auf bequeme Art vom Halse bekommen, aber man irrt sich! Sagen Sie jenen, welche Sie geschickt haben, mein schöner Page, daß ich bleibe, hier in Wien bleibe, daß ich mein Blatt, meine Fahne nicht feig verlassen werde.“

"Sehr schön", entgegnete der Page lächelnd, „die große Courage steht Ihnen vortrefflich an, aber deshalb dürfen wir, die wir so warm an Ihren Bestrebungen und Ihrem Schicksale Theil nehmen, doch ein wenig

um Sie besorgt sein. Sie glauben mir nicht, aber Ihnen droht in der That Gefahr —“

„Ich wiederhole —“

„Daß Sie in Wien bleiben, gut“, sagte der Page, „aber dies hindert Sie ja nicht, vorsichtig zu sein. Entfernen Sie sich für wenige Tage nur, bis der Zorn der Kaiserin verraucht ist.“

„Nicht für eine Stunde —“

„Also für eine halbe Stunde“, lachte der schöne Page. „Eine Dame, welche mit Begeisterung —“

„Schon wieder eine Dame!“ rief Sonnenfels ungeduldig.

„Diesmal ein guthmüthiges, deutsches Frauenzimmer“, spottete der Page, „und keine italienische Circe —“

„Weiß man das auch schon junger Herr?“

„Ich sage Ihnen ja, Monsieur Sonnenfels, man ist weit mehr unterrichtet, als Sie glauben“, erwiderte der Page.

„Also die gutmüthige Dame?“ forschte Sonnenfels.

„Welche Sie vor großem Unheile bewahren will und kann, denn es ist eine sehr einflußreiche Dame“, sagte der Page, „wünscht Sie zu sprechen, heute noch.“

„Heute?“

„Gleich wo möglich“, fuhr der Page fort; „sie

wohnt in einer Villa nahe bei Wien, wir nehmen einen Mietwagen und —“

„Und am Ende sind Sie doch der Jesuit, der mich aus Wien entführt“, sprach Sonnenfels mit dem Finger drohend.

„Sie fürchten sich also vor den Jesuiten?“ entgegnete der Page mit einem verächtlichen Achselzucken.

„Ich?“

„Ja, Sie.“

„Sie glauben wirklich, kleiner Mann, daß ich mich vor den Jesuiten fürchte?“ rief Sonnenfels.

„Ja das glaube ich, großer Mann!“ entgegnete der schöne Page frech, „sobald Sie nicht mit mir fahren.“

Statt zu antworten nahm Sonnenfels Hut und Stock, rief einen Sezer, übergab ihm die Correctur und winkte dann dem Page, ihm zu folgen. Als sie aber am Fuße der Treppe angelangt waren, sagte der Letztere mit einer gewissen spöttischen Leichtigkeit, welche Sonnenfels ärgerte: „Jetzt muß ich vorangehen, wenn Sie nichts dawider haben, großer Mann, denn Sie kennen ja den Weg nicht.“

„Nach Belieben“, sagte Sonnenfels mürrisch.

Der Page führte ihn hierauf durch mehrere Straßen

Wiens bis zu dem Stubenthor. Hier stand ein Wagen, mit dessen Kutscher er wenige Worte wechselte. Sonnenfels bemerkte sofort, daß es kein Miethwagen war, aber er sagte kein Wort, sondern stieg ohne weitere Umstände mit seinem jugendlichen Führer ein.

Sie hielten eine halbe Stunde später vor einem einsamen mit großen Bäume umgebenen Landhause, dessen erstes Stockwerk glänzend erleuchtet war. Ein Diener in Livrée mit langem steifem Zopf öffnete den Schlag und führte Sonnenfels die Treppe hinauf. Oben erst bemerkte dieser, daß der Page verschwunden war und fragte nach ihm. Er bekam den Bescheid, daß er sofort wieder erscheinen würde, und wurde hierauf in einen kleinen eleganten Salon geführt, wo ihn der Diener Platz zu nehmen bat und dann verließ.

Sonnenfels sah sich ein wenig um. Im Kamin brannte ein einladendes Feuer, an den Wänden hingen kleine, anmuthig frivole Bilder französischer Maler, auf dem Tische vor dem blaumastenen Sopha lag die letzte Nummer seines „Mannes ohne Vorurtheil.“ Das erweckte in ihm Vertrauen. In diesem zierlich behaglichen Raume konnte nur eine schöne junge Frau wohnen, und wirklich trat sie jetzt rasch durch die Portière, schlank und lebhaft, im rosaseidenen Schlafrocke

à la Bateau, mit den Zügen und den dunkel glühenden Augen des Bagen. Sonnenfels starrte sie erstaunt an. „Welche Aehnlichkeit!“ murmelte er.

„Ja, sehen Sie mich nur an“, rief lachend die junge Dame, „ich bin es, ich bin wirklich der Page, der Sie entführt hat, und damit Sie nicht länger im Zweifel sind, wo Sie sich befinden und sich nicht mehr vor den Jesuiten fürchten, ich bin Leopoldine von Sternberg.“

„Die Freundin des Fürsten Kaunitz?“ rief Sonnenfels freudig überrascht.

„Ja, und hier ist er selbst!“ — Sie theilte noch einmal die Portière, und der mächtige Staatskanzler trat an ihrer Hand Sonnenfels entgegen.

Der Fürst war nie schön gewesen, und jetzt war er überdies nicht mehr jung; aber der hohe Geist, welcher aus seinen scharfgeschnittenen Zügen sprach, seine würdevolle, beinahe steife Haltung und die ausgefuchte Vornehmheit seiner Toilette gaben seiner Erscheinung zu gleicher Zeit etwas Imponirendes und Gewinnendes. Er begrüßte den Zeitungsschreiber, welcher schnell die Aufmerksamkeit aller Leute von Einfluß und Bedeutung erregt hatte, mit jener zuborkommenden Höflichkeit, welche damals, insbesondere in den höheren Kreisen, noch äußerst selten war, und welche

Raunig sich vorzugsweise an dem feinen Hofe von Versailles und in den geistreichen Salons des damals tonangebenden Paris angeeignet hatte. Deutsches und französisches Wesen war in ihm auf vortheilhafte Weise verbunden.

„Sehen wir uns“, begann der große Staatsmann, dem Zeitungschreiber mit einer anmuthigen Handbewegung einen Fauteuil anweisend, während er selbst in einem anderen ganz in seiner Nähe Platz nahm.

Sonnenfels gehorchte schweigend. Leopoldine von Sternberg, in halbliegender Stellung auf dem Sopha, ließ ihre Augen neugierig von einem der beiden Männer zu dem anderen schweifen, sie war offenbar mit sich und ihrer unschuldigen Intrigue sehr zufrieden.

„Obwohl ich vor Allem Diplomat bin“, fuhr Raunig fort, „also einem Metier angehöre, dem man im Allgemeinen wenig Offenheit und Geradheit zutraut, so ist es doch meine Sache nie gewesen, viel Worte zu machen und dem Gegenstande, den ich im Auge habe, auf weitläufigen Umwegen nahe zu rücken. Habe ich meine Gegner getäuscht, so war es stets dadurch, daß ich meine Absichten ohne Scheu aussprach und sie — an Ränke und Winkelzüge gewöhnt — mir keinen Glauben schenken wollten und mir daher in der Regel ganz verkehrte Pläne zumutheten. Wir werden uns

hoffentlich nicht in dieser Weise mißverstehen. Ich achte Sie, Herr Sonnenfels, ich achte Sie sehr hoch —“

Sonnenfels dankte durch eine stumme aber tiefe Verneigung.

„Ich erwarte von Ihnen und Ihrer Zeitung sehr Wichtiges für unser gemeinsames Vaterland. Ich begrüße in Ihnen einen mächtigen Verbündeten in dem von mir mit einigem Glücke begonnenen Kampfe gegen Mißbräuche, veraltete unbrauchbare Einrichtungen, schlechte Gesetze, insbesondere aber gegen die Uebergrieffe der Kirche und der schädlichen Einflüsse des Jesuitenordens. Eben deshalb aber, weil ich so sehr auf Sie und Ihre Feder zähle, möchte ich dieselbe nicht gleich im Anfange Ihrer Thätigkeit lahm gelegt sehen. Sie müssen in Zukunft vorsichtiger sein, sich jetzt aber so rasch als möglich der Verfolgung unserer gemeinschaftlichen Feinde entziehen. Es droht Ihnen ernste Gefahr, die ich, als Präsident des Ministeriums trotz meinem Einflusse nicht im Stande bin, gefeßlich von Ihnen abzuwenden. Man wird Sie verhaften, vielleicht heute noch, wenn Sie sich nicht verbergen. Ich habe Sie deshalb hierher bitten lassen, um Ihnen dies einsame Haus als Asyl anzubieten.“

„Ich weiß nicht, Durchlaucht!“ erwiderte Sonnenfels sichtlich ergriffen, „wie ich mich für so viele Theil-

nahme, Vertrauen und Güte dankbar erweisen soll, aber ich darf Ihr so großmüthiges Anerbieten nicht annehmen. Es könnte mir so gedeutet werden, als wenn ich meine Sache selbst aufgäbe —“

„Nur für wenige Tage —“ fiel die Sternberg ein.

„Nicht für eine Stunde, gnädige Frau“, sprach Sonnensfels lebhaft; „ich habe in dem guten Glauben gehandelt, die Gesetze nicht zu verletzen und ich bleibe in Wien im Gefühle meines Rechtes. Sollte ich mich jedoch irren, sollte ich gegen die Ordnung des Staates verstoßen haben, dann will ich mich der Strafe, welche ich verdient habe, nicht entziehen.“

„Sehr edel, sehr gewissenhaft vor Allem“, meinte der Fürst, „aber nicht klug.“

„Vergebung, Excellenz!“ erwiderte Sonnensfels, „aber ich will vor Allem das sein, was unsere Gegner nie sind: ein redlicher Mann und ein guter Bürger.“

„Sie lehnen also meinen Vorschlag ab?“ fragte Raunig.

„Ich muß“, sagte Sonnensfels, „aber ich bitte Euer Excellenz, mich deshalb nicht für ganz unüberlegt und sinnlos zu halten. Es hat uns in Oesterreich an klugen und geistvollen Männern nie gefehlt, und wenn ich, ermutigt durch die Anerkennung eines Mannes von Ihrer Bedeutung, mir auch in dieser Richtung

einige Gaben zutrauen darf, so meine ich, es wäre — in schlimmsten Falle — nicht viel an mir verloren. Ich will aber versuchen, meinem Vaterlande ein Beispiel zu geben, wie man für seine Ideen einstehen, leiden, ja seine Freiheit und sein Leben auf das Spiel setzen muß. Daran hat es bei uns gefehlt, und ich glaube auf dem Wege, den ich einschlagen will, Oesterreich und ganz Deutschland mehr zu nützen, als wenn ich meiner Nation eine Feder erhalte, welche so leicht durch eine andere ersetzt werden kann.“

Kaunitz schweig einen Augenblick und blickte nachsinnend zu Boden, dann richtete er plötzlich seine großen, durchdringenden Augen mit dem schönen Blicke auf Sonnenfels. „Sie haben vielleicht Recht“, sagte er, „aber es schmerzt mich, wenn wir Sie verloren sehen müssen.“

„Geben Sie nach, Sonnenfels!“ hat die reizende Sternberg.

Sonnenfels schüttelte leise das Haupt. „Ich folge meiner inneren Stimme, meinem Gewissen, hindern Sie mich nicht, überlassen Sie mich meinem Schicksale.“

„Das werde ich niemals“, entgegnete Kaunitz stolz, „ich habe Sie gewarnt, handeln Sie, wie Sie zu müssen glauben. Sollten Sie aber scheitern, dann werden Sie erfahren, daß Sie an Kaunitz nicht bloß einen Ver-

ehrer Ihres Genies, sondern auch einen Freund besitzen.“

Sonnenfels erhob sich und preßte die Hände des Fürsten, welche ihm derselbe entgegenstreckte, gerührt an das Herz; dann verneigte er sich tief vor der schönen Sternberg und verließ rasch das Gemach.

Achtes Kapitel.

In dem Augenblicke, wo Elisa ihren neu gewonnenen Freund, den muthigen Herausgeber des „Mannes ohne Vorurtheil“, in Folge der Intriguen der Camarilla in ernstester Gefahr sah, hatte sie den Entschluß gefaßt, alle mädchenhaften Bedenken bei Seite zu setzen und ihm die Unterredung, welche er, wie sie glaubte, von ihr verlangt hatte, zu gewähren, freilich nur in der Absicht, den geliebten Mann zu warnen, zu retten.

So geschah es, daß der Erzherzog Joseph, als er um neun Uhr Abends im Hofe der Burg unter Elisa's Fenster stand, plötzlich das Licht — das Signal zum erbetenen Rendezvous — auf dem Fenster des sonst so spröden und tugend samen Kammerfräuleins erscheinen sah.

Wenige Minuten später trat er, in einen dunklen

Mantel gebüllt, in den Vorfaal der Kaiserin. Die Lichter in demselben waren bereits verlöscht. Es herrschte vollkommene Finsterniß. Er tappte vorsichtig, indem er auf den Fußspitzen ging, bis zum Kamin, dort stand ein Sessel, in den er sich niederließ.

Nicht lange und ein Frauengewand rauschte.

War es seine gestrenge Mutter? War es die reizende Elisa?

Jetzt schimmerte es vor ihm weiß, gleich der Ahnfrau. — „Elisa!“ flüsterte der Erzherzog sich erhebend.

„Stille!“ erwiderte Elisa halblaut.

„Zu Deinen Füßen!“ murmelte der Erzherzog.

„Nein, nein“, erwiderte das Mädchen angstvoll mit klopfendem Herzen, „kein Wort — nur die Gefahr, in der Sie schweben, führt mich her.“

„Gefahr?“ fragte Joseph erstaunt.

„Die Kaiserin ist noch nicht zu Bette, sie ist nebenan“, erwiderte Elisa rasch. „Sprechen Sie nicht, sie kann Sie hören.“

„Aber welche Gefahr?“ forschte Joseph leise.

„Stille“, machte Elisa, ihm mit ihrer kleinen, zitternden Hand den Mund zuhaltend.

„Ich“ — begann der Erzherzog wieder.

Wieder hielt ihm das Mädchen den Mund zu.

„Sprechen Sie nicht“, sagte sie, Alles im Flüstertone, „hören Sie mich nur an. Wir haben nur wenige Augenblicke für uns. Ich bin vielleicht recht leichtsinnig, daß ich hierher gekommen bin, aber ich gebe Ihnen kein Recht mich dafür zu halten. Ihre Freiheit, Ihr Leben vielleicht steht auf dem Spiele . . .“

„Meine Freiheit?“ staunte der Erzherzog.

„Pst!“

„Mein Leben?“

„Kein Wort!“ gebot Elisa. „Sie erschrecken mich, wenn Sie sprechen. Es ist mir, als wäre es nicht Ihre Stimme, die ich höre, sondern eine andere, ganz andere, auch ist die Zeit so kurz und ich habe Ihnen so viel zu sagen. Ich möchte Ihnen mein ganzes Leben erzählen. Man verfolgt mich hier am Hofe; aber ich suche eine andere Liebe. Ach, wenn Sie mich nicht ehrlich lieben, sagen Sie es lieber gleich.“

Der Erzherzog wußte nicht, was er erwidern sollte; er war verwirrt, beschämt.

„Ich spreche so offenherzig zu Ihnen“, fuhr sie fort, „weil ich glaube, daß ein Mann, der groß denkt, auch groß und gut ist gegen ein Weib.“

„Und liebst Du mich?“ fragte der Erzherzog schüchtern.

„Ich weiß es nicht“, erwiderte Elisa, „aber ich

halte Sie für den besten Mann von der Welt. Ich beschäftige mich mit Ihnen wie mit meinem Gotte, Ihre Begeisterung wirkt auf mich wie Andacht und ich liebe Sie vielleicht nur deshalb nicht, weil ich nicht den Muth dazu habe.“

„Und Du liebst mich doch!“ rief der Erzherzog entzückt.

Elisa wollte antworten, aber der Ton erstarb ihr auf der Lippe, denn sie hörte deutlich Geräusch im Nebenzimmer. „Herr meines Lebens“, murmelte sie, nachdem sie sich gefaßt, „ist das die Kaiserin?“ — Sie schlich langsam bis zu der Thüre und horchte, dann kehrte sie auf den Fußspitzen zurück. „Es ist nichts, aber ich bin zu Tode erschrocken. Sie wissen gar nicht, was die Kaiserin für eine abgesagte Feindin von Antouren ist — bei Anderen natürlich! —“ fügte sie naiv hinzu. „Jeden Abend hält sie bei allen ihren Damen Hausfuchung nach Liebesbriefen. Dafür spielt sie aber gerne die Eheflisterin, und wenn Sie —“ sie zögerte und begnügte sich damit, die Hand des Erzherzogs zu fassen und herzlich zu drücken.

„Wenn ich?“ fragte Joseph.

„Wenn Sie redliche Absichten haben“, sagte das ahnungslose Mädchen, „wenn Sie mich — zur Frau wollen, da wird sie gewiß sehr einverstanden sein.“

„Daran zweifle ich doch“, meinte Joseph.

Elisa ließ plötzlich seine Hand los, näherte sich der Thüre und lauschte. Dann kam sie rasch zu ihm. „Die Kaiserin ist aufgestanden“, sagte sie leise, „ich höre sie auf und ab gehen. Sie müssen fort!“

„Schon fort?“ seufzte der Erzherzog.

„Gute Nacht!“ kispelte Elisa, machte sich los und wollte davon; aber Joseph schloß sie noch einmal leidenschaftlich in seine Arme. „Gute Nacht!“ sprach er leise.

„Sind Sie es aber auch wirklich?“ erwiderte Elisa plötzlich mißtrauisch, „Sie sind mir auf einmal so fremd. Verstellen Sie Ihre Stimme? — So seltsam ist oft die Liebe, hörte ich sagen, daß sie überall nur das Geliebte sieht, es in jedem Tone zu hören meint und ebenso zuweilen erschreckt wird vom Geliebten, es nicht erkennt und zittert vor dem Tone der verwandten Seele und zweifelt bei der Locke, die ihr eigen ist. Sind Sie mir böse?“

„O! Könnt' ich's sein“, stammelte Joseph.

„Elisa“, tönte jetzt unerwartet die Stimme der Kaiserin im Nebenzimmer.

„Alle Heiligen!“ rief das Kammerfräulein ängstlich.

„Sei ruhig“, bat Joseph und zog das widerstrebende Mädchen an sich.

Maria Theresia öffnete die Thüre und erschien auf der Schwelle scharf beleuchtet, während sie die Beiden in der Dunkelheit nicht sehen konnte.

„Elisa!“ rief sie noch einmal. Das Herz des armen Mädchens klopfte heftig gegen das des Erzherzogs, aber die Kaiserin kehrte langsam in ihr Zimmer zurück und schloß die Thüre.

„Sie ist fort“, sagte Joseph leise.

„Mein Gott, wie konnte ich vergessen“, begann jetzt Elisa in gesteigerter Aufregung, „ich bin ja nur gekommen Sie zu warnen — die Kaiserin ist im höchsten Zorne.“

„Ueber mich?“

„Ueber Sie. Sie müssen fliehen.“

„Fliehen — ich?“ fragte der Erzherzog ungläubig. „Unmöglich!“

„Ah, Sie haben kein Geld?“ erwiderte Elisa, ihn mißverstehend. „Ich gebe Ihnen meine Sparbüchse.“

Fliehen! Geld! Sparbüchse! — dem Erzherzoge dämmerte eine plötzliche Ahnung auf; „ich verstehe Sie nicht“, sagte er, „was bedeutet das?“

„Das bedeutet“, flüsterte das schöne Mädchen angstvoll, „daß Sie durch Ihren Artikel die Jesuiten, den Hof, die Kaiserin auf das Tiefste beleidigt und gegen sich aufgebracht haben.“

„Ich? Durch einen Artifel?“ murmelte Joseph.

„Mein Gott, in Ihrem Blatte!“ sprach Elisa.

„In meinem Blatte?“ fragte der Erzherzog immer erregter.

„In Ihrem Blatte, Sie, Mann ohne Vorurtheil!“ ergänzte lebhaft Elisa.

Der Erzherzog gab diesmal keine Antwort; er sah auf einmal klar und schlug vernichtet die Hände vor das Gesicht. Das Mädchen, das er liebte, wahrhaft liebte, gehörte einem Anderen. Sie hielt ihn offenbar für Sonnenfels, daran zweifelte er jetzt nicht mehr; aber er bemühte sich nutzlos, es zu verstehen. Er und sie waren betrogen, wie aber war die lächerliche, grausame Verwechslung möglich geworden? Das fragte er sich vergebens.

Ein tiefer Seufzer entrang sich endlich seiner Brust.

„Was ist Ihnen?“ fragte das gute Mädchen besorgt.

„Nichts, nichts“, beschwichtigte der Erzherzog.

„Fliehen Sie“, bat Elisa dringend. „und so schnell als möglich, denn die Gefahr ist groß.“

Wieder rief die Kaiserin Elisa.

„Ich muß fort“, sagte diese, „fliehen Sie und leben Sie wohl. Wir sehen uns wieder!“

„Nie“, murmelte Joseph, „Lebe wohl!“ — Von

seinem Gefühle übermannt zog er das Mädchen an sich und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. „Verzeih' mir, Elisa“, sagte er dann leise, „es war ein Kuß.“

„Der erste —“ lispelte sie.

„Der letzte!“ seufzte der Erzherzog.

„Nein, nein“, rief Elisa, „wir sehen uns wieder, bald, sehr bald!“ dann riß sie sich los und eilte davon.

Der Erzherzog blieb vernichtet zurück, er stand lange an dem Ramin und die Thränen flossen unaufhaltsam seine Wangen hinab. Endlich faßte er sich und begann nachzudenken. Was hatte er nicht im Verlaufe von kaum einer halben Stunde durchgelebt, durchempfunden, alle Wonnen der Seligen und alle Qualen der Hölle. Es war wieder ein gelungener Betrug der großen Betrügerin Natur. Eine neue Täuschung, was mehr?

O! mehr, unendlich mehr! Er sah sich um Glück und Harmonie des Lebens betrogen, wie um ein paar werthlose Rechenpfennige im bedeutungslosen Kinderspiele, denn Niemand bereicherte sich mit dem Bankrott seiner Hoffnungen. Aber da ertappte er sich auf einem Borurtheile. Er durfte ja nicht lieben, er durfte nicht glücklich sein, seine Liebe gehörte seinem Volke, sein Glück war das Vaterland. Mit dieser Erkenntniß

kam Ruhe über ihn und bald auch ein gewisser Humor.

Er lächelte still über die lustige Rolle, welche er eigentlich, trotz seinem blutenden Herzen zu spielen hatte. Er hatte offenbar für seinen Nebenbuhler gewonnen, dem jetzt die reife Frucht in den Schooß fiel. War so etwas möglich in dieser vernünftigen und ernsthaften Welt? War der alte Gott da oben zu einem Spaszmacher geworden?

Der Erzherzog wollte sofort zu Sonnenfels eilen, sich ihm entdecken, aber da besann er sich, daß dem braven Manne Gefahr drohe. Er sah nicht mehr den Nebenbuhler in ihm, nur den muthigen, genialen Kämpfer für Recht und Aufklärung.

Er mußte ihn retten, schon um Elisa's willen.

Er beschloß mit seiner Mutter zu sprechen.

Auf den Fußspitzen näherte er sich der Thüre, öffnete sie und that, als käme er eben erst herein. „He!“ rief er laut, „ist Niemand da? Licht!“

Maria Theresia, welche die Stimme ihres Lieblingssohnes erkannte, beeilte sich mit mütterlicher Besorgniß, ihm selbst, einen Armleuchter in der Hand, entgegen zu gehen. „Nun, nun“, machte sie gleichsam unwillig, „wieder ungeduldig, Kindskopf?“

„Nur ungeduldig Dich zu sehen, Mutter“, erwi-

derte der Erzherzog liebevoll, indem er ihre Hand faßte und zärtlich küßte.

„Wirklich?“ sagte die Kaiserin erfreut; sie sah ihn einen Augenblick an und küßte ihn dann auf die Stirne. „Aber komm' doch herein“, fuhr sie fort, „was willst Du eigentlich?“ Sie schritt voran in ihr Boudoir.

„Ich will mit Dir Mariage spielen“, sagte der Erzherzog, ihr folgend.

„Und deshalb kommst Du mitten in der Nacht“, erwiderte die Kaiserin, „bist wieder einmal recht ausgelassen, Joseph.“

„Ja, das Leben ist so lustig, Mutter!“ sprach der Erzherzog mit versteckter Bitterkeit.

„Was Du nur hast?“ sagte Maria Theresia.

„Da sind die Karten“, sagte Joseph.

„Willst Du wirklich spielen?“

„Ja.“

„Also — da setz' Dich“, sprach die Kaiserin, ihren Sohn in einen Lehnstuhl niederdrückend, welcher neben dem Tische stand, auf dem ihre Karten lagen; „misch' die Karten.“ — Der Erzherzog gehorchte, während sie selbst für sich einen Sessel holte.

„Aber umsonst spiele ich nicht“, begann Joseph.

„Die Partie um einen Kreuzer“, erwiderte Maria Theresia ernsthaft, „das ist doch genug?“

„Zu viel, Mutter“, rief der Erzherzog, „es könnte den Staat bankerott machen.“

„Bist recht ausgelassen“, entgegnete die Kaiserin.

„Spielen wir also um etwas Zeitgemähes“, fuhr Joseph fort, „zum Beispiel um die Jesuiten.“

„Rindskopf!“ lachte die Kaiserin und gab ihrem vorwitzigen Sohne mit dem Kartenspiele einen derben Nasenflüßer; dann erst begann sie, Karten zu geben. „Herz ist das Höchste!“ sagte sie harmlos.

„Wie meinst Du das?“ fragte der Erzherzog, plötzlich aus tiefen Gedanken zu ihr aufblickend.

„Nun — Herz sticht Alles und gewinnt.“

„Das Spiel ist falsch“, sagte Joseph auf.

„Was hast Du?“ fragte Maria Theresia, indem sie die Karten auf den Tisch legte, besorgt, „Du bist krank!“ Sie erhob sich, kam zu ihm und fühlte seinen Kopf. „Dein Kopf ist heiß!“ Sie suchte seinen Puls. „Du fieberst!“ Sie machte Miene aus dem Zimmer zu eilen.

„Ich bitte Dich um Alles, nur keinen Arzt!“ bat Joseph.“

„Immer eigenfönnig“, erwiderte die Mutter, „also meine Tropfen.“ Sie öffnete ihre Hausapotheke, welche auf einem kleinen alterthümlichen Schranke von schöner

Nürnbergers Arbeit stand, und nahm ein Fläschchen heraus; dann holte sie rasch ein Stüchlein Zucker.

„So —“ murmelte sie, „drei Tropfen“ — sie zählte halblaut.

„Muß ich?“ fragte Joseph, der gegen Medicinen einen eigenthümlichen Widerwillen hatte, ziemlich kleinlaut.

Die Mutter schob ihm statt einer Antwort den Zucker in den Mund. „So“, sagte sie, „ist Dir besser? — Nein — also einen Thee!“ — Sie holte hastig ein Papierpäckchen aus ihrer Hausapotheke und dann ein Löffchen. „Ist Dir besser? — Nein — sei nur ruhig — der Thee ist gleich fertig“, sprach sie dazwischen. Endlich war Alles beisammen und sie hockte sich beim Kamine nieder, fachte die Gluth an und begann zu kochen.

„Eine ganze Apotheke“, sagte der Erzherzog lächelnd.

„Stille“, gebot Maria Theresia, „gleich wird er kochen. „Ist Dir besser?“

„Freilich“, fiel Joseph ein, indem er ihre Hände ergriff und mit Küffen bedeckte; „Du weißt ja, daß Du Deine Apotheke nur auszupacken brauchst, um mich gleich vollkommen gesund zu machen. Auch bin ich

diesmal nicht krank, Mutter, nur unruhig; es ist mein wildes Blut.“

„Mein armes Kind!“ murmelte die Kaiserin, ihn zärtlich streichelnd.

„Sei unbesorgt“, erwiderte Joseph, „ich bin jetzt im Gegentheil sehr gut aufgelegt, ich werde Dir den Vater Maus nachmachen oder etwas vorlesen.“ Er stand auf und ging im Zimmer umher als suche er etwas. „Wo mag nur das Buch sein?“ sagte er, plötzlich zog er unbemerkt die letzte Nummer des ‚Mannes ohne Vorurtheil‘ aus der Tasche, bückte sich und that, als ob er sie vom Boden aufheben würde. — „Was ist das?“ sprach er das Blatt entfaltend und ansehend; „ah! Ein Zeitungsblatt, der ‚Mann ohne Vorurtheil.‘“

„Laß doch“, rief Maria Theresia, ihm dasselbe mit einer raschen Bewegung entziehend.

„Was hast Du auf einmal gegen das Blatt?“ fragte Joseph wie erstaunt.

„Such' Dein Buch!“ gebot die Kaiserin ausweichend.

„Dich haben die Jesuiten wieder einmal aufgehzt“, fiel der Erzherzog ein, welcher sich nicht irren machen ließ.

„Laß die Jesuiten —“

„Dich haben die Jesuiten aufgehetzt gegen Sonnenfels, gegen den Fortschritt und die Aufklärung“, fuhr Joseph fort, „und dann erstaunst Du, daß Alles gegen sie aufgebracht ist.“

„Wer ist gegen sie?“ entgegnete Maria Theresia entschieden; „die Freimaurer und ein paar Professoren und Scribenten.“

„Und ein paar Völker, Minister und Monarchen“, ergänzte Joseph.

„Was sagst Du?“ fragte Maria Theresia, zu gleicher Zeit überrascht und erregt.

„Gerade heraus“, erwiderte ihr freisinniger Sohn, „nicht bloß Dein Volk — ganz Europa haßt den Orden, und die bourbonischen Höfe, ihre Zeit begreifend, haben sich bereits zu seinem Sturz verbunden.“

„Choiseul?“ fuhr Maria Theresia auf.

„Choiseul und die spanischen Minister.“

„Man will also die Jesuiten vertreiben?“ rief Maria Theresia, indem sie auf Joseph zuging und ihn strenge in's Auge faßte.

„Mehr.“

„Mehr?“

„Man will sie aufheben“, sagte der Erzherzog.

„Ah!“ — die Kaiserin trat entsetzt einen Schritt zurück.

„Der römische Stuhl hat sich bereit erklärt“, fuhr Joseph fort.

„Unmöglich!“ unterbrach die Kaiserin ihn heftig, sie ging durch das Zimmer und blieb dann die Arme auf der Brust gekreuzt am Fenster stehen.

„Das Breve für die Aufhebung des Jesuitenordens ist geschrieben“, fügte der Erzherzog hinzu, „nur Deine Einwilligung noch braucht es und wir sind von ihm befreit.“

Die Kaiserin machte eine abwehrende Bewegung

„In Deinen Händen liegt jetzt unsere ganze Zukunft, Mutter“, sagte Joseph hierauf mit aller Herzlichkeit, die ihm zu Gebote stand; „Stillstand, Fäulniß und Versumpfung, oder Blüthe, Fortschritt, Freiheit!“ Er zog voreilig das betreffende Aktenstück aus der Brust und näherte sich damit seiner Mutter. „Hier ist ein Dokument, von allen Höfen unterzeichnet, nur Dein Name fehlt noch. — Unterschreibe!“

„Ich?“ erwiderte Maria Theresia mit Majestät; „nie!“

„Mutter!“ rief Joseph heftig.

Die Kaiserin, welche gleichfalls nahe daran war aufzubrausen, bekämpfte ihre Aufregung und sagte in dem Tone mütterlicher Zurechtweisung: „Du verschwörst

Dich also hinter meinem Rücken, Joseph, mit fremden Leuten gegen mich und meine Freunde?"

„Gegen Deine Feinde“, fiel Joseph ein.

„Joseph! . . .“ fuhr die Kaiserin auf.

„Gegen Deine Feinde“, wiederholte der Erzherzog mit Nachdruck.

„Gib mir Beweise“, sagte Maria Theresia mit verächtlichem Achselzucken.

„Beweise?“ erwiderte Joseph; „ihr System, das seine Nege um Völker und Regenten spannt, ein System das nur mit unseren Schwächen rechnet, aus Fehlern Angeln macht, aus Leidenschaften Fallen und aus Lastern — Ketten!“

„Gib mir Beweise“, sagte Maria Theresia noch einmal, diesmal aber mit vollem feierlichen Ernste; „Beweise, daß die Jesuiten mit unseren Schwächen rechnen, daß ihr System auf unsere Selbstsucht, unsere Leidenschaften gebaut ist und ich — unterschreibe!“

„Du unterschreibst?“ unterbrach sie Joseph freudig.

„Gib mir den Beweis.“

„Nicht ich“, entgegnete der Erzherzog, „die Jesuiten selbst werden Dir ihn geben.“

Einen Augenblick standen sich hierauf Mutter und Sohn schweigend Aug' in Auge gegenüber; dann ging

Maria Theresia langsam zu dem Tische, setzte sich und begann eine Patience zu legen.

Joseph näherte sich ihr nach einer Weile und beugte sich über die Lehne ihres Stuhles. „Was hast Du vor mit Sonnenfels?“ begann er sanft.

„Geht Dich nichts an“, entgegnete die Kaiserin barsch.

„Doch, ein wenig.“

„Die Unzufriedenheit wächst mir über den Kopf“, sagte Maria Theresia, indem sie fortfuhr die Karten zu legen. „Ich will ein Exempel statuiren.“

„Meine tapfere Mutter fürchtet sich vor einem Zeitungsblatte?“ sprach der Erzherzog lächelnd.

„Ich will Euch lehren zufrieden sein“, erwiderte Maria Theresia mit ihrem entschiedenen Tone, der keinen Widerspruch aufkommen ließ; aber der Erzherzog ließ sich nicht einschüchtern. — „Mit dem Korporalstocke und der Ruthe?“ spöttelte er.

„Du bist auch unzufrieden“, meinte die Kaiserin im gleichgiltigsten Tone.

„Ja.“

„Ueberhaupt. Mit unseren Ministern, unserem Regierungssysteme?“

„Ja.“

„Mit mir ...?“

„Auch mit Dir“, sagte Joseph sehr ernst.

„Wenn Du einmal regierst, Joseph, wirst Du's besser machen“, erwiderte Maria Theresia, ohne sich in der Patience unterbrechen zu lassen.

„Ja, das will ich“, sprach der Erzherzog begeistert; „aber, ob ich auch kann, was ich will? — Nicht ernten werde ich, aber säen. Gebe Gott, daß die Saat einmal aufgehe!“

Maria Theresia hatte, ihn aufmerksam betrachtend, die Karten weggelegt. „Jetzt regiere ich“, sagte sie dann fest, sich erhebend; „noch bin ich en vigueur und mein Wille und mein Entschluß ist es, jetzt kurzen Prozeß zu machen mit diesen Malcontenten, diesen Freimaurern, diesen Feinden der Kirche und des Staates! Ich werde ein Exempel statuiren, weil ich will, und an Sonnenfels, und nur weil ich es will.“ — Sie ging hierauf mit großen Schritten auf und ab, sogar ihr Kleid schien bei der raschen Bewegung zornig zu knistern.

Der Erzherzog sah in diesem Augenblicke erst, wie sehr Elisa Recht hatte und wie groß die Gefahr war, in der Sonnenfels schwebte. Er näherte sich seiner Mutter in der Absicht sie durch Zärtlichkeit zu beschwichtigen. „Bist Du böse?“ begann er.

„Ja“, sagte sie kurz und ablehnend.

„Laß Dich gut machen“, bat er ihre Hand ergreifend; doch sie zog dieselbe unwillig zurück und setzte ihren Spaziergang fort.

„So ein Blatt demoralisirt das Volk“, sagte sie streng; „es muß bei dem Exempel bleiben!“

„Es kann nicht dabei bleiben“, rief Joseph sich vergehend in steigender Aufregung. „Du wirst Sonnenfels nicht verfolgen, Mutter, Du wirst ihn dulden, Du wirst ihn beschützen, Du wirst ihn ehren — mir zu lieb, Mutter.“

„Mir ist leid um ihn“, sprach die Kaiserin kalt, „aber ich kann nicht länger zusehen, wie die Dinge jetzt gehen, in Frankreich und auch bei uns in Deutschland und selbst in Wien; das kann uns Allen zusammen den Thron kosten, mein Kind, wenn nicht — den Kopf. Sonnenfels nährt diesen gefährlichen Geist, sein Artikel ist rebellisch, ihn trifft die Strafe des Hochverräthers.“

„Mutter!“ rief der Erzherzog leidenschaftlich. In diesem Augenblicke brauste und zischte es im Kamin auf und das brachte ihn merkwürdiger Weise zu sich. „Der Thee geht über, Mutter!“ sagte er hierauf ruhiger.

„Auch Du gehst über, sprach Maria Theresia ihn ansehend.

„Du wirst Sonnensfels nicht strafen“, brach der Erzherzog von Neuem los, „denn — denn ich — ich will's nicht!“ Er bebte im höchsten Zorne am ganzen Leibe.

Die Kaiserin in voller Majestät rasch auf ihn zugehend, hielt inne und sah ihn gebieterisch an. „Geh! — und schlaf Dich aus, Rindstopf!“ befahl sie.

„Du wirst Sonnensfels nicht strafen“, wiederholte Joseph. Maria Theresia brach in ein schallendes Gelächter aus, in das der Erzherzog zu ihrer größten Ueberraschung plötzlich einstimmte, ihm war in diesem Momente ein Gedanke gekommen, der Rettung versprach.

„Du wirst Sonnensfels nicht strafen“, lachte er, „denn dieser Artikel, der so strafbar ist, stammt nicht von Sonnensfels.“

„Von wem denn?“ fragte Maria Theresia, sie war auf einmal starr.

„Dieser Artikel“, fuhr Joseph noch immer lachend fort, „ist von mir.“

„Joseph!“ schrie die Kaiserin entsetzt auf . . . aber sie faßte sich rasch, ging zum Tische hin, nahm mit einer heftigen Bewegung das Zeitungsblatt und sagte, es emporhebend:

„Joseph! Der das geschrieben hat, gehört auf die Festung.

„So schick' mich auf die Festung“, gab der Erzherzog unerschrocken zur Antwort.

„Der das geschrieben hat, ist ein Majestätsverbrecher“, brach Maria Theresia jetzt los; „hast Du das geschrieben, Joseph?“ sie hielt ihm den Artikel hin.

„Ja“, sagte der Erzherzog entschieden.

Im nächsten Augenblicke riß ihm Maria Theresia in höchster Erregung den Degen aus der Kuppel und wies gebieterisch auf die Thüre. Joseph machte unwillkürlich eine Bewegung gegen sie zu, aber blieb von ihrem Auge gebannt stehen, verneigte sich stumm und verließ das Gemach, um sich auf die Wache zu begeben.

Neuntes Kapitel.

Maria Theresia hatte ihrem Beichtvater Maus in der Burg, jedoch ferne von dem Pompe und Lärme des Hofes, eine Wohnung angewiesen, welche er in seiner bekannten Gemüthlichkeit sein „Mausloch“ zu nennen pflegte, obwohl sie in keiner Weise klein oder beschränkt war, im Gegentheil aus drei geräumigen Zimmern bestand, welche der Jesuit zu seinen verschiedenen Zwecken und Handtirungen sehr bequem und sinnreich eingerichtet hatte. Vor Allem hatte er sich zwei Ausgänge gesichert, von denen jeder in einen anderen Corridor mündete und mit einer anderen Treppe in Verbindung stand. Das erste seiner Gemächer hatte er als ein bequemes Schlaf- und Ruhezimmer eingerichtet; das zweite bildete sein Arbeitskabinet und hier empfing er auch weltliche Besuche. Die Haupt-

zierde desselben bestand in einer ansehnlichen Bibliothek, in welcher alle Wissenschaften, alle Nationen vertreten und Bocaccio's Decamerone und Voltaire's Pucelle ebenso gut zu finden waren, als Thomas von Kempis' Nachfolge Christi. In großen schwarzen Glaskästen, welche bis zur Decke emporreichten, aufgestellt, bildeten die Bücher des Jesuiten eine vollständige gelehrte Tapete. Sein Schreibtisch stand in der Mitte. Der Boden war mit einem dicken Teppich vollkommen bedeckt.

Das letzte Zimmer war ausschließlich seinem geistlichen Berufe gewidmet. Ganz mit rothem Tuche ausgeschlagen hatte es zugleich etwas Feierliches und Unheimliches an sich. Der Thüre gegenüber stand ein prächtiger Altar, an welchem der Vater zu Zeiten der Kaiserin Messe zu lesen und ihr das Abendmahl zu spenden pflegte; vor demselben befand sich ein mit rothem Sammet überzogener Betstuhl.

An der Wand, welche dieses letzte Gemach von seinem Arbeitskabinet trennte, stand ein Beichtstuhl aus dunklem Holz.

Hier war der Boden nicht mit Teppichen bedeckt, sondern im Gegentheil mit Steinen gepflastert, so daß jeder Schritt weithin hallte.

Es war am Morgen nach der Katastrophe zwischen

der Kaiserin und ihrem Sohne, und zwar sehr früh — denn es dämmerte kaum — als ein noch junger Jesuitenpater leise an die Thüre des Schlafzimmers pochte, in welchem ihn Pater Maus bereits vollkommen angekleidet erwartete, und ihm geräuschlos öffnete.

„Sie, Pater Ignatius?“ begann Maus erstaunt.

„Pater Seraphicus ist ernstlich krank“, entgegnete der junge Jesuit, „und so hat der Herr Provincial mich gesendet.“

„Hat er Ihnen gesagt . . .?“

„Nein, er hat mir nichts gesagt.“

„Hm!“ sagte der kaiserliche Beichtvater, „Sie kennen Ihre Pflichten gegen unseren Orden, aber ich muß Sie noch einmal an Ihre Gelübde erinnern, so wie an die zeitlichen und ewigen Strafen, welche desjenigen harren, der sie verlegt.“

Der junge Jesuit verneigte sich demüthig.

„Wir haben keine Zeit zu verlieren“, fuhr Pater Maus fort, „die Kaiserin kann jeden Augenblick hier sein, ich muß Sie also ohne viel Umstände in aller Eile in das einweihen, was Ihnen obliegt. Hören Sie also! Die Kaiserin kommt von Zeit zu Zeit hierher, um zu beichten. Sie spricht dann aber nicht allein von ihren Sünden, sondern von allen Angelegen-

heiten ihres Hauses und ihrer Regierung, es kommen dann Dinge zur Sprache, deren genaue Kenntniß für unseren heiligen Orden nicht allein wichtig, sondern geradezu unerläßlich ist. Begreifen Sie?"

„Ich begreife“, gab Pater Ignatius zur Antwort, indem er sich abermals demüthig verneigte.

„Es handelt sich dabei nicht allein um die Sache“, fuhr der kaiserliche Beichtvater fort, „sondern geradezu um den vollen Wortlaut. Begreifen Sie?“

„Ich begreife.“

„Obwohl mich nun Gott mit einem guten Gedächtnisse bedacht hat“, erklärte Pater Maus weiter, „so wäre es doch eine sträfliche Vermessenheit von meiner Seite, dasselbe für untrüglich zu halten. Um nun unserem Herrn General in Rom eingehenden und getreuen Bericht erstatten zu können, habe ich eine sehr einfache Einrichtung in meinem Arbeitszimmer getroffen, welche es möglich macht, jedes Wort, welches im Beichtstuhle noch so leise gesprochen wird, deutlich zu vernehmen. Die Wand ist an der betreffenden Stelle ausgehöhlt und nur mit Pappe verkleidet und der Bücherkasten, welcher dieselbe verkleidet, enthält keine Bücher, sondern ein sicheres Versteck, das durch Bücherücken, welche von innen an dem Glase aufgeklebt sind, maskirt wird. Hier pflegte Pater Seraphicus

jedesmal die Beichte der Kaiserin Wort für Wort nachzuschreiben. Begreifen Sie?"

„Ich begreife!“

„Sie werden also heute seine Stelle einnehmen und thun, wie er gethan hat.“

Pater Ignatius nickte verständnißinnig.

„So, jetzt folgen Sie mir!“ — Pater Maus führte hierauf seinen geistlichen Gehilfen in sein Arbeitskabinet. „Nun suchen Sie den betreffenden Kasten“, sagte er mit einem selbstzufriedenen Lächeln. Der junge Jesuit schritt die Bibliothek ab und erklärte sich endlich unfähig denselben zu entdecken.

„Es ist dieser hier“, sprach Maus drückte an einer Feder und die betreffende Thüre sprang auf. Pater Ignatius sah einen nicht eben großen aber deshalb doch durchaus nicht unbequemen Raum sich öffnen, in welchem ein kleines Tischchen und ein Stuhl genau Platz fanden. Auf dem Tischchen standen zwei Kerzen und ein Schreibzeug. „Treten Sie ein“, gebot Maus, „und verhalten Sie sich ruhig. Luft bekommen Sie von oben, Licht machen Sie erst dann, wenn Sie hören, daß die Kaiserin im Beichtstuhle niedergekniet ist.“

„Wissen Sie auch gewiß, daß sie heute kommt?“ fragte Pater Ignatius.

„Sie kommt und zwar bald; es ist ihre Stunde“, erwiderte Maus. „Seien Sie außer Sorge. Sie hat gestern Abend eine heftige Scene mit ihrem Sohne, dem Erzherzog Joseph, gehabt, sie kommt nach solchen Affairen regelmäßig früh am Morgen, um ihr bedrücktes Herz zu erleichtern, zu beichten und zu communiciren. Ja, wenn alle so wären, wie diese gute fromme Frau, dann hätten wir ein leichtes Spiel. Aber es ist eine arge Zeit, eine arge Zeit“

Plötzlich ging die Thüre im Nebenzimmer auf und Schritte hallten auf dem Steinpflaster.

„Sie ist es“, flüsterte Maus, „schnell hinein!“ Der junge Jesuit war im Nu in dem Bibliothekkasten verschwunden, den Maus vorsichtig hinter ihm schloß und den Schlüssel abzog.

Wenige Secunden darauf klopfte es leise an die Thüre des Arbeitskabinetes, Maus öffnete und die Kaiserin, in einen weiten, dunklen Seidenmantel gehüllt und mit einem großen venetianischen Spizentuche verschleiert, trat ein. Der Beichtvater neigte sich ehrfurchtsvoll bis zur Erde.

„Ist Er allein, Maus?“ begann Maria Theresia.

„Wie immer, kaiserliche Majestät“, entgegnete der Beichtvater. „Wer sollte auch mich armen alten Mann besuchen, besonders so früh am Tage, wo ich mich mit

meinem Schöpfer und hie und da mit meinen theologischen Studien unterhalte?“

„Weiß Er, Pater Maus, was gestern Abend gesehen ist?“ fragte Maria Theresia.

„Ich weiß von Nichts, Majestät“, antwortete der Jesuit; „ich frage nicht nach weltlichen Dingen und es gibt auch Niemanden, der mich damit behelligen möchte. Es ist nicht meine Sache.“

„Was ist denn Seine Sache?“

„Beten, fasten, fromme Werke üben.“

„Nun dann kann Er heute ein frommes Werk an mir thun“, sagte Maria Theresia, „mit Ruhe und Frieden geben. Der Joseph hat mich gestern sehr aufgebracht, ich habe ihn müssen auf die Wache schicken, und jetzt mache ich mir Vorwürfe darüber, daß ich mich habe vom Borne regieren lassen. Ich habe Ihm auch noch andere größere Dinge zu sagen, Dinge, die ich Ihm nur unter dem heiligen Siegel der Beichte anvertrauen darf, Staatsgeheimnisse, Maus. Aber ist Er auch gewiß, daß uns Niemand belauscht?“

„Wie wäre das möglich?“ entgegnete der Jesuit.

„Ich sage Ihm ja, ich habe heute Dinge auf dem Herzen, welche, wenn sie verrathen würden, europäische Verwicklungen hervorrufen könnten“, sprach Maria Theresia; „und so habe ich eine leicht begreifliche Furcht,

daß Jemand unberufener Zeuge sein könnte, wenn ich Ihm mein Herz ausschütete.“

„Ueberzeugen sich Eure Majestät selbst“, bat Pater Maus, „es ist auch zu meiner Beruhigung.“

Die Kaiserin durchschritt hierauf die ganze Wohnung ihres Beichtvaters und sperrte eigenhändig sämtliche Thüren.

„So — jetzt bin ich ruhig“, sagte sie dann, warf Mantel und Schleier ab und begab sich in das Zimmer, in welchem der Altar stand. Sie kniete vor demselben nieder und betete. Unterdeß hatte der Jesuit die Stola umgenommen und sich in den Beichtstuhl gesetzt. Nachdem Maria Theresia ihr Gebet beendet, näherte sie sich langsam demselben, kniete demüthig nieder und legte ihr Antlitz an das Gitter, es war der Augenblick, wo Pater Ignatius in seinem Versteck die Lichter anzündete und sich zum Schreiben anschickte.

„Ich bitte Gott den Allmächtigen“, begann die Kaiserin, „und Euch Priester an Gottes Statt um Rath und Hilfe in meiner Noth. Ich weiß mit meinem beschränkten Verstande keinen Ausweg mehr aus diesem Wirrsal, ich vermag Recht und Unrecht nicht mehr zu unterscheiden, mein Gewissen klagt mich schwer an und ich vermag nicht den Weg zu entdecken, auf dem

ich meine Pflichten als Gattin, Mutter und Regentin erfüllen kann, ohne meine Pflichten als fromme und treue Tochter der Kirche zu verletzen. Die Wissenschaft lehrt uns Dinge, die dem Glauben widersprechen. Aller Orten werden Stimmen laut, welche Veränderungen im Staate verlangen und als heilbringend ja unvermeidlich hinstellen, welche die Satzungen unserer heiligen Kirche in Frage stellen. Mein Gemahl, mein Sohn, meine Minister verlangen Reformen von mir, von denen sie die Zukunft unseres Reiches, das Wohl unserer Völker abhängig machen, die mir aber von den Dienern der Kirche und anderen frommen und christlichen Menschen als gefährlich und unerlaubt, ja als sündhaft bezeichnet werden. Wen soll ich fragen? mich selbst? Mein Geist sieht nicht mehr klar und unbefangen in diesem Streite. Die Thatfachen, die Erfolge? Sind diese maßgebend, so hätten die Gegner der Kirche Recht, denn wir sehen, wie die protestantischen Staaten, England, Holland und Preußen an der Spitze, in denen jene Grundsätze herrschen, welche unsere Kirche verdammt, in denen die Ideen der modernen Philosophen, Historiker und Naturforscher zur Anwendung gelangen, gedeihen und empor kommen, während die katholischen Länder theils zurücksehen müssen, theils unterliegen, wie wir in Oesterreich er-

fahren haben, theils vollkommen verfallen und zu Grunde gehen wie Spanien, Portugal, Italien. Lade ich nicht schwere Verantwortung vor Gott auf mich, wenn ich meine Eide als Monarchin verlege und meine Völker in Unwissenheit, Aberglauben und Barbarei versumpfen und entarten lasse? Schon ist durch meine Weigerung, den Wünschen meiner Völker, den Forderungen der Zeit nachzugeben, die innere Ruhe meines Reiches, das Einvernehmen mit den Ministern, ja der Friede meines Hauses gestört, mein Gemahl und mein Sohn empören sich gegen mich, so werde ich endlich irre an meinen heiligsten Ueberzeugungen und eine tiefe Angst faßt mich, daß ich bei dem besten Willen und der reinsten Absicht die göttlichen Gesetze verlege, ohne es zu wissen.“

Die Kaiserin barg, nachdem sie geendet, ihr Gesicht in den Händen, große Thränen rannen leise ihre Wangen hinab.

„Meine Tochter“, sprach der Beichtvater, „ich habe zu Gott gebetet, daß er mich erleuchte und mich zum schwachen Werkzeug seiner Allweisheit annehme; höre nun, was mir der Geist eingibt: Gewiß sind es heilige Pflichten, welche Du als Gattin, als Mutter und Regentin zu erfüllen hast, aber wie sollten dieselben verletzt werden, wenn Du Dich schädlichen Neuerungen

verschließest? Du hast schwer gefehlt, indem Du Jenen, welche Dich zu den sogenannten „Verbesserungen“ — Verschlimmerungen sollten sie richtiger heißen — im Staatswesen drängen, in einigen Stücken nachgegeben hast. Ich sage nicht, daß Du damit an und für sich etwas Sträfliches gethan hast, aber Du hast durch Deine Nachgiebigkeit die Hoffnungen unserer Feinde genährt und sie auf diese Weise zu weiteren Forderungen ermuthigt und zur Unzufriedenheit gereizt. Laß sie einmal sehen, daß die Grenze der Zugeständnisse erreicht ist, bleibe fest und diese künstlich genährte Bewegung wird im Sande verlaufen und auch im Schooße Deiner Familie werden die Irreführten durch die Macht Deiner heilsamen Entschlüsse besänftigt und vielleicht sogar mit Gottes Hilfe bekehrt werden.“

„Noch eine Frage“, begann Maria Theresia von Neuem.

„Sprich, meine Tochter.“

„Ist der Jesuiten-Orden ein wichtiger, wesentlicher und unverleglicher Bestandtheil der katholischen Kirche?“

„Gewiß ist er das.“

„Wie kann dann der Papst seine Einwilligung zur Aufhebung desselben geben?“ sagte Maria Theresia.

Auf Alles war der schlaue, weltgewandte Beichtvater gefaßt, nur auf dies nicht. Er sprang im

Beichtstuhl förmlich in die Höhe und starrte sein allerhöchstes Beichtkind mit unzweideutigem Entsetzen an. „Aber das — das — ist ja — nicht — möglich — Majestät —“ stammelte er.

„Das Breve für die Aufhebung des Jesuitenordens ist bereits geschrieben“, erwiderte Maria Theresia; „alle katholischen Höfe haben sich zu diesem Zwecke vereinigt, und der heilige Vater hat ihrem Drängen nachgegeben. . . Nur meine Unterschrift fehlt noch.“

„Du aber wirst sie nicht geben, meine Tochter!“ rief der Jesuit, der indeß Zeit gehabt hatte, sich von der schrecklichen Ueberraschung zu erholen; „Du wirst fest bleiben, Dein Schiff unbekümmert um Sturm und Wogen in den sichern Hafen der Kirche steuern.“

„Wenn aber der Papst selbst —?“ warf die Kaiserin ein.

„Der Papst hat das Breve nur deshalb ausgefertigt“, erklärte der Jesuit triumphirend, „weil er Deine hohen Tugenden als Frau, Regentin und Christin kennt, weil er überzeugt ist, daß Du niemals Deine Einwilligung geben wirst. Sollte er sich irren? — Nein, er irrt sich nicht, er darfte ruhig in Deine Hände das Schicksal dieses heiligen Ordens, den er so sehr liebt niederlegen; Du wirst ihn tapfer vertheidigen gegen alle Anfechtungen, und wenn es nöthig

sein sollte, lieber für Deinen Glauben dulden und den Unfrieden mit Deinem Vatern und Deinem Sohne, die Unzufriedenheit Deiner Völker gelassen ertragen, als die Kirche ihrer wichtigsten Stütze berauben lassen!“

„Ich danke Euch, mein Vater!“ sprach Maria Theresia, „Ihr habt mir den Weg gezeigt, den einzig richtigen und heilsamen, den ich zu gehen habe. Jetzt weiß ich, wie ich handeln werde.“

„Du wirst fest bleiben, meine Tochter?“

„Ja.“

„Gott segne Dich!“ — —

Als die Kaiserin die Wohnung ihres Beichtvaters verlassen hatte, sperrte derselbe leise hinter ihr die Thüre, dann befreite er den Vater Ignatius aus seiner Gefangenschaft und las rasch dessen Aufzeichnungen durch, ob sie mit dem Eindrucke, der noch frisch in seinem Gedächtnisse haftete, stimmten. Als er zu Ende war, nickte er befriedigt.

„Haben Sie gehört, theurer Bruder?“ sagte er hierauf.

„Ja wohl habe ich gehört“, entgegnete der junge Jesuit demüthig wie immer.

„Wer hätte das geglaubt!“ seufzte Maus; „unser Orden ist in großer Gefahr. Es ist eine förmliche Verschwörung der Höfe gegen denselben, welche wir

soeben a tempo entdeckt haben, Bruder. Unser General in Rom scheint unbegreiflicher Weise keine Ahnung von dem zu haben, was sich im Geheimen gegen uns vorbereitet, sonst wäre es nie so weit gekommen. Es ist von der höchsten Wichtigkeit, daß dieses Aktenstück, das ich in Händen halte, so rasch als möglich an ihn gelange; aber ich wage es nicht, es der kaiserlichen Post anzuvertrauen, seitdem Fürst Kaunitz unter der Maske der Keuschheits-Commission die französische Geheimpolizei bei uns eingeschmuggelt und sogar in der Staatskanzlei ein schwarzes Kabinet eingerichtet hat.“

„Ein schwarzes Kabinet?“ fragte Pater Ignatius erstaunt.

„Das sollte Ihnen doch nicht fremd sein?“ erwiderte Maus, „wir selbst besitzen dasselbe doch auch sammt allen seinen Künsten.“

„Wie?“

„Ein Kabinet, in dem Briefe so eröffnet, gelesen, copirt und wieder verschlossen werden, daß Absender und Empfänger keine Ahnung davon haben, daß dieselben von einem fremden Auge gesehen worden sind“, erklärte Maus. „Ich bin überzeugt, daß mein Brief an den General demselben Schicksal anheimfallen würde. Ich werde ihn also nicht der Post anver-

trauen, sondern Sie, lieber Bruder, werden denselben persönlich nach Rom bringen. Begreifen Sie?"

„Vollkommen.“

„Also machen Sie sich bereit, in zwei Stunden abzureisen.“

Pater Ignatius verneigte sich demüthig. „Und was soll ich dem General mündlich sagen?"

„Was ich ihm schreibe“, erwiderte Maus, daß der Papst das Breve zurücknehmen muß.“

„Und wenn der Papst sich weigert?"

„Dann soll er ihn für — wahnsinnig erklären.“*)

*) Historisch.

Zehntes Kapitel.

Binder, der alte vertraute Geheimsekretär des Fürsten Kaunitz, erwartete denselben mit einiger Ungeduld in seinem Arbeitskabinet, endlich erschien er in einem langen gestickten Schlafrock, nickte dem treuen Manne freundlich zu und begann auf dem türkischen Teppich auf und ab zu schreiten, die Hände auf dem Rücken, den Kopf steif im Nacken, wie es seine Gewohnheit war.

„Was meldet die Polizei?“ war wie immer auch heute die Frage des großen Staatsmannes.

„Ihre Majestät die Kaiserin ist heute früh über die Hintertreppe zu Vater Maus und hat dessen Wohnung erst nach einer Stunde verlassen“, berichtete der Sekretär.

„Sie hat wieder gebeicht, die arme Frau“, er-

widerte Kaunitz, „ohne zu ahnen, daß ihre Beichte wörtlich an den Jesuiten-General nach Rom hinterbracht wird. Haben Sie der Post Auftrag gegeben, Binder?“

„Sofort, aber bis jetzt ist kein Brief des Jesuiten aufgegeben worden.“

„Seltsam“, murmelte Kaunitz, „er hat sich doch sonst sehr beeilt. Wissen Sie, das mir das sehr verdächtig ist?“

„Mir auch, Excellenz.“

„Haben Sie Anstalten getroffen, Binder“, fuhr Kaunitz fort, „daß man ihn überwache?“

„Sofort, Excellenz.“

„Sie denken doch an Alles.“

„Es ist meine Pflicht.“

„Wissen Sie, Binder“, begann Kaunitz nach einer neuen Promenade, „daß jetzt der günstigste Moment wäre, gegen den Orden aufzutreten? Alles kommt uns zu Hülfe, die bourbonischen Höfe, der Erzherzog, Sonnensfels mit seinem Blatte. Sogar der Papst zeigt sich geneigt. Und Sie müssen annehmen, Binder, wir haben Beweise in Händen, schlagende Beweise.“

„Gewiß, Excellenz“, entgegnete der treue Mann bescheiden, „an Beweisen fehlt es nicht, aber wir brau-

chen einen Anlaß, damit wir nicht den Schein auf uns laden, aus Gehässigkeit zu handeln.“

„Da haben Sie wieder Recht“, murmelte Raunitz.

„Ja, einen Anlaß brauchen wir, aber ich hoffe, die Jesuiten selbst kommen uns zu Hilfe.“

„Sind Depeschen eingelaufen?“ fragte Raunitz, nachdem er wieder einige Zeit schweigend auf und ab gegangen war.

„Nein, Excellenz.“

„Ich kann also Toilette machen, Binder?“ fragte der Kanzler, sich aufmerksam in einem kleinen Spiegel, den er stets bei sich trug, betrachtend.

„Ohne Zweifel, Excellenz!“

„Guten Morgen Binder!“

Binder verneigte sich tief und der Fürst zog sich in seine Garderobe zurück, um sich ankleiden zu lassen. Ehe er jedoch damit fertig war, kam Binder, um eine wichtige Botschaft zu bringen. Die Polizei zeigte an, daß ein Jesuitenpater, Namens Ignatius — es folgte die genaue Personalbeschreibung — sehr zeitig in der Frühe, ehe die Kaiserin die Wohnung ihres Beichtvaters von der Hintertreppe aus betreten habe, über die Vordertreppe zu ihm gekommen sei, und ihn erst kurz nach der Kaiserin verlassen habe; derselbe Pater sei zwei Stunden später wieder bei dem Beichtvater

erschienen und von ihm aus auf die Hauptpost gegangen, wo er eine Extrapost bestellt habe nach Graz. Die Polizei sei ihm unausgesetzt auf der Ferse.

„Gm!“ machte der Fürst, „der geht nach Rom. Thun Sie indeß der Polizei zu wissen, daß Sie ihn ruhig soll abreisen lassen, nur die Stunde seiner Abfahrt soll bei Zeiten gemeldet werden.“

„Sehr wohl!“ — — —

Eine Stunde etwa verlief, dann kam die Anzeige, daß der Jesuit um drei Uhr Nachmittags abreise, früher seien keine Pferde zur Verfügung gewesen, worüber der fromme Mann gleich einem ungarischen Grenadier gestürzt habe.

Raunig zog sich mit Binder sofort in sein Cabinet zurück. „Geben Sie mir die Namen der Officiere“, begann er, „welche in unserer Loge „zu den drei „Ranonnen“ aufgenommen sind.“

Binder gehorchte.

„Rittmeister Bärenfuß“, sprach der Fürst gleich bei einem der ersten Namen stehen bleibend, „das ist ein tapferer Soldat, so viel ich mich erinnere, und ein getreuer, verlässlicher Mann in jeder Beziehung, un coeur noble.“

„Ja, das ist er, Excellenz.“

„Nehmen Sie einen Miethwagen, Binder, suchen

Sie den Rittmeister auf und bringen Sie ihn so schnell als möglich zu mir.“

Binder nahm seinen Hut und eilte den Anordnungen des Staatskanzlers auszuführen. In kurzer Zeit führte er den Rittmeister in das Cabinet des Fürsten.

„Bon jour, mein lieber Rittmeister“, begann Rauniz auf- und abgehend, „wie geht es Ihnen?“

„Sehr wohl, Excellenz zu dienen. „Der Rittmeister vom Regimente Savoyen-Drägoner, eine hohe, markige Gestalt mit entschlossenem, wettergebräuntem, von Säbelschneiden im Zick-Zack zerschnittenem Gesichte, staunte, daß der allmächtige Minister ihn hatte rufen lassen, nur um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Aber es kam gleich anders.

„Ich halte große Stücke auf Sie“, fuhr Rauniz fort, „Sie sind ein Held, ein guter Bürger und ein freier Geist, endlich sind Sie — Freimaurer!“

„Excellenz wissen?“ — stotterte der Rittmeister.

„Ich weiß alles, mon cher Bärenfuß, merken Sie sich das, Alles“, erwiderte Rauniz; „also — ich habe Sie zu einer wichtigen Affaire auserwählt, zu einem Unternehmen, von dessen Gelingen oder Mißlingen so zu sagen die Zukunft unseres deutschen Vaterlandes, ja Europa's abhängt, ich hoffe, Sie werden meinem Vertrauen Ehre machen, Rittmeister.“

„Ich hoffe auch, Excellenz“, brummte der große Dragoner.

„Haben Sie Leute in Ihrer Schwadron, auf welche Sie sich unbedingt verlassen können, nicht bloß was pünctliche Ausführung eines Befehles betrifft, sondern vorzugsweise in dieser Hinsicht, daß sie eine Woche oder zwei den Mund halten können?“ fragte Raunig weiter.

„Zu Befehl, Excellenz, wie viel Leute?“ erwiderte der Rittmeister.

„Drei oder Vier.“

„Wird sich thun lassen“, murmelte Bärenfuß nach kurzem Besinnen.

„Gut also, geben Sie mir Ihre Hand darauf, daß Sie, was ich Ihnen auftrage, rasch und treu executiren und über das Ganze so lange schweigen, bis ich Ihnen zu reden erlaube. Parole d'honneur!“

Parole d'honneur“, sprach der Rittmeister, indem er seine große Hand mit dem Stulphandschuh in die kleine zierliche des Diplomaten legte.


„Also gedulden Sie sich fünf Minuten!“ — Raunig setzte sich an den Schreibtisch und schrieb eighändig die Ordre für den Rittmeister, überlas sie dann noch einmal und siegelte sie.

„Auf dem Couvert steht, wann und wo die Ordre

zu eröffnen ist“, sprach Raunig, dieselbe dem großen Dragoner übergebend. „Wählen Sie sichere Leute, mon ami, und lassen Sie in aller Stille satteln. Au revoir!“

Der Rittmeister machte seine plumpe Reverenz und verließ dann spornklirrend den Staatskanzler.

„Nun können wir uns amüsiren, Vinder“, sagte Raunig. „Sie wissen, wo Sie mich zu suchen haben.“



Elftes Kapitel.

Pater Ignatius war eine Viertelstunde vor Drei auf der Hauptpost erschienen, aber die Pferde waren noch nicht zur Stelle. „Der kleine Pfaffe hat es eilig, als ob er geradeaus in Himmel fahren sollte“, brummte der Postknecht, als er endlich einspannte.

Es schlug vom Stephansthurme halb Vier, als die Extrapost mit dem Jesuiten über das damals sehr holperige Wiener Pflaster rasselte. Der Pater zog sich, so lange er durch die Stadt fuhr, scheu und stumm in die Ecke der großen Postkutsche zurück. Als diese aber auf der Landstraße gemächlich dahinrollte, wurde er plötzlich lebendig, fing an mit dem Postknechte über die Verderbniß der Welt im Allgemeinen und die schlechten Straßen und Postanstalten im Besonderen zu raison-

niren und denselben von Zeit zu Zeit zu größerer Eile anzutreiben.

Als es dunkel wurde, begann es dem Jesuiten auf der einsamen Straße, welche durch große Wälder führte, ein wenig bange zu werden. „Hört man nichts von Räubern hier?“ fragte er.

„Nicht viel“, antwortete der Postillon in der Absicht ihn zu trösten; „und uns thun sie nichts, sie haben es nur auf die geistlichen Herren abgesehen, die viel Geld bei sich haben.“

Der Pater zog sich wieder stumm in seine Ecke zurück und begann lateinische Gebete zu murmeln.

Endlich war es Nacht geworden. Man sah keinen Stern, kein Licht; die Postkutsche fuhr nur ganz langsam, Schritt für Schritt; da ertönte plötzlich ein lautes barsches „Halt!“

Der Postknecht dachte gar nicht daran zu entkommen, sondern blieb sofort stehen. Vier Männer zu Pferde in weiße Mäntel gehüllt umgaben die Kutsche, einer leuchtete jetzt mit einer kleinen Laterne hinein und hielt zugleich dem Jesuiten eine Pistole mit gespanntem Hahne entgegen.

„Pater Ignatius vom Orden Jesu?“ fragte er mit tiefer berber Stimme.

„Ja, der bin ich“, seufzte der junge Jesuit.

„Steigen Sie aus, Hochwürden!“ befahl hierauf der Mann mit der Laterne.

Der Jesuit gehorchte, am ganzen Leibe zitternd. „Aber Sie irren sich“, betheuerte er, „ich habe kein Geld bei mir.“

„Thut nicht: — übrigens haben Sie keine Angst, es geschieht Ihnen Nichts“, sagte der Vermummte.

Einer der Leute, welche unter seinen Befehlen standen, hatte ein Pferd am Zügel, das vollkommen gesattelt seines Reiter harnte. Er ließ es vorführen und fragte den Jesuiten, ob er reiten könne.

„Nein, mein lieber Herr“, stotterte dieser.

„Thut nichts“, brummte der, welchen der Vater für den Räuberhauptmann hielt, schon seiner schrecklichen Bassstimme wegen, „es wird so auch gehen!“ — Auf seinen Wink stiegen zwei der Reiter ab, hoben den zappelnden Jesuiten auf, setzten ihn auf das Pferd und banden ihm die Füße an den Steigbügel fest; dann schwangen sie sich wieder in den Sattel.

„Nun, Schwager, fahr' zu!“ sagte der Kommandant. Der Postillon wollte umkehren.

„Nein, Freund, geradeaus, und Gott sei Dir gnädig, wenn man Dich vor einer Woche in Wien sieht“, gebot der Mann mit der Pistole. Der Postillon hieb hierauf in die Pferde und rasselte mit seiner

schweren Kutsche auf der Kaiserstraße weiter, während die Reiter den Jesuiten in die Mitte nahmen und mit ihm, gegen Wien zu, davonsprengten, wobei dem armen Vater Hören und Sehen verging.

Denselben Abend, an welchem der Ausflug des Vater Ignatius nach Rom so unsanft unterbrochen wurde, saß die Kaiserin Maria Theresia in ihrem Boudoir mit den Gräfinnen Fuchs, Montefanto und Canales beim Kartenspiel, während die anderen Damen rings herum auf den Kanapées und in den Fauteuils Platz genommen hatten und sich mit allerhand weiblichen Arbeiten und medisantem Geplauder die Zeit vertrieben. Der Beichtvater hatte sich in eine Ecke beim warmen Kamin zurückgezogen und gab sich dort die Miene in seinem Brevier zu beten, während er doch Alles, was um ihn her vorging, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgte. Maria Theresia hatte sich bereits entkleidet und sogar den Puder aus ihrem Haar gestäubt; sie trug ein reiches, mit kostbaren flandrischen Spitzen verschwenderisch besetztes Negligée. Das üppige rothblonde Haar der Kaiserin, von einem neqartigen, weißen Fichu zusammengehalten, fiel in

prächtigen Wellen über den vollen Nacken herab; ganz offen wäre es bis zu den Knien herab gestürzt.

In ihrer Nähe saß Elisa mit einem Strickstrumpfe.

„Herr, strafe mich nicht in Deinem Zorne und züchtige mich nicht in Deinem Grimme!“ betete der Jesuit aus seinem Brevier; da fiel es ihm ein, daß er nicht weniger als vier Liebesbriefe zu bestellen habe, welche sämmtlich wohlriechend und heiter zwischen den Bußpsalmen lagen. Der fromme Mann spielte gerne in allen galanten Verhältnissen am Hofe den Vermittler, um ja sicher alle Fäden der hin und her laufenden Intriguen stets in Händen zu haben.

„Erbarme Dich meiner, o Herr!“ seufzte er dann wieder.

„Wieder verloren!“ murmelte die Kaiserin und schlug mit ihrer flachen Hand leicht auf den Tisch.

„Majestät sind nicht bei der Parthie“, bemerkte die schöne Italienerin, Gräfin Montefanto.

Die Kaiserin dachte eben stets an ihren Sohn. „Ist er gebeugt?“ fragte sie leise die alte Oberhofmeisterin, welche ihr zunächst am Spieltische saß; zugleich gab sie wieder Karten.

Der Jesuit horchte noch aufmerkamer, denn er wußte sofort, daß von dem Erzherzoge Joseph die Rede war.

„Beugt?“ erwiderte die Fuchs, soweit es die Etiquette erlaubte, entrüstet; „Seine kaiserliche Hoheit traktirt die Soldaten, läßt sich ihre Feldzüge und Heldenthaten erzählen und lacht sich halb todt bei ihren Lügen.“

„Der Rader“, murmelte Maus, betete aber gleich wieder weiter: „Erbarme Dich meiner, o Herr!“

„Sie lügen wie gedruckt“, fügte die Fuchs hinzu.

„Ja wohl, wie gedruckt“, rief die Kaiserin erregt, „alles erlogen!“

Indeß hatte der Jesuit der jungen, reizenden Comtesse Balffy einen Wink gegeben, den sie sofort verstand und sich ihm in unauffälliger Weise näherte. Der Beichtvater that jedoch, als bemerkte er gar nicht, daß sie sich über die Lehne seines Stuhles zu ihm beugte; während er aber ganz in sein Erbauungsbuch vertieft schien, steckte er ihr plötzlich mit einer raschen Bewegung, welche Niemand bemerkte, ein Rosabriefchen zu, worauf sich die kleine Magyarin zurückzog und er eifrig seine Bußpsalmen weiter murmelte.

„Die Parthie ist zu Ende“, sagte Gräfin Montefanto am Spieltische.

„Wieder verloren!“ sprach Maria Theresia, den Kopf in die Hände stützend; die sonst so resolute Fräulein

liche Frau war mit sich zerfallen und unzufrieden. Rathlos starrte sie vor sich hin.

„Die Arme!“ dachte Elisa, welche den Zustand der Kaiserin errieth und mitfühlte, während die ganze Camarilla über den Zwiespalt zwischen Mutter und Sohn frohlockte.

„Lassen wir's, Fuchs!“ sagte Maria Theresia endlich.

„Zu Befehl“, entgegneten die Damen, welche mit ihr gespielt hatten, und erhoben sich gleichzeitig.

Unterdessen war Maus durch das Zimmer gegangen und hatte einen zweiten Liebesbrief an seine Adresse besorgt.

„Es ist auch spät“, sprach Maria Theresia, nachdem sie wieder einige Zeit starr vor sich hingesehen hatte; „der Kaiser kommt vielleicht. Adieu, meine Damen!“

Eine herablassende Bewegung ihrer Hand entließ den Hofstaat, welcher sich auf dieses Signal im Halbkreis um die Monarchin aufstellte und mit einer tiefen Rokoko-Reverenz menuettartig Abschied nahm; aber in dieser hochwichtigen Handlung wurden die seidenumbauschten mit Schönheitspflasterchen bedeckten Damen durch den Grafen Bethlen gestört, welcher gegen allen Hofstyl sehr rasch und spornklirrend eintrat und sich

zum Entsetzen der Oberhofmeisterin geradeaus vor der Kaiserin aufpflanzte.

„Majestät“, sagte er sehr laut und mit sichtlicher Erregung, „der Redacteur Sonnenfels ist im Vorzimmer; er läßt sich nicht abweisen und verlangt Euer Majestät sofort zu sprechen.“

„Sofort?“ fiel die Oberhofmeisterin ein, „welch respectwidriger Ausdruck!“

„Es handelt sich um eine Staatsangelegenheit von höchster Bedeutung“, fügte Graf Bethlen hinzu.

„Es muß wirklich brennen“, entgegnete Maria Theresia, „daß der Sonnenfels zu dieser Stunde Audienz verlangt.“

„Es brennt wirklich, Majestät“, sprach Bethlen.

Maria Theresia lächelte. „Nun so soll er eintreten!“

„Meine Seele ist sehr betrübt“, betete Maus:

„Eintreten“, sagte hierauf die Kaiserin majestätisch zu Bethlen, welcher sich rasch entfernte. Der Beichtvater benutzte den Moment, um der schönen Italienerin ein Zeichen zu geben, Gräfin Montefanto näherte sich ihm langsam. „Meine Gestalt ist verfallen von Trauern und ist alt geworden, da ich allenthalben gedüngt werde!“ betete Maus und nachdem er der Gräfin den Brief in die Hand gedrückt hatte, mit der

Bemerkung: „einige Seufzer Bethlen's süß wie Zucker“, jammerte er weiter: „Weichet von mir, alle Uebelthäter, denn der Herr höret mein Weinen.“

Bethlen öffnete jetzt die Flügelthüren und Sonnensfels trat ein. Er verneigte sich tief und blieb in der Nähe der Thüre stehen. Maria Theresia, welche außerordentlich majestätisch und verführerisch zugleich ausah, ging langsam bis zu ihm hin, sah ihn kalt an und kehrte zu ihrem Sitz zurück.

„Adieu, meine Damen“, sagte sie jetzt noch einmal.

Die Damen bildeten jetzt noch einmal den Halbkreis, machten ihre Reverenz und verließen eine hinter der anderen, jede im Vorbeigehen den kühnen Zeitungsschreiber neugierig betrachtend, das Zimmer. Gräfin Montefanto maß ihn verächtlich von oben bis unten, die Fuchs murmelte „Sophist“, der Jesuit betete: „Es müssen alle meine Feinde zu Schanden werden, o Herr!“ und klappte sein Brevier zu. Zuletzt kam Elisa.

„Vorsicht!“ flüsterte sie Sonnensfels zu, der noch immer in der Nähe der Thür stand.

„Die Kaiserin ist zornig“, meinte er.

„Noch mehr“ — erwiderte Elisa rasch — „sie ist köstlich.“

„Sie — die leidhaftige Tugend? —“ sagte Sonnenfels.

„Und eben deshalb geschmeichelt, wenn ihre Tugend täglich in Versuchung geführt wird“, belehrte die Kleine ihren Freund. „Wollen Sie Ihr Günstling werden, so machen Sie ihr nur eine Liebeserklärung! —“

Endlich war der große Augenblick da, den Sonnenfels seit Jahren ersehnt hatte; er stand der Kaiserin gegenüber, allein, ohne Zeugen. Er fühlte, daß nicht allein sein Schicksal, sondern die Zukunft seines Vaterlandes von dieser Unterredung abhing, und so klopfte sein Herz gewaltig und ihm war zu Muthe, als stände er in der Schlacht und es gälte eine Batterie zu stürmen.

„Was will Er?“ begann die Kaiserin, welche ihm bisher den Rücken gelehrt hatte, sich plötzlich zu ihm wendend.

Sonnenfels ging rasch auf die schöne, gewaltige Frau zu und blieb nur wenige Schritte von ihr entfernt stehen.

„Majestät, es heißt, der Erzherzog Joseph sei verhaftet“, sagte er lebhaft.

„Geh! Ihn das was an?“ erwiderte Maria Theresia.

„Allerdings, Majestät“, sprach Sonnenfels, „denn

es heißt, daß der Erzherzog wegen eines Artikels in meinem Blatte verhaftet sei, und ich kann nicht errathen, in welcher Beziehung der Erzherzog —“

„Er hat Alles gestanden“, fiel Maria Theresia dem Sprecher streng in das Wort.

„Gestanden? der Erzherzog?“ staunte Sonnenfels unbefangen.

„Daß er den incriminirten Artikel geschrieben habe“, sprach die Kaiserin.

„O! ich erkenne keine edle Absicht“, erwiderte Sonnenfels tief bewegt, „aber — der Erzherzog hat den Artikel nicht geschrieben, Majestät.“

„Nicht geschrieben?“ wiederholte Maria Theresia freudig überrascht.

„Nein“, sagte Sonnenfels fest.

„Wer denn?“ fragte die Kaiserin sich ihm lebhaft nähernd.

„Ich“, gab Sonnenfels männlich ruhig zur Antwort.

Maria Theresia sah ihn groß an.

„Als Beweis hier mein Manuscript!“ fuhr Sonnenfels fort, indem er dasselbe hervorzog.

Die Kaiserin ging rasch auf ihn zu, nahm das Manuscript heftig aus seiner Hand, blickte hinein und warf es auf den Tisch; dann näherte sie sich der

Thüre, stampfte mit dem Fuße auf und rief laut:
„Ordonnance!“

Graf Bethlen trat ein.

Die Kaiserin nahm den Degen des Erzherzogs vom Kamme, wo er noch immer lag, und sagte mit einer imposanten Bewegung:

„Bringen Sie dem Erzherzog seinen Degen!“
Bethlen empfing denselben mit tiefer Verbeugung und entfernte sich hierauf rasch.

Maria Theresia ging mit großen Schritten dreimal im Gemache auf und ab, dann blieb sie, ihm den Rücken kehrend und die Arme auf der Brust gekreuzt, in einiger Entfernung von Sonnenfels stehen und sah ihn über die Achsel an.

„Was soll ich mit Ihm anfangen?“ begann sie.

„Was Euer Majestät für gut finden und gerecht“,
gab Sonnenfels ruhig zur Antwort.

Die Kaiserin sah ihn noch einmal an. „Der Fall ist wichtig“, sprach sie hierauf, „ich will Ihn selbst verhören.“ Sie holte Tinte und Papier, setzte sich an den Tisch, faltete einen Bogen attenmäßig und nahm die Feder. Rede. Er die Wahrheit, Sonnenfels, es ist besser für Ihn!“ begann sie.

„Und für Sie, Majestät“, antwortete Sonnenfels.

„Für mich?“

„Auch für Sie.“

„Zuerst die Personalien“, befahl die Kaiserin schreibend: „Vor- und Zuname?“

„Joseph Sonnenfels.“

„Geboren?“

„Zu Nikolsburg in Mähren, im Jahre 1733.“

„Religion?“ inquirirte die Kaiserin weiter; „richtig, Religion hat Er keine — also Vorleben, und zwar genau und umständlich.“

„Mein Vater war ein Jude“, erzählte Sonnenfels, „er wurde von Jesuiten bekehrt und getauft. Aengstlich im neuen Glauben wollte er den Sohn der Kirche weihen. Ich war sechszehn Jahre alt und sang im Chor der Engel, als mich der Klang der Trommel mit einem Male zurückrief in das volle Leben; es war dieselbe Trommel, welche zum Kriege gegen Ihre Feinde rief, ich folgte ihrem wilden, wunderbaren Tone, ich wurde Soldat.“

Maria Theresia hielt im Schreiben inne, ließ ihre schönen, durchdringenden Augen auf Sonnenfels haften und hörte ihm mit steigendem Interesse zu.

„Aus der stillen Klosterschule warf ich mich mitten in das wüste Lagerleben“, fuhr dieser fort; „doch ohne Gefahr, denn meine Seele war voll Begeisterung, voll Ideale und voll Ehrgeiz. Unbändig verlangte

die entfesselte Natur nach Mühen und Gefahren, nach Ruhm und Anerkennung und meine Sehnsucht wurde groß und immer größer, zu wirken, zu beglücken, die Sehnsucht nach Einfluß und nach Thaten. Sie gab meinem Geiste fortan die eigentliche Farbe, die Richtung meines Lebens, trieb mich aus dem Zelte in den Hörsaal, aus der Amtsstube auf die Lehrkanzel, ruhelos, ohne Glück und ohne Erfolg — denn ich war in Oesterreich, Majestät, und hatte nur Talent und keine Protection.“

Die Kaiserin machte eine Bewegung, aber sie bezwang sich und gab Sonnenfels einen Wink weiter zu sprechen.

„Ich brachte es zum Corporal“, sagte Sonnenfels ironisch, „ich fühlte mich als einen Wallenstein und Eugen, berufen die Armee zum Siege zu führen, und man ließ mich sechs volle Jahre — Rekruten drillen, denn ich war in Oesterreich und hatte nur Talent und keine Protection! Von Ueberläufern lernte ich fremde Sprachen und las Voltaire's Henriade in einem Hühnerstalle einquartiert. Endlich bekam ich den Abschied und wanderte nach Wien, um Jus zu studiren. Man gab mir jetzt ein kleines Amt bei der Regierung. Ich sah in mir einen Solon und Lykurgos, berufen den Staat zu reformiren und man ließ mich — Federn

schneiden für die Kanzlei, denn ich war in Oesterreich, Majestät, und hatte nur Talent und keine Protection. Ich wurde Rechnungsführer bei der Garde. Ich fühlte mich einen Colbert, berufen die Wirthschaft meines Volkes zu verbessern, und hatte Federbüsche, Knöpfe und Borten zu summiren. Damals fiel mir eine Schrift in die Hände: „Briefe, die neueste Literatur betreffend“ von einem gewissen Gotthold Ephraim Lessing. Sie regte mich mächtig an. Neue Ideale, neue Täuschungen! — Ich bewarb mich um die Professur der Literatur und erhielt sie natürlich — nicht, denn ich war ja in Oesterreich, Majestät, und hatte nur Talent und keine Protection.“

Maria Theresia warf die Feder hin, stand auf, ging durch das Zimmer und setzte sich dann wieder an den Tisch; sie schrieb nicht mehr, sie hörte nur, gespannt, erregt, hörte Worte, wie sie noch Niemand zu ihr gesprochen.

„Ich irrte wie ein ruheloser Geist durch alle Stände“, fuhr Sonnenfels fort, „ergriff und verwarf jede Beschäftigung, ich hatte einen unbändigen Drang zu nützen, zu verbessern, was ich schlecht fand, und immer mehr erschien mir schlecht: Zuerst die Lagersuppe, die hölzernen Ladestöcke, dann das ganze österreichische Heerwesen, die Rechtspflege, die Verwaltung,

und immer mehr, der Staat, die ganze menschliche Gesellschaft. Ich sah überall Gebrechen, Elend und Verderbniß, nirgends Hilfe, nirgends Einsicht, nirgends guten Willen. Was aber Anderen eine herbe nüchterne Erkenntniß blieb, Lebensweisheit, eine Theorie, das wurde mir zur Leidenschaft, zur Qual! Wie eine Krankheit fieberte in mir die Begierde zu helfen und zu rathen und Niemand wollte meinen Rath und Niemand wollte meine Hilfe. Fünfzehn lange Jahre erschien ich mir ein Prometheus, der den Menschen das Feuer der Erkenntniß bringen wollte, ange schmiedet an den kahlen, unfruchtbaren Felsen meines Vaterlandes und fünfzehn lange Jahre hakte der Geier der Alltäglichkeit, der Thatenlosigkeit an meinem Leibe.“

„Und wer hat Ihn befreit?“ fragte Maria Theresia.

„Ich selbst“, erwiderte Sonnenfels, mit edlem Stolze. „Ich zerriß meine Ketten, ich scheuchte den Geier fort, der mich verzehrte, und warf mich in den jungen Strom des deutschen Geistes, auf dem die ersten blühenden Zweige, die Frühlingsblumen einer Nationalliteratur, einer deutschen Dichtung trieben. Mir war ja Nichts geblieben als meine Feder! Ich schrieb Artikel für die Zeitungen und fand das erste Mal in meinem Leben Beifall und Ermunterung. Die „deutsche

Gesellschaft" nahm mich auf, ich las dort meine ersten Abhandlungen, ich fand Beschützer, Freunde und Genossen. Ich gründete ein Blatt und fand noch mehr — ein Publikum! Jetzt bin ich mein eigener Feldherr und meine eigene Armee, ich führe Krieg mit den Vorurtheilen, Thorheiten und Lastern meiner Zeit; ich kann meine Meinungen über den Staat abgeben gleich einem Minister; ich kann täglich zu meinem Volke sprechen wie ein Monarch. Ich schwor zu einer Fahne, die stets gesiegt hat und stets siegen wird, der Fahne des Fortschrittes und der Freiheit, ich brauche keine Protection mehr als die des Genius, und mich richtet Niemand —"

Die Kaiserin sah ihn rasch an, aber er ließ sich durch diesen großen, schönen Blick, vor dem Staatsmänner und Soldaten bebten, nicht irre machen.

„Mich richtet Niemand“, schloß er furchtlos, „als die öffentliche Meinung.“

Eine kurze Pause. — —

Dann erhob sich die Kaiserin und stützte die Hand leicht auf den Tisch. „Ist Er zu Ende?“ fragte sie.

„Ja, Majestät.“

„Und Er sagt mir das Alles so in's Gesicht“, fuhr die große Frau fort, „Er hat wahrlich eine gute Portion Courage.“

„Nur eine gute Portion Achtung für Eure Majestät“, erwiderte Sonnenfels galant.

„Er hat Seine Mérites, Sonnenfels“, begann Maria Theresia wieder, „Er will dem Fortschritte Bahn brechen in Seinem Vaterlande — warum setzt Er dies Alles leichtfertig auf das Spiel? Warum beleidigt Er die Majestät?“

„Wann hätte ich das gethan?“ fragte Sonnenfels erstaunt.

„In diesem Artikel!“ Die Kaiserin nahm das Zeitungsblatt und gab es ihm.

„In dem Artikel hätte ich —?“

„Er versteht mich nicht“, unterbrach ihn die Kaiserin rasch, welche fühlte, daß sie sich eine Blöße gegeben hatte, „ich meine die Regierung.“ Aber sie machte es dadurch nicht besser.

„Von der Regierung ist ja nicht einmal die Rede in dem Artikel“, versetzte Sonnenfels immer betroffener.

„Er versteht mich nicht, ich meine den Staat“, fiel Maria Theresia ein.

„Vom Staate ist ja nicht die Rede —“

„Ach! Er will mich nicht verstehen“, unterbrach ihn die Kaiserin ungeduldig, „von der Religion.“

„Nicht die Rede“, betheuerte Sonnenfels.

„Ja wovon denn?“ fragte Maria Theresia ärgerlich.

„Majestät — haben — den Artikel — doch — gelesen?“ stammelte Sonnenfels vollständig verblüfft.

„Das ist es ja eben“, erwiderte die Kaiserin und rettete sich dadurch, daß sie majestätisch im Zimmer auf und abschnitt. Das war es ja eben, daß sie den Artikel nicht gelesen hatte, sondern nur der lügnerischen Eingebung der Jesuitenpartei gefolgt war. Jetzt sah sie die Früchte dieser Heterieen, welche sie immer verabscheut hatte, vor sich, sie war ungerecht geworden, und, was ihr noch empfindlicher war, sie war bloßgestellt, wenn sie der Unterredung mit Sonnenfels nicht eine glückliche Wendung zu geben wußte.

„Der Artikel hat mich sehr zornig gemacht, Sonnenfels“, sagte sie mit jener gutmüthigen Verbtheit, die ihr so gut stand, „aber mein Zorn ist verraucht bei seinen Reden. Grob ist Er, Sonnenfels —“

„Majestät!“ rief dieser freudig.

„Aber ein Hochverräther ist Er nicht“, schloß Maria Theresia; „schreib' Er nur ordentlich darauf los, Er schreibt von heut' an auch für mich.“

Sonnenfels warf sich, von ihrer Güte hingerissen, der großen Frau zu Füßen, sie winkte ihm aufzustehen, aber er gehorchte nicht. „Meine Kniee sind jetzt be-

redter als meine Lippen“, rief er begeistert, „o, welcher Augenblick! Sie sind es, ganz so, wie ich Sie gedacht, und ich darf mich zu Ihren Füßen werfen, Ihnen huldigen, Ihnen sagen, daß Sie mich begeistern, Sie selbst, nicht Ihr Hermelin, nicht die Kaiserin — das Weib, das große, geniale, schöne Weib!“

„Sonnensfels“, stammelte die Kaiserin halb verwirrt, halb abwehrend, „sprech' Er kein Wort mehr!“

Sonnensfels wollte sich erheben.

„Bleib' Er nur knien“, gebot sie jetzt. „Millionen liegen zu meinen Füßen, es thut mir aber wohl, einmal Jemanden vor mir knien zu sehen, der mir mit dem Herzen huldigt.“

„Mit ganzer Seele“, rief Sonnensfels — in demselben Augenblicke fielen ihm aber Elisa's Worte ein und plötzlich war es ihm klar, daß die Kaiserin ihn in sie verliebt glaubte.

„Ich weiß es“, sprach sie, die Hand auf seine Schulter legend und gnädig zu ihm herabblickend, „huldige Er mir nur nicht zu sehr. Wenn man einer Frau huldigt, findet man sie erlesen zum Modell für Maler und Poeten, findet, daß sie witzig spricht und orthographisch schreibt. So würde auch Er am Ende meine Regierung idealisch finden“, fügte sie schelmisch hinzu, „meine Politik in den Himmel heben, für meine

Minister und Generale, ja sogar für die — Jesuiten schwärmen.“

„Das doch nicht, Majestät“, entgegnete Sonnenfels, auf den launigen Ton der Kaiserin eingehend.

„Für die Jesuiten schwärmen, sag' ich Ihm“, wiederholte Maria Theresia, „und das darf Er nicht. Er muß ein freier Mann bleiben und seine Augen offen haben, für sich und —“ schloß sie, ihm mit ihrer bezaubernden Herzlichkeit die Hand entgegenstreckend, „auch für mich.“

Sonnenfels beugte sich hingerissen über ihre Hand und küßte sie feurig.

„Wir wollen gute Freunde bleiben“, fuhr Maria Theresia fort, indem sie ihn zugleich aufhob. „Er hat fortan bei mir Zutritt zu jeder Stunde. Wie fremde Mächte ihre Vertreter an meinem Throne haben, so soll Er der Abgesandte meines Volkes sein. Auch ich liebe den Fortschritt, doch dürfen wir nichts übereilen, Sonnenfels.“

„Wir dürfen aber auch nicht zurückbleiben, Majestät“, erwiderte er rasch.

„Ich weiß es ja“, spöttelte die Kaiserin, „daß Ihr Alles besser machen wollt, ich will aber sehen, daß Ihr's auch könnt. Im Nehmen seid Ihr groß, was habt Ihr uns gegeben?“

„Den Geist der Kritik, Majestät“, entgegnete Sonnenfels sehr ernst, „dem Nichts zu fürchtbar ist und Nichts zu heilig, der seinen Maßstab an die Gottheit legt und alles Falsche scheidet von dem Echten.“

„Kann dieser Geist nicht gleichfalls irren, so wie Ihr selbst?“ wendete die Kaiserin ein.

„Geben Sie uns nur Gelegenheit zu irren“, sprach Sonnenfels, „ringsum stehen auf allen Feldern unseres Wissens wie reife Halme die Ideen, nur wir sollen unser Brod aus Jesuitenhaser baden?“

„Experimente sind gefährlich“, erwiderte Maria Theresia, mit dem schönen stolzen Haupte bedeutungsvoll nickend, „die Völker sind wie Kinder, Sonnenfels, Irrthümer werden leicht zu Leidenschaften, Experimente zu — Revolutionen.“

„Nicht die Völker, die Monarchen machen die Revolutionen!“ rief Sonnenfels.

„Wie meint Er das?“ fragte Maria Theresia, ihn überrascht ansehend. „Er ist jetzt einmal im Zug, sag' Er mir Alles, was er auf dem Herzen hat.“

„Die Menschheit schreitet vor, immerfort“, begann Sonnenfels, freudig der Aufforderung der großen Frau gehorchend, „wenn man uns auch vom Gegentheile belehren will. Sie schreitet in Allem vor, in der Kunst,

in der Wissenschaft, im Handwerk und so auch in der Religion und in der Politik. Das Leben in der Natur, das Völkerleben, schließt sich uns immer klarer auf, ringsum verändern sich die Dinge, und die Formen sollen stets die alten bleiben?“

Maria Theresia machte eine lebhaftere Bewegung, aber „der Mann ohne Vorurtheil“ ließ sich dadurch nicht irre machen.

„Nicht Bosheit hat sie geschaffen“, fuhr er fort, „nicht Tyrannei — nur mangelnde Erkenntniß und eine längst vergangene Zeit. Sie sind auch nicht schlecht an sich, nur schlecht für uns, denn auch unsere Zeit ist schöpferisch und schafft sich neue Formen. Jene aber, welche diese alten, gewohnten und daher bequemen Formen lieben, bekämpfen logisch nun den Geist der neuen Zeit, um jene zu erhalten. So werden Formen allmählig Ketten und Ketten sprengt man. Der Geist der Menschheit läßt sich nicht in Ketten schlagen, doch wen bedroht er, daß man ihn bekämpft? Geht mit ihm Hand in Hand, verkündet selbst die Ideen Eurer Zeit, brecht ihnen Bahn, statt sie zu befehlen, und ihre Fittige tragen Euch empor. Nicht die Völker, die Monarchen machen die Revolutionen.

„Ich mache keine Revolution“, sprach Maria

Theresia lebhaft sich Sonnenfels nähernd, aber plötzlich hielt sie, sich besinnend, inne. „Doch wer lehrt uns“, fügte sie kälter hinzu, „die Ideen unserer Zeit erkennen? die echten, reinen, guten zu unterscheiden von den schlechten und verderblichen?“

„Die Zeit selbst“, gab Sonnenfels zur Antwort. „Lassen Sie ihnen nur Raum sich zu äußern, Majestät, sich zu bekämpfen, und jene werden siegen, die den Sieg verdienen.“

Die Kaiserin hatte, während Sonnenfels sprach, gelächelt. „Das heißt mit anderen Worten“, sprach sie jetzt mit liebenswürdigem Humor, „ich soll ihn schreiben lassen, wie Er will.“

„Nicht mich allein, Majestät“, fiel der kühne Zeitungsschreiber ein, „wer soll Ihnen die Bedürfnisse Ihres Volkes mittheilen, wer soll Ihnen die Wahrheit sagen? Ihre Minister, Ihre Diener? Ihre Hofleute, Ihre Jesuiten? Nicht Ihr Volk allein, Sie selbst brauchen die Presse, eine ehrliche, eine freie Presse, denn jede andere ist lügenhaft und ehrlos.“

„Nein, nein“, rief Maria Theresia den Kopf schüttelnd, „ich hasse die Phantasten und Ideenreiter; wären alle wie Er, dann möchte ich es wohl gelten lassen. So geht es nicht, wahrhaftig nicht,

aber für Ihn, Sonnensfels, gibt es keine Censur mehr, schreib' Er frei und offen, wie Er zu mir gesprochen hat."

„Majestät!“ stammelte Sonnensfels überrascht.

„Daß Er so für die Moral ist“, sprach die Kaiserin weiter, „hat Ihn mein Herz erst ganz gewonnen. Man kann nicht genug moralisch sein, besonders in der Ehe, Sonnensfels! da darf Er Niemanden schonen, Niemanden, sag' ich Ihn, sonst hat Er das Herz nicht auf dem rechten Fleck; selbst hohe Personen nicht, ja diese am wenigsten. Ihr Beispiel verdirbt das Volk, und Er weiß, Sonnensfels —“

„Nicht die Völker“, fiel dieser lächelnd ein, „die Monarchen machen die Revolutionen!“

Die Uhr schlug elf.

„Es ist spät“, sagte Maria Theresia, Sonnensfels verabschiedend, „Er kann gehen.“

Sonnensfels verneigte sich tief vor dem schönen, genialen Weibe, das er von dieser Stunde an aus ganzer Seele liebte und bewunderte.

„Schreib' Er darauf los“, sprach die Kaiserin noch einmal, „wie Er es am Besten meint, und ich will regieren, so gut ich es kann, und wenn wir Beide unsere Schuldigkeit gethan haben“, fügte sie schalkhaft

hinzü, „ich mit dem Scepter und Er mit seiner Feder,
dann —“

„Dann gibt uns wohl die Weltgeschichte“, fiel
Sonnenfels ein, „einmal den Fleißzettel, Majestät!“
Damit empfahl er sich.

Zwölftes Kapitel.

Der Kaiser fand, als er, kurz nachdem Sonnensatz sie verlassen, bei seiner Gemahlin eintrat, dieselbe, beschäftigt, das Protokoll des Verhöres zu zerreißen und im Kamine zu verbrennen. Franz Stephan trug über einem eleganten Salonkleide einen weißen Mantel und hielt, den Hut auf dem Kopfe, auf der Schwelle des Zimmers stehen und sah ihr lächelnd zu.

„Verbrennst Du Liebesbriefe?“ sagte er endlich.

„Deine etwa?“ erwiderte Maria Theresia, indem sie nur den Kopf ein wenig wendete, „da hätte ich viel zu thun!“ Sie setzte sich hierauf auf das Kanapé, aber so, daß sie ihrem Gemahl den Rücken lehrte, zog nachlässig einen Fuß über den anderen herauf und faltete die Hände über dem Kniee.

Der Kaiser that, als bemerkte er dies Alles nicht.

seine Gemahlin gefiel ihm in ihrer halb prächtigen, halb nachlässigen Toilette sehr gut, er fand sie auf einmal wieder außerordentlich schön und setzte sich daher, nachdem er seinen Hut auf den Tisch gelegt, ohne viel Umstände neben sie. „Bist Du böse?“ begann er mit seltener Liebenswürdigkeit.

„Nein“, erwiderte die Kaiserin sich langsam zu ihm kehrend.

„Auch nicht auf mich?“ fuhr der Kaiser fort; er nahm sie dabei zärtlich bei der Hand.

„Nein“, sagte sie freundlich.

Dadurch ermutigt, legte der Kaiser beinahe feurig den Arm um sie. „Auch nicht auf Sonnensfels?“ fragte er schüchtern.

„Auf den am wenigsten“, entgegnete Maria Theresia herzlich; „aber Du kommst so spät, es ist Elf vorüber.“

„So?“ rief der Kaiser, „dann muß ich gleich wieder gehen.“ Er stand auf und küßte die Kaiserin auf die Stirne, aber sie legte ihm rasch beide Arme, gleich einer Schlinge, um den Hals und zog den lieben Gefangenen auf das Sopha zurück. „Du gehst nicht!“ schmollte sie.

„Wirklich nicht?“ sagte Franz Joseph galant.

„Nein, ich verzeihe Dir“, flüsterte Maria Theresia.

„Aber —“ der Kaiser zog seine Taschenuhr hervor und sah sie an.

„Ich weiß, daß Du's nicht verdienst“, fuhr Maria Theresia liebevoll fort, „aber — ich verzeihe Dir doch.“

„Du bist so zärtlich heute“, meinte Franz Stephan lächelnd, „brauchst Du Geld?“

„Ich brauche Dein Geld nicht“, erwiderte die Kaiserin beleidigt.

„Nun es kommt wenigstens auf Eins heraus, wer mir's schuldig bleibt, meine Frau oder der Staat.“

„Was sind wir Dir denn auch schuldig?“ schmolte Maria Theresia.

„Was wird's denn auch sein?“ spottete der Kaiser, „zweiundzwanzig Millionen. Ihr macht freilich in einem Jahre dreimal so viel Schulden.“

„Du übertreibst“, versuchte sie einzuwenden.

„Sieh' einmal den Finanzbericht da an“, sprach der Kaiser, welcher der Finanzminister seiner Frau war und für dieses Ressort geradezu Genie besaß; er zog ein voluminöses Aktenstück hervor und schlug es auf. „Ist das eine Wirthschaft da an Deinem Hofe, gleich hier zum Beispiel viertausend Gulden jährlich für Peterfilie.“

„Maria Theresia zog den Bericht lebhaft an sich und blickte jetzt zugleich mit ihrem Gemahl hinein.

„Zwei Faß Tokaiier täglich“, fuhr der Kaiser fort, „um Deinen Papageien das Brod einzuweichen und jeden Abend zwölf Maß Ungarwein als Schlaftrunk für die Kaiserin-Mutter.“

Maria Theresia brach in lautes herzliches Lachen aus.

„Und nun erst die Peterfilie, welche in der Staatsküche verbraucht wird“, rief Franz Stephan, in ihr Gelächter einstimmend, „und der Tokaiier für die Papageien des Alerax. — Nun werde ich aber doch gehen müssen“, schloß er, neuerdings auf die Uhr blickend. „Ich werde erwartet.“

„Von einer Dame etwa?“

Der Kaiser schüttelte lächelnd den Kopf.

„Ich will es wissen“, sagte sie hierauf, „ja, ich will noch mehr von Dir erfahren, ich werde Dir Karten aufschlagen. Erinnerst Du Dich, wie wir immer das Orakel gefragt haben, ob wir uns bekommen?“

„Und wie wir uns Briefe schrieben voll Respekt“, ergänzte der Kaiser, von der holden Erinnerung ergriffen, „Euer Liebden getreueste Braut —“

„So lange die Oberhofmeisterin dabei stand“, fiel Maria Theresia muthwillig ein.

„ Und wenn sie fort war?“

„Adieu, Mänsel!

„Wie lebhaft ich bedauerte“, fuhr Franz Stephan immer mehr gefesselt fort, „daß ich mich der allerliebsten Braut nicht zu Füßen legen konnte.“

„Aber jetzt nicht mehr“, unterbrach ihn die Kaiserin mit unnachahmlicher Koketterie.

„Es kommt auf eine Probe an“, lachte die Kaiserin, sich in einen der kleinen Fauteuils niederlassend.

Der Kaiser näherte sich ihr rasch und kniete zu ihren Füßen nieder. „Nun bist Du jetzt zufrieden?“

Maria Theresia lachte von Neuem. Franz Stephan erhob sich rasch.

„Mon Dieu! Es ist die höchste Zeit, daß ich gehe“, rief er, indem er sich in seinen Mantel hüllte und mit auffallender Hast seinen Hut nahm. Schon stand er an der Thür, da sprang seine Gemahlin auf und that als wollte sie ihm nachhellen, er war aber schon draußen und hatte die Thür hinter sich geschlossen.

Maria Theresia hielt inne und lachte aus vollem Halse, dann zerbrach sie sich den Kopf, was ihr Gemahl wohl zu so später Stunde noch vorhaben möge und beschloß endlich, ihr Orakel, die Karten, zu befragen.

Plötzlich pochte es heftig und dringend an die Thür.

„Wer ist da?“ fragte die Kaiserin, „Herein!“

Darauf stürzte die alte Oberhofmeisterin im Nachtkleide und einer großen weißen Haube athemlos in das Gemach und warf sich, in ihrer Todesangst alle Etikette vergessend auf das Kanapé.

„Was ist denn wieder los?“ fragte Maria Theresia, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, beinahe unwillig. Die alte Fuchs konnte noch immer nicht reden, ihr war indeß Elisa auf dem Fuße gefolgt.

„Was hat sie denn?“ rief die Kaiserin.

Elisa zuckte die Achseln.

„Die Freimaurer —“ begann die Oberhofmeisterin schwer nach Athem ringend.

„Lass' Sie mir die ungeschoren“, gebot Maria Theresia.

„Die Herren — vom — vom Hofe“, stammelte die Fuchs, „der Erzherzog Joseph — der Kaiser —“

„Was ist mit ihm?“

„Der Kaiser —“ stieß die Fuchs mühsam heraus

„Wo ist der Kaiser?“ fragte Maria Theresia, in der plötzlich wieder die volle Eifersucht erwachte, sie eilte zugleich zu der Fuchs hin und rüttelte sie heftig, „wo ist der Kaiser?“

„In der Freimaurerloge“, gab Vater Maus, welcher eben eintrat, zur Antwort.

„Alles entdeckt!“ schrie die Oberhofmeisterin.

Elisa wußte, das Sonnensfels dabei war — sie sah ihn in einer neuen Gefahr und eilte davon, in der Absicht, ihn zu warnen, zu retten. In der ersten Aufregung bemerkten die Anderen ihre Entfernung nicht.

„Maus“, sprach die Kaiserin plötzlich beruhigt, „es ist entweder Alles nicht wahr, nichts als Hexerei oder ich sehe da keine Gefahr für den Staat.“

„Aber für die Moral“, entgegnete der Beichtvater weinerlich, „wenn wirklich Schwestern in der Loge sind, wenn wirklich —“ er imitirte einen Kuß, indem er mit den Lippen schnalzte.

Jetzt blitzte in Maria Theresia's Seele ein Verdacht auf. Weshalb hatte ihr Gemahl sie so rasch verlassen? — „Er hat recht“, rief sie, „Gefahr für die Moral, man muß da einschreiten, energisch einschreiten, wo ist der Ort?“

„Die Italienerin weiß ihn“, stammelte die Fuchs.

„Welche Italienerin?“ sagte die Kaiserin ungeduldig, „wenn Ihr anlagt, müßt Ihr auch beweisen, sonst ist Alles Lüge. Wo ist der Ort? Ich will ihn kennen.“

In diesem Augenblicke trat die Montefanto ein. „Ich weiß es!“ rief sie.

„Sie — wer hat Ihr das Geheimniß verrathen?“
sprach die Kaiserin ungläubig.

„Ein Mann, der mich liebt“, erwiderte die schöne
Gräfin verschämt,

„Graf Bethlen“, fügte der Jesuit hinzu.

„Es ist unerhört“, begann Maria Theresia, in-
dem sie zornig mit großen Schritten das Gemach maß,
„aber ich will mich selbst überzeugen und über die
Schuldigen Gericht halten, daß man daran denken soll.
Elisa!“ rief sie dann.

Die Montefanto eilte das Kammerfräulein zu
suchen.

„Elisa! meinen Mantel!“ gebot die Kaiserin mit
dem Fuße stampfend, „meine Handschuhe! Elisa! wo
ist denn das Frauenzimmer?“

Die Italienerin kam unverrichteter Sache zurück.
Unterdessen hatte die Oberhofmeisterin sich daran ge-
macht, die Befehle der Kaiserin auszuführen. Sie
kehrte in wenigen Minuten mit Mantel und Handschuhen
zurück.

„Wo ist denn Elisa?“ fragte Maria Theresia,
während ihr die Fuchs den Mantel umgab.

„Fort ist sie, verschwunden Majestät“, erwiderte
die Montefanto boshaft.

„Das dachte ich mir“, murmelte der Beichtvater

scheinbar nur für sich, aber in der offenbaren Absicht, von der Kaiserin gehört zu werden.

„Was dacht' Er sich?“ fragte diese erregt.

„Nichts, Majestät“, stammelte Maus, den Verlegenen spielend.

„Was dacht' er sich?“ rief Maria Theresia ungeduldig mit dem Fuße stampfend.

„Ich dachte an ein gewisses Liebesbriefchen, Majestät“, sagte der Jesuit mit teuflischer Gelassenheit, „das Elisa erhalten und lange Zeit auf ihrem Busen getragen hat.“

„Elisa? Und ein Brief vom Kaiser, wie?“ schrie die Kaiserin auf. „Welcher Verdacht! Die Wache soll in's Gewehr treten, aber ohne jedes Aufsehen, schnell Maus, schnell, sag' ich!“

Der Jesuit beeilte sich, den Befehl auszuführen, welcher ihm endlich den vollständigen Triumph über seine Gegner verhieß.

„Meinen Mantel“, gebot Maria Theresia weiter, indem sie aufgeregt auf und ab eilte.

„Majestät — haben“, wagte die Oberhofmeisterin zu bemerken.

„Was habe ich?“ schrie die Kaiserin.

„Majestät geruhen ihn bereits gnädigst umzuhaben“ sagte die Oberhofmeisterin.

„Also die Handschuhe —“ Die Italienerin reichte sie der Kaiserin, welche sie so heftig anzog, daß Nähte und Knöpfe sprangen.

„Ich will doch sehen, ob ich noch Herr bin“, rief sie dabei.

„Das Ganze ist ein Staatsstreich“. fiel die Montesanto ein.

„Das Ganze ist ein Liebeshandel“, entgegnete Maria Theresia. „Führen Sie mich, Montesanto — ich selbst will sie verhaften!“

„Majestät stotterte die Fuchs erschrocken.

„Ich selbst, sage ich.

„„Aber das ist ja gegen alle Etikette“, fügte die alte Oberhofmeisterin hinzu.

„Etikette!“ rief Maria Theresia entflammt von Zorn und Eifersucht, „es ist gegen die Etikette, sich zu verschwören gegen seine Herrscherin, es ist gegen die Etikette, sich zu verschwören gegen seine Mutter, und vor Allem ist es gegen die Etikette, sich zu verschwören gegen seine Frau. Ich verhafte sie Alle, meinen Hof, meine Offiziere, meinen Sohn und vor Allem verhafte ich meinen Mann. Vorwärts!“

Die Kaiserin winkte der Montesanto voranzugehen, dann folgte sie rasch mit den Uebrigen. Während sie durch den Korridor schritten, trat da und dort eine

der Damen halb im Negligé aus ihrem Zimmer, hörte, um was es sich handelte, und schloß sich an. Nach wenig Minuten war schon ein stattlicher Zug beisammen und als derselbe die Treppe hinabkam, stand am Fuße derselben bereits der Jesuit mit den Grenadieren. — —

Zu derselben Zeit trafen sich zwei Männer in dunkle Mäntel gehüllt in dem Corridor der ungarischen Nobelgarde in der Hofburg.

„Melde gehorsamst, daß Alles in Ordnung ist“, jagte der Eine, dessen Haltung den Soldaten verrieth.

„Vortrefflich, mein Lieber“, erwiderte der Zweite, indem er ihm herablassend auf die Schulter klopfte, „der Fang soll Ihnen nach Gebühr gelohnt werden. Haben Sie die Papiere?“

„Zu Befehl“ — murmelte der Erste und zog ein Packet aus seiner Brust hervor, „aber ich habe noch weiter zu melden —“

Die Beiden wurden jetzt durch die geisterhafte Erscheinung einer ganz in Weiß gekleideten weiblichen Gestalt gestört, welche eilig an ihnen vorbei kam und rasch wieder im Dunkel verschwand. Ihre Unterhaltung sank zum Geflüster herab, bis sie sich wieder vollkommen sicher sahen.

„Vortrefflich“, sagte jetzt der Mann, dem der

Erste die Meldung erstattet hatte, „es könnte nicht besser gehen! Da haben Sie die Papiere wieder, sie sind bei Ihnen am Besten aufgehoben, und halten Sie sich bereit auf das Zeichen einzutreten. Es wird so was absetzen wie einen gordischen Knoten, und Sie werden der Mann sein, ihn im rechten Augenblicke zu durchhauen. Ich eile in die Loge!“

Damit trennten sich die Zwei — —

Sonnenfels hatte an demselben Abende, nachdem er die Kaiserin verlassen, den Erzherzog Joseph, wie er es demselben zugesagt, als Lehrling in der Freimaurerloge zu den drei Kanonen, welche in der kaiserlichen Burg im Saale der ungarischen Nobelgarde versammelt war, eingeführt. Mitten in den feierlichen, schauerlich erhabenen Ceremonieen der Lehrlingsloge wurden die Freimaurer durch ein heftiges Röcheln an der Thüre unterbrochen.

Der Großmeister, im weiten, schwarzen Gewande mit Kapuze vermunnt, eine schwarze Sammetlarve vor dem Gesichte, stieg von seinem Throne herab und befahl dem Bruder Pfortner nachzusehen, was es bedeute.

Dieser kehrte rasch zurück. „Wir sind in Gefahr“, sprach er erregt. Ihm folgte eine weißgekleidete verschleierte Dame, welche mit dem Mufe: „Flieht! Flieht! Die Kaiserin folgt mir auf dem Fuße“, auf den Stufen des Thrones niederfiel.

„Die Kaiserin? Berrath!“ sprach der Großmeister, während sich die Brüder, alle gleich ihm vermunnt und maskirt, um ihn scharten.

„Flieht! Flieht!“ tönte es von allen Seiten.

Die Versammlung theilte sich und eilte, auf verschiedenen Wegen das Freie zu gewinnen.

Nur Einer blieb. „Flieht!“ rief er, „ich aber bleibe.“ Er riß seine Larve herab — es war Sonnensfels. „Ich erwarte sie, ich will ihr Rede stehen.“

„Sonnensfels!“ stammelte die weiße Dame.

Er näherte sich ihr rasch und entschleierte sie. „Elisa!“ jubelte er.

„Ich bin gekommen Sie zu warnen, zu retten“, sagte sie, „Sie allein.“

„Mich?“

„Ja, die Gefahr ist größer als je“, sprach das geängstigte Mädchen sich aufrichtend; „die Kaiserin stammt nur vor Born, so aufgebracht, so ganz außer sich habe ich sie noch nie gesehen. Es geht vielleicht um Ihre Freiheit, um Ihr Leben, Sonnensfels, ich

beschwöre Sie —“ sie stand auf und faßte dringend seine beiden Hände.

„Nein, Elisa“, fiel ihr Sonnenfels mit edler Wärme in das Wort, „ich fliehe nicht.“

„O, Sie haben Muth“, rief das schöne Mädchen entzückt. „Sie sind ein Mann!“

„Elisa!“ stammelte Sonnenfels, er drückte ihre Hände an sein Herz, ließ sie aber sofort wieder los und trat einen Schritt zurück.

O, ich habe Muth!“ sprach er sich selbst verspottend, „eine Memme bin ich, ich —“ er näherte sich ihr und zog sich rasch wieder zurück — „ich habe keinen Muth!“

„Sie haben den Muth“, entgegnete Elisa begeistert, „in einer schlechten Welt, in einer Zeit der Thorheit und des Lasters, der Unwissenheit und Heuchelei, unter Tyrannen, Höflingen, Courtisanen, Jesuiten, warm zu fühlen, redlich zu handeln, frei und groß zu denken. Sie haben den Muth, in einem schlecht regierten Lande Ihre Stimme zu erheben gegen Mißbrauch, Uebelstände, Unrecht und Gewalt. Sie haben den Muth, der Regentin dieses Landes den Urtheilspruch der Weltgeschichte zu verkünden, ihr und ihren Bayonetten Trost zu bieten —“

„Mein Gott“, erwiderte er herzlich ihre Hände

fassend, „aber ich habe nicht den Muth, in ein paar lustige Mädchenaugen zu blicken, ich habe nicht den Muth, diesen Augen zu sagen: Ihr habt es mit angethan, ich liebe sie, die mich mit Euch so freundlich ansieht — ich — ich — Elisa —“ er ließ ihre Hände wieder los und trat zurück — „Nun, sehen Sie selbst, ich — ich habe keinen Muth!“

„Man kommt —“ flüsterte Elisa.

Die Freimaurer kehrten von verschiedenen Seiten hastig in den Saal zurück.

„Alle Ausgänge sind besetzt!“ riefen Einige.

„Auch drüben“, gaben Andere zur Antwort. Die Verwirrung war unbeschreiblich.

„Ja, wir sitzen in der Mausefalle! sprach Sonnensfels. Lautes Lachen folgte seinem schlagenden Witz, die allgemeine Spannung löste sich in Heiterkeit.

„Sie kommen“, sagte Elisa. Man hörte die schweren Schritte der ungarischen Grenadiere bereits im Corridor.

„Noch ein Strahl von Hoffnung“, begann Sonnensfels, „verbergt Euch Brüder, ich erwarte die Kaiserin, ich will ihr Rede stehen.“

Der Vorschlag wurde freudig angenommen, der große Vorhang, welcher das innere Heiligthum von dem übrigen Raume trennte, zugezogen und sämmtliche

Freimaurer verbargen sich eilig hinter demselben, während der Großmeister die vor Angst bebende Elisa zu sich hinter den Thron zog, welcher das sicherste Versteck zu bieten schien.

Sonnenfels nahm die Larve vor das Gesicht und trat hinter den ersten Vorhang, welcher den Eingang in die Loge schloß. Hier erwartete er klopfenden Herzens die Kaiserin.

Allen voran schritt Maria Theresia, mit jener Kühnheit und Kaltblütigkeit, welche sie in den größten Gefahren so oft bewiesen hatte, auf die Pforte zu, hinter der sich das große Geheimniß barg. Vor derselben wendete sie sich noch einmal zu ihrem Gefolge und sagte triumphirend:

„Wir haben sie!“

„Nicht ein Mäuschen ist entschlüpft“, bekräftigte der Jesuit und rieb sich dabei vergnügt die Hände.

Die Kaiserin pochte hierauf kräftig an die hohe Thüre, deren Flügel sich von selbst zu öffnen schienen. „Vorwärts!“ befahl sie und trat in den Vorjaal; schon war sie im Begriffe den Vorhang zu heben, der den eigentlichen Saal von demselben trennte, als ihr Sonnenfels unerschrocken entgegentrat.

„Wer wagt es mir den Weg zu sperren?“ sprach sie mit erhobener Stimme.

„Ich, Majestät!“ entgegnete Sonnenfels sich demaskirend.

„Sonnenfels!“ rief Maria Theresia angenehm überrascht.

„Was suchen Sie in diesem Heiligthume der Freiheit?“ begann er, ohne einen Schritt vor der Monarchin zurück zu weichen, „Sie in diesem Heiligthume der Wahrheit?“ fuhr er fort zu dem Jesuiten gewendet und fügte, sich zu den Hofdamen wendend, böshaft hinzu: „was suchen Sie in diesem Heiligthume der Tugend?“

„Mach' Er keine Geschichten, Sonnenfels!“ entgegnete Maria Theresia; „ich suche meinen Mann.“

„Keinen Schritt weiter, Majestät!“ flehte Sonnenfels sich vor ihr niederwerfend.

„Steh' Er auf!“ befahl die Kaiserin, „Er meint es gut, aber meine Pflichten als Regentin, Gattin und Mutter gebieten mir hier einzudringen.“ Zugleich eilte sie vorwärts bis zu dem zweiten Vorhang, der das eigentliche Heiligthum der Freimaurer den profanen Blicken entzog und riß ihn auseinander, so daß mit einem Male die ganze Loge sichtbar wurde.

„Da haben wir sie, alle beisammen“, sprach sie zugleich.

Mit ihr waren die Damen und der Jesuit mit

den Grenadieren eingetreten. Die Kaiserin stand jetzt mitten unter den Freimaurern und nahm dem ersten, der sich ihr näherte, die Larve ab — es war der Erzherzog Joseph. „Mein Sohn an der Spitze!“ rief sie heiter.

„Hier Bethlen!“ sprach die Montefanto ihren Anbeter demaskirend.

Die übrigen Brüder nahmen bis auf Einen selbst die Masken ab. „Salm!“ schrie die Oberhofmeisterin ihren alten Seladon erblickend.

„Mein ganzer Hofstaat, wie ich sehe“, sagte die Kaiserin sich im Kreise umschauend, „Alles vertreten, meine Aemter und meine Armee.“ Sie bemerkte erst jetzt, daß einer der Freimaurer noch immer verlarvt war. „Nun will er uns sein Gesicht nicht zeigen?“ sprach sie, indem sie gebieterisch auf ihn zutrat.

Er nahm die Maske ab.

„Kaunig!“ rief Maria Theresia staunend, „Sie auch?“

„Ich — auch, Majestät“, erwiderte der große Staatsmann lächelnd mit eleganter Reverenz.

Die Kaiserin durchsuchte hierauf von zwei Grenadieren begleitet persönlich alle Räume.

„Verrätherin!“ raunte Graf Bethlen der Italienerin in das Ohr, während die Fuchs sich Salm

nähernd seufzte: „Welche Erfahrung im vierzigsten Jahre, Salm!“

„Nun, Freund Sonnenfels“, wendete sich der Jesuit mit seinem Spotte zu dem Freigeiste, „wessen System ist nun das richtige?“

„Triumphiren Sie nicht zu früh!“ entgegnete Sonnenfels, der niemals Muth und Hoffnung verlor.

Maria Theresia kehrte eben mit den Grenadieren zurück.

„Es ist Niemand mehr da“, begann sie mit einem Blicke auf den Beichtvater, „alle Ausgänge sind besetzt, nicht ein Mäuschen ist entschlüpft.“

„Weiß Gott“, bestätigte Sonnenfels.

„Wo sind denn nun die Schwestern, Maus“, fuhr die Kaiserin fort, „von denen Er uns so viel Schnurriges zu erzählen gewußt hat? He! wieder nichts als Hezereien, Allarm ohne Noth.“

Maus, welcher gewiß war, daß der Kaiser und Elisa in der Loge anwesend waren, zog sich darauf zurück und begann auf eigene Faust herum zu stöbern.

„Ich sehe hier eine Versammlung von angesehenen, ehrenwerthen Männern“, sprach Maria Theresia, indem sie die Reihe der Freimaurer entlang ging, „guten Bürgern und erprobten Patrioten, ich kann in ihrer Vereinigung, in einem Orden, dem sie angehören,

Nichts entdecken was dem Staat gefährlich wäre. Es ist gut, daß ich mich selbst überzeugen konnte, von mir aus haben die Freimaurer keine Verfolgung mehr zu fürchten.“

„Da ist doch noch Jemand!“ rief plötzlich der Jesuit hinter den Thron des Großmeisters deutend.

Maria Theresia eilte hin und zog den Großmeister aus seinem Verstecke hervor, indem sie ihn zugleich demaskirte. Ah! Mäusl en masque!“ rief sie den Kaiser erkennend heiter, „es wird ja immer lustiger!“

„Und noch Jemand“, jubelte der Jesuit, die verschleierte Elisa herauszerrend; „es wird immer lustiger!“

„Was ist das?“ schrie die Kaiserin auf, „eine Dame?“ Sie riß ihr den Schleier herab — „Elisa? — so bin ich doch betrogen!“

Sie stampfte im höchsten Zorne mit dem Fuße auf.

„Mais“ — begann der Kaiser.

„Schweig!“ gebot sie.

„Mutter!“ flehte Joseph.

„Schweig!“

„Majestät!“ riefen zu gleicher Zeit Kaunitz, Sonnenfels und Elisa.

„Schweig!“ schnitt ihnen Maria Theresia empört das Wort ab, „ich mache euch Allen den Proceß.“

Hier ist Gefahr für die Moral, die Basis der menschlichen Gesellschaft, „also für den Staat; alle bleiben verhaftet in der Burg; Sie, Ekija, geht in ein Kloster!“

Eine allgemeine Bewegung folgte dem tyrannischen Spruch der eiferfüchtigen Frau, aber Niemand wagte zu widersprechen.

„Hallelujah!“ sang der Jesuit die Augen gen Himmel — jetzt sah er seinen Sieg entschieden.

„Mais“ — wendete endlich der Kaiser ein.

„Kein Wort“, unterbrach ihn Maria Theresia barsch, „dabei bleibt es!“ sie wendete sich zum Gehen.

„Nein, dabei bleibt es nicht“, begann unerwartet Elisa der Kaiserin in den Weg tretend, „Sie müssen mich hören, Majestät, sonst sind Sie eine Tyrannin und Ihre Regierung ist eine sehr schlechte Regierung, Majestät. Sie dürfen Ihren Mann, Ihren Sohn, die besten Männer Ihres Volkes nicht ohne Weiteres verurtheilen, Majestät, und vor Allem dürfen Sie nicht ein junges Mädchen ohne Weiteres in ein Kloster stecken, sonst sind Sie eine Tyrannin und Ihre Regierung ist eine sehr schlechte Regierung, Majestät!“

„Ist so etwas möglich?“ murmelte die Kaiserin, welche verblüfft zugehört hatte; „spricht das kleine Ding, wo Kaiser, Erzherzog und Zeitungsschreiber nicht zu sprechen wagen! Was kann Sie vorbringen?“

Befenne Sie Alles, was Sie gethan, das allein kann Sie retten.“

Elisa warf sich ihr zu Füßen und wollte ihre Hand ergreifen; aber die Kaiserin zog sie zurück. „Was hat Sie dahin gebracht, mich zu verrathen?“ begann sie das Verhör.

„Liebe!“ beichtete das Mädchen erröthend.

„Unglückliche, Sie liebt ihn also?“ murmelte Maria Theresia.

„Von ganzem Herzen —“

„Wie hat Sie es also angefangen?“ forschte die Kaiserin weiter.

„Ganz unschuldig, mit einem Gespräche.“

„Richtig, nur so weiter in der Unschuld“, sagte Maria Theresia ihr Sacktuch in kleine Stücke zerreißend.

„Dann schrieb er mir einen Brief —“

„Den sie nicht gelesen hat“, fiel die Kaiserin ein.

„Den ich gelesen habe, Majestät“, antwortete Elisa.

„In aller Unschuld“, höhnte die eifersüchtige Monarchin, „und —“

„Hat mich um ein Rendez-vous“, flüsterte das Mädchen.

„Das Sie ihm gegeben hat?“ rief Maria Theresia.

„Sätte ich es ihm nicht geben sollen, Majestät?“ fragte Elisa naiv.

„Ihre Unschuld ist wahrhaftig entsetzlich“, knirschte die Kaiserin vor Wuth.

„Himmelschreiend“, bekräftigte der Jesuit, welcher vor Wonne strahlte.

„Dann drohte ihm Gefahr und ich eilte hierher, um ihn zu retten“, schloß die Kleine ihr Bekenntniß.

„Und Sie sagt mir das Alles so in's Gesicht, Sie — mir — seiner Frau?“ rief Maria Theresia.

Ein lauter Ausruf der Ueberschung folgte den Worten der Kaiserin.

„Hallelujah!“ jubelte der Jesuit.

„Mein Gott“, stammelte Elisa, „haben denn Eure Majestät zwei Männer?“

„Zwei Männer?“ wiederholte die Kaiserin entsetzt; „wen — wen — meint Sie denn? Sie liebt doch —“

„Sonnenfels, wen sonst?“ sagte Elisa herzlich.

„Sonnenfels!“ murmelte Maria Theresia vernichtet . . . Der Kaiser begann laut zu lachen, alle Anderen hielten die Tücher vor das Gesicht, um das Lachen zu verbergen. Die Situation war für die eifersüchtige, übereilte Frau geradezu zermalmend.

„Wir haben die Kaiserin bloßgestellt“, flüsterte die

Oberhofmeisterin dem Jesuiten zu; „das vergibt sie uns nie.“

Maria Theresia hatte sich indeß gefaßt, sie ging jetzt rasch, aber mit unendlicher Majestät auf den Jesuiten zu und blieb, ihr mit einem vernichtenden Blicke ansehend, vor ihm stehen.

„Du hast Recht behalten, mein Sohn“, sprach sie laut und einschneidend, „jetzt sehe ich das System, das seine Nege um Völker und Monarchen spannt und nur mit unseren Schwächen rechnet.“

„Gallelajah!“ sang Sonnensels, welcher neben dem Jesuiten stand, denselben nachspottend.

„Mit Deiner Eifersucht“, sagte der Kaiser leise zu seiner Gemahlin.

„Und Deiner Flatterhaftigkeit“, erwiderte sie ebenso. „Du hast Recht behalten, Joseph“, fuhr sie dann laut fort, „die Jesuiten selbst haben mir den Beweis gegeben.“

„Bergebung, Majestät“, unterbrach Kaunitz die Monarchin, „aber der Beweis ist noch nicht vollständig. Draußen wartet ein braver Offizier, der ihn vervollständigen wird.“

„Er soll eintreten“, gebot Maria Theresia.

Von Bethlen geführt trat wenige Augenblicke nach-

her Rittmeister Bärenfuß in voller Rüstung vor sie hin.

„Was hat Er?“ fragte sie.

„Zuerst einen kleinen Jesuiten“ meldete der große Dragoner in seiner naiv derben Weise, „den ich auf der Grazer Straße heute Abend eingefangen habe; er wollte nach Rom und hatte diesen Brief deo Beichtvaters an seinen General bei sich.“

Der Dragoner übergab das welthistorische Document der Monarchin, welche hastig das Siegel brach.

„Wir sind verloren“, murmelte Maus, indem er auf den Stufen des Großmeisterthrones niedersank.

Die Kaiserin überflog den Brief des Jesuiten und blickte dann ruhig in die Beilage — es war ihre letzte Beichte, welche er nach Rom hatte senden wollen.

Das war selbst für das fromme Gemüth Maria Theresia's zu viel. „Die bourbonischen Höfe unterhandeln mit dem Papste über die Aufhebung des Jesuitenordens?“ begann sie mit imposanter Ruhe.

„Und nur von Deiner Zustimmung“, fiel der Erzherzog Joseph ein, „von Deinem großen Herzen, von Deinem hohen Geiste hängt es ab, Europa von den Jesuiten zu befreien.“

„Von dem Orden vielleicht!“ murmelte Maus, „doch wer befreit Euch von den Jesuiten?“

„Gib Deine Zustimmung“, drängte der Kaiser.

„Ich gebe sie“, sprach Maria Theresia fest.

„Es lebe unsere Kaiserin!“ riefen die Freimaurer begeistert.

„Hallelujah!“ spottete Sonnenfels, während Graf Salm dem Beichtvater eine Prise reichte. „Das restaurirt das Gehirn“, fügte er hinzu.

Indeß hatte sich Maria Theresia zu Sonnenfels gewendet. „Das ist eine schöne Geschichte“, sprach sie, „Er ist ja ein Don Juan.“

„Ich?“ rief Sonnenfels.

„Er schreibt dem Mädchen ohne Weiteres einen Liebesbrief“, fuhr die Kaiserin fort.

„Ich?“

„Er! wer sonst?“ fiel Maria Theresia ein; „hat ein Rendezvous mit ihr.“

„Ich — Majestät —“ staunte Sonnenfels, der von dem ganzen Wirrwart noch immer keine Ahnung hatte.

„Leugnen Sie nicht“, flüsterte ihm jetzt der Erzherzog Joseph zu, welcher sich ihm rasch genähert hatte, „ich werde Ihnen später Alles erklären.“

„Da hilft keine Ausrede“, schloß die Kaiserin, „Er hat einmal dem Mädchen den Kopf verdreht, das

Mädchen ist durch Ihn in's Gerede gekommen, heirathen muß Er das Mädchen."

„Ich?“ rief Sonnenfels freudig.

„Ja Er“, erwiderte die Monarchin, „da knie' Er gleich vor ihr nieder und biet' Er ihr Herz und Hand, wie ein rechtschaffener Mann.“

„Aber — Majestät!“ stammelte der sonst so kühne Zeitungsschreiber.

„Lieben Sie mich denn nicht?“ pläzte Elisa heraus.

„O! mehr als mein Leben!“ rief Sonnenfels sich ihr zu Füßen werfend:

„Nun, hat es Ihm etwa den Kopf gekostet?“ fragte Maria Theresia, indem sie die Hand huldvoll auf seine Schulter legte.

„Doch, Majestät“, erwiderte Sonnenfels, „und wenn Sie ihn noch zu irgend etwas brauchen können, dann fragen Sie hier bei der kleinen Raze an.“

„Das fehlte noch“, rief Maria Theresia gnädig, jetzt brauchen wir ja Seinen Kopf erst recht, Sonnenfels! Wir haben für immer mit dem System gebrochen, das uns bis jetzt mit unseren eigenen Schwächen die Hände band. Eine neue Zeit bricht an. Auf was wollen wir unser System bauen, Sonnenfels?“

„Nicht auf die schwachen, auf die starken Seiten

der menschlichen Natur“, erwiderte dieser mit edler Wärme, „auf jene edlen Kräfte, welche Völker sowie Menschen vorwärts führen und erheben.“

„Auf die Vernunft“, sprach der Kaiser.

„Auf die Freiheit“, fiel Joseph ein.

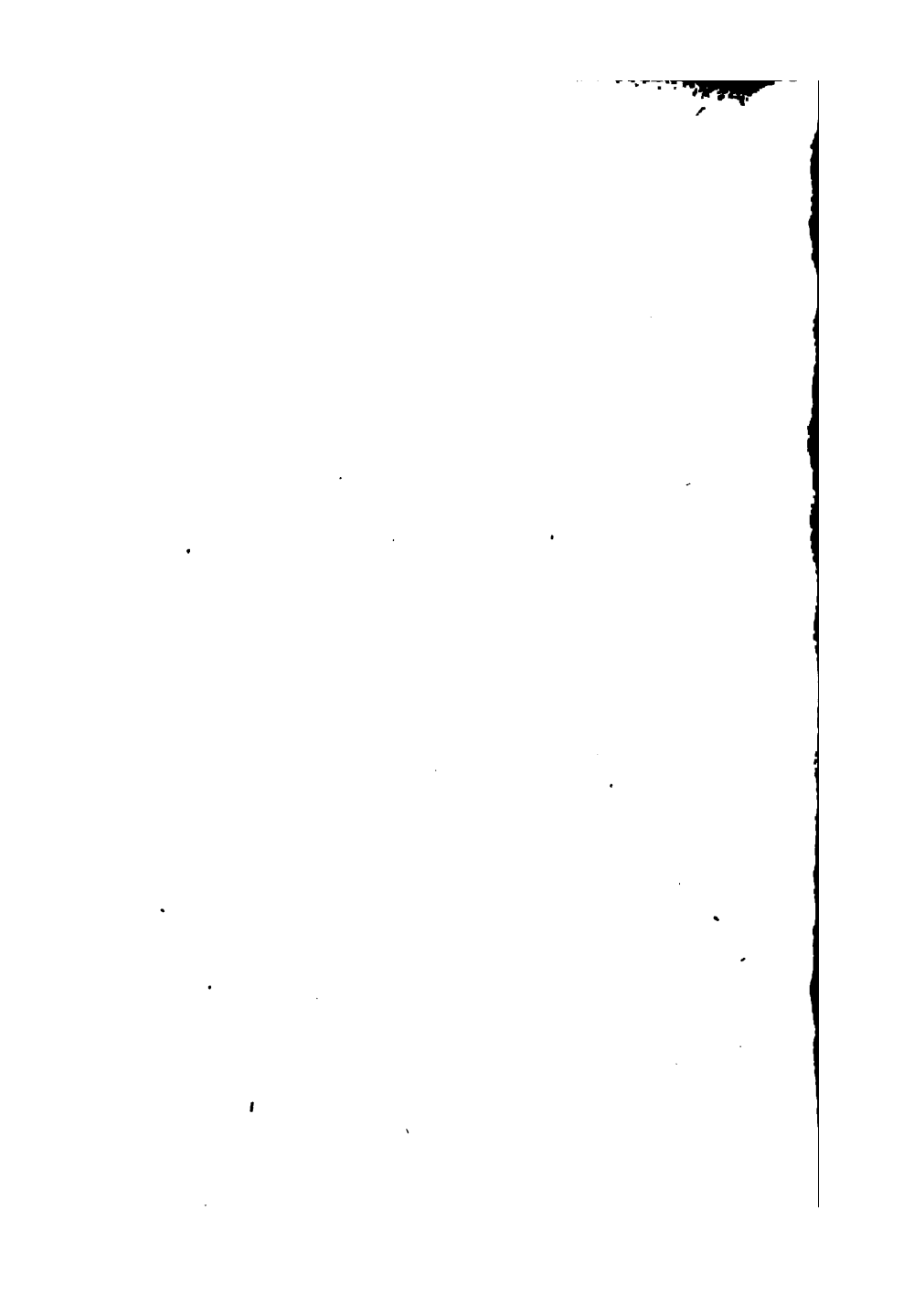
„Und auf die Liebe“, fügte Sonnensfels hinzu, die holde Elisa an sein Herz ziehend.

Maria Theresia nickte ihm freundlich zustimmend zu und reichte dann versöhnt dem Kaiser die Hand.

Ende



Sacher-Masoch, Wiener Hofgeschichten.



Wiener Hofgeschichten.

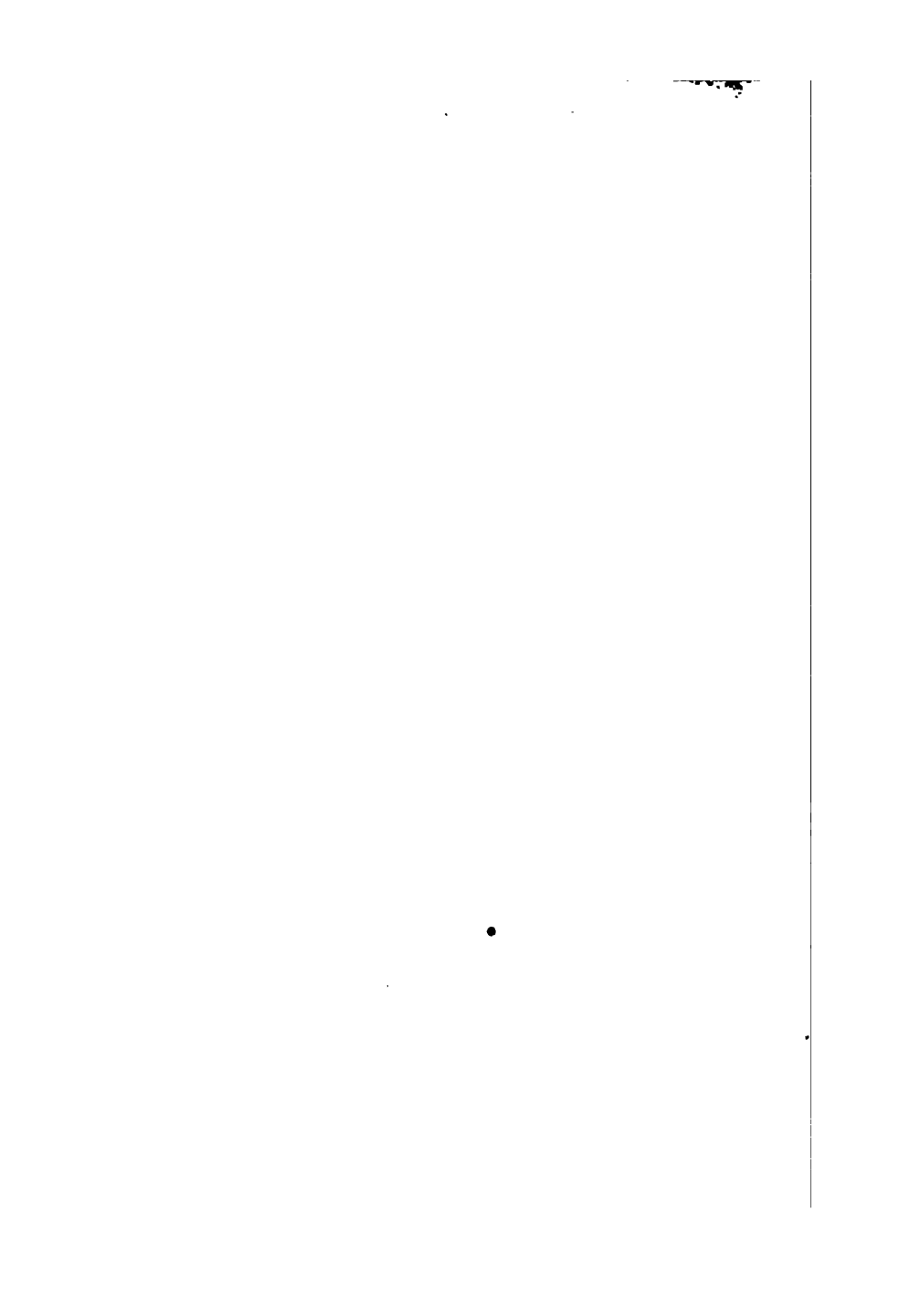
Historische Novellen

von

Sacher-Masoch.

Zweiter Band.

Bern.
Georg Froben & Cie.
1877.



Das Rendezvous zu Söckstädt.



„Wer da?“ tönte der Ruf der Vorposten, aus der Ferne klang Trommelwirbel, schimmerten weiße Zelte und am Horizonte stiegen die blauen Rauchsäulen brennender Dörfer empor. Der Krieg war entfesselt mit allen seinen Schrecken. John Churchill, Herzog von Marlborough, war um das Bündniß des Kurfürsten mit Frankreich zu strafen, an der Spitze eines aus allen gegen den eroberungsfüchtigen Ludwig XIV. verbündeten Nationen zusammengesetzten Heeres in Baiern eingedrungen und stand jetzt bei Friedberg, um dem anrückenden Marschall Tallard die Spitze zu bieten, während seine leichten Truppen, die Verheerung der Pfalz durch die Franzosen zu rächen, das Land bis München hin verwüsteten.

Die Natur zeigte dabei, wie sonst, ihr heiteres Antlitz, ein nur von einzelnen leichten Wölkchen flüchtig durchzogener Himmel spannte sich über die Landschaft,

die Sonne des heißen Augustmorgens goß ihr flüßiges Gold auf die hüpfenden Wellen der Donau und in die vom Thau blizenden Kelche der Blumen. Vögel stiegen schmetternd aus den von Pferdehufen niedergetretenen Saaten und auf dem Strohdache eines nahen Bauernhofes, dessen Bewohner geflüchtet, dessen Thüren mit Flintenkolben eingeschlagen waren, klapperte ein Storch wie im tiefsten Frieden.

Ebenso unbesorgt und fröhlich zeigte sich eine Gruppe von Herren und Damen, welche auf einem kleinen grünen Hügel im Grafe lagerte und deren helles ausgelassenes Gelächter sich von Zeit zu Zeit gar seltsam mit den kriegerischen Signalen und den Flüchen der auf der nahen Heerstraße mit Weib, Kind und Vieh fliehenden Landleute vermischte. Die ganze vornehm aussehende Gesellschaft schien sich hier mitten zwischen den kämpfenden Parteien zu Scherz und Spiel zusammengefunden zu haben, denn in einer kleinen Entfernung standen ihre Pferde an ein paar verkrüppelte Weidenbäume gebunden, und wenn die Damen in ihrer, damals ausschließlich von Paris aus diktierten, eleganten Toilette sich in nichts Wesentlichem unterschieden, so sah man an den Herren dafür das bunteste Gemenge von Uniformen aus aller Herren Länder.

Neben dem grellrothen goldstrogenden Rock der

englischen Garde zeigte sich der vorne und rückwärts aufgeschlagene der Haustruppen Ludwig's XIV. in hellem Blau, das entblößte Knie des Schotten rivalisirte mit dem pechschwarzen Schnurrbart des ungarischen Husaren.

Es war die Zeit der galanten Kriegführung. Als bei dem Einfall in die Pfalz ein deutscher Offizier seinen Gegner, der ihm die Spitze des Degens auf die Brust gesetzt hatte, um Pardon bat, erwiderte der Franzose mit einem verbindlichen Lächeln: „Ich bin in Allem Ihr Diener, nur diese eine Bitte muß ich Ihnen leider abschlagen“, und stieß ihn mit artiger Grazie nieder. Die Frauen der Offiziere gingen mit in den Krieg und andere schlossen sich ihnen an, ganz in der Weise wie man heutzutage in ein Bad geht, um sich die Zeit zu vertreiben.

Während die Heere der Baiern und Franzosen einerseits, der Engländer und Deutschen andererseits von Tag zu Tag einen großen entscheidenden Zusammenstoß erwarteten, fanden sich Damen und Offiziere aus beiden Lagern auf dem weiten Raume der die beiderseitigen Vorposten trennte, zusammen, um zu plaudern, sich den Hof machen zu lassen, Liebesintriguen anzuknüpfen oder ein kleines Spiel zu machen. Ja, nicht selten geschah es, daß die französischen Offiziere

die englischen und deutschen Damen in aller Form zu einer Vorstellung der französischen Schauspieler, welche die Armeen Ludwig's XIV. jederzeit begleiteten, einluden und die feindlichen Schönen der Einladung Folge leisteten.

Wie immer bildete auch heute die schöne Ungarin, Gräfin Rabatin, den Mittelpunkt des jovialen Kreises und thronte, als gälte es ihre Macht auch äußerlich zu versinnlichen, hoch über den anderen, welche sich einfach im duftigen Grase gelagert hatten, auf einem riesigen Feldstein, über den der Prinz von Rohan zukommend seinen weißen Reitermantel gebreitet hatte. Die Gräfin war in jenem Alter, wo die Frauen am gefährlichsten zu sein pflegen, gefährlich den jungen Männern durch die üppige Majestät ihrer Reize und eine gewisse Ueberlegenheit, gefährlich den erfahrenen durch ihren Geist und die kokette Kunst, immer neu und pikant zu erscheinen. Ein leichter weißer Schlafrock, à la Watteau, mehr bestimmt ihre herrlichen Formen erst recht in das Licht zu setzen als zu verhüllen, und ein kleiner Strohhut, welcher hoch oben auf ihrem Bodenthurme schaukelte, gaben ihr das idyllische Aussehen einer jener Schäferinnen, wie sie in den Poesien und auf den Gemälden jener Tage eine hervorstechende Rolle spielen, aber die großen, schwarzen, funkelnden

Augen der Gräfin sprachen der Schäferidylle Hohn und schienen vielmehr anmuthige Geschichten zu erzählen im Stile des Dekameron. Der Königin des bunten Kreises zunächst bemerkte man Lady Townshend, eine hohe schlankte Dame mit blondem Seidenhaar und blauen Sammtaugen, und die Gräfin Tarier, eine kleine, intrigante, ewig sprudelnde Französin, welche nur dann keine Medisance auf der Zunge hatte, wenn ihr kleiner rother Mund, wie eben jetzt, mit Confect gefüllt war. Die merkwürdigste Erscheinung war indeß die manns- große, starkknochige Freifrau von Willstorf, welche in ihren schweren großgeblühten Roben gleich einer holländischen Fregatte mit feierlicher Langsamkeit einher- rauchte, während ihre tiefe Mannesstimme an die Trom- pete Josua's mahnte, und dabei doch überzeugt war, daß die gesammte galante und ungalante Männerwelt beider Heerlager liebentbrannt zu ihren Füßen liege, von denen der malitiöse Lord Campbell behauptete, daß ihr fester Tritt Festungen einstürzen und Todte in ihren Gräbern erwecken könne. Die resolute Dame führte eben kräftig das Wort und versuchte die französischen Offiziere davon zu überzeugen, daß die Lage ihres Heeres keine günstige sei, Prinz Eugen rüde heran und die von den Allirten belagerte Festung Ingolstadt sei dem Falle nahe.

„Erlauben Sie mir an unserem Unheil zu zweifeln“, spottete der Prinz von Tingry, „wenn statt dem Prinzen Eugen Sie vorrückten würden, Madame, dann bliebe uns freilich nichts übrig, als uns zu ergeben, ebenso wäre Ingolstadt verloren, wenn Sie statt dem Markgrafen von Baden vor dieser Festung liegen würden.“

„Schmeichler!“ lachte die Freifrau und gab dem Prinzen einen leichten Schlag mit ihrem Fächer, von dem er, wie er später behauptete, einen blauen Fleck davontrug.

„Messieurs“, mischte sich die schöne Rabatin in das Gespräch, „es sind in der That Anzeichen vorhanden, daß man auch von Ihrer Seite die Constellation als eine für die deutschen und englischen Waffen vortheilhafte ansieht und sogar den Frieden wünscht.“

„O! wir wissen, daß der Herzog von Marlborough, welcher als Diplomat ebenso gefährlich ist wie als Courmacher, den Kurfürsten von Baiern dem Bündnisse mit Frankreich untreu zu machen gesucht hat“, rief der Kapitän Gaffoir vom Regimente Luxembourg, „wir sind auch über den Erfolg dieser Bemühungen unterrichtet, aber die Sachlage hat sich vollkommen verändert, seitdem französische Truppen Baiern betreten haben. Der Kurfürst hat sich mit dem Heere des Mar-

schall Tassard vereinigt und die Unterhandlungen mit dem Herzoge abgebrochen.“

„Um so besser“, rief Graf Trautmannsdorf, Rittmeister der österreichischen Kaiser-Chevaux-legers, „dann brauchen wir den Degen auch nicht in die Scheide zu stecken, was jedem braven Soldaten nur Freude machen kann.“

„Ich denke, Graf, Sie werden denselben nur zu bald gebrauchen können“, plauderte Frau von Carbis, eine Kokette aus der Schule der Ninon de l'Enclos, „Prinz Eugen bietet uns ja eine Schlacht an, bei — ja wie heißt das Ding, wer kann sich die garstigen deutschen Namen merken!“

„Ich zweifle daran, daß der Prinz so unvorsichtig sein wird —“

„Uns mit seinen 18,000 Mann den Weg verlegen zu wollen? Gewiß nicht“, fiel Prinz Lingry dem österreichischen Chevaux-legers in das Wort, „aber ich fürchte für seinen Ruhm, daß er einem ungleichen Kampfe nicht mehr wird ausweichen können.“

„Prinz Eugen marschirt, soviel ich weiß, parallel mit dem Marschall“, schmetterte die Baronin, welche vom Kriegshandwerk sprach wie ein alter Korporal.

„In der That“, stimmte Frau von Carbais bei, „aber er hat gestern bei dem Dorfe — ach! wie heißt

nur das Ding?“ — sie schnalzte ärgerlich mit den kleinen Fingern.

„Bei Höchstädt“, kam ihr Prinz Rohan zu Hilfe.

„Ja, ja, bei God — fleudte Halt gemacht und es ist daher jede Stunde ein Zusammenstoß mit unseren Truppen zu erwarten“, schloß die hübsche Frau.

„Madame, ich muß Ihnen widersprechen“, sprach Trautmannsdorf, „Prinz Eugen, dessen Genie seine Gegner nicht weniger anerkennen, als wir, die wir ihn mit Stolz den unseren nennen, wird sich keines so schülerhaften Fehlers schuldig machen und sich in keine Position werfen, welche dem Marschall Gelegenheit geben würde, sich zwischen ihn und Marlborough einzuschieben und jeden der Beiden mit überlegenen Kräften vereinzelt zu schlagen.“

„Um so schlimmer dann für Ihren Feldherrn“, sagte der Prinz von Tingry, „denn er hat diesen schülerhaften Fehler thatsächlich begangen und dürfte dem Marschall kaum mehr entkommen.“

„O! an das Entkommen denkt Prinz Eugen nicht“, rief die Gräfin Rabatin, „wenn er bei Höchstädt gegen Ihre Waffen Front macht, dann ist er auch an der Spitze der tapferen Oesterreicher und der unüberwindlichen preussischen Bataillone des Erfolges sicher.“

Der Streit wäre noch hitziger geworden, wenn

in diesem Augenblicke nicht ein „Wer da?“ in nächster Nähe und dann zwei aufeinanderfolgende Schüsse die Gesellschaft allarmirt und auseinander gesprengt hätten. Alles eilte zu den Pferden und in wenig Augenblicken jagten Damen und Offiziere mit kurzem Gruß nach allen Weltgegenden auseinander.

„Wer da?“ rief es noch einmal.

„Das kommt vom Flusse her“, sagte Graf Trautmannsdorf zu dem englischen Gardeoffizier Sir Campbell, „sehen wir nach, was es gibt.“

Nach wenigen leichten Sätzen standen ihre Pferde an dem Ufer der Donau stille und den beiden Offizieren bot sich ein ebenso seltsames als reizendes Bild dar.

Auf den Wellen des Flusses trieb ein kleiner Kahn, dessen Fährmann offenbar durch die Schüsse der Posten erschreckt auf seinem Gesicht lag, während eine junge Bäuerin von außerordentlicher Schönheit stehend das Ruder führte und das Ufer, an dem ein englischer Grenadier kaltblütig sein Gewehr von Neuem lud, zu erreichen suchte.

„Kommen Sie mir zu Hilfe!“ rief sie jetzt den beiden Reitern zu, „man schießt auf mich, Freund und Feind!“

Eben schlug der Grenadier wieder sein Gewehr auf sie an.

„Bist Du toll?“ schrie ihm Sir Campbell zu, „auf Frauenzimmer schießen!“

„Sie gibt keine Lösung.“

Jetzt bligte und knallte es vom anderen Ufer und eine französische Kugel fiel unweit des Rahnes in das Wasser. Die Frau, welche in demselben stand, sah sich um, mehr neugierig als erschreckt, und stieß dann an das Ufer. Erst als Trautmannsdorf ihr die Hand bot und sie sich rasch und grazios auf das Land schwang, erkannte er sie.

„Gräfin Altan!“ rief er freudig überrascht.

„Man empfängt mich hier recht liebenswürdig“, sprach sie mit einem reizenden Lächeln, „aber wir haben keine Zeit zu verlieren, führen Sie mich zum Herzog von Marlborough, ich bringe Depeschen vom Prinzen Eugen und Nachrichten von höchster Wichtigkeit.“

* * *

Das Hauptquartier des Herzogs von Marlborough befand sich in der Nähe von Friedberg, aber nicht in einem jener prächtigen Schlösser, welche unweit des Lagers dem verwöhnten Lebemann und Liebling der Damen alle Bequemlichkeiten der großen Städte anzubieten schienen, sondern, wie er es liebte, mitten unter seinen Soldaten. Gleich einem Palaste überragte das für den Feldherrn aus farbiger Seide und frisch ge-

fällten Bäumen des nahen Nadelwaldes aufgerichtete lustige Prachtgebäude, vor dem auf hohem Mast Englands Fahne wehte, die weite Zeltstadt, in deren Straßen Soldaten, Soldatenweiber, Marktenderinnen, handeltreibende Hebräer, Bauern, welche Lebensmittel brachten, elegante Damen und reich gekleidete Cavaliere ein buntes Gemenge und ein rauschendes Leben hervorriefen, das jenem von London, Paris oder Wien kaum nachstand.

Der Herzog von Marlborough, welcher, von seinen Adjutanten umgeben auf einem Feldsessel vor seinem Zelte saß, war noch immer der schöne elegante Mann, der einst als Fähnrich der Nebenbuhler seines Königs gewesen war und der Eifersucht Karls II. sein Hauptmannspatent und die Gelegenheit dankte, in den Reihen der damals verbündeten französischen Armee unter Meistern wie Turenne, Condé und Vauban die Kriegskunst zu erlernen. Seine Gestalt besaß jene seltene Vereinigung von Anmuth und Kraft, welche den Mann für Frauen so unwiderstehlich macht, während sich in seinem bestechenden Antlitz eine gleich gefährliche Mischung von Schönheit und Geist zeigte. Vor Allem war es aber der kühne durchdringende Blick seines Adlerauges, das unter den stolz geschwungenen Brauen und der schneeweißen Lockenperücke hervorblitzte, welches ihn

zu dem Liebling der Götter, zu dem Sieger auf dem Felde der Ehre wie im Boudoir schöner Frauen machte.

Vor Marlborough stand ein kleines, dunkelgekleidetes Männchen, mit riesiger Allonge und einem boshaft feinen Lächeln um die dünnen Lippen, während der erstere mit unzweideutigem Vergnügen ein Miniaturporträt betrachtete, das ihm der Maler eben überreicht hatte. Das Männchen hieß Benjamin Wintereich und war ein sehr gesuchter Künstler in Aquarell aus München, den Marlborough's leichte Reiter mit anderen Gefangenen in das Lager gebracht hatten und welchen der Herzog, ein eifriger und geschmackvoller Beschützer der Künste, durch Aufträge, welche er ihm erteilte und glänzend bezahlte, für die erlittene Angst und Noth zu entschädigen suchte.

Das kleine Portrait stellte die schöne Gräfin Rabatin dar, in einem weißen duftigen Gewande und mit einer gelben Rose in den blauschwarzen Locken.

„Prächtigt!“ rief der Herzog, nachdem er das kleine Bild lange mit Entzücken angesehen. „ganz wunderbar aufgefaßt und wiedergegeben, für dieses Bild vermag ich Sie gar nicht zu bezahlen, Monsieur Wintereich. Sehen Sie doch, meine Herren, und bewundern Sie!“

Während das Bild in der Gruppe der Generale und Offiziere von Hand zu Hand ging, trat der kleine

Maler dem Herzoge mit seinem feinen, boshaften Lächeln näher und zog rasch eine zweite kleine Aquarelle aus der tiefen Tasche seines langen Atlasrodes.

„Was haben Sie da?“

„Eine mythologische Scene;“ erwiderte Wintereich, indem er das Bild mit einer devoten Verbeugung überreichte, „ausschließlich für Hochbero Privatamusement gemalt und bestimmt.“

Marlborough überflog die kleine Elfenbeinplatte und mußte halblaut auflachen.

Der feine Pinsel des kleinen Wintereich hatte auf derselben eine jener kleinen allegorischen Satyren hervorgezaubert, welche die damalige Zeit der beginnenden Aufklärung so sehr liebte. Auf grünsamtenem Rasen lagerte Gräfin Rabatin, hoch geschürzt, den Köcher um die Schultern, als Diana, von Nymphen, in denen unschwer ihre Freundinnen Lady Townshend und die Gräfinnen Hadik und Bratislaw zu erkennen waren, umgeben, im Begriffe sich in dem nahen Quell zu baden, welcher zu ihren Füßen sprudelte, während Actäon, mit dem albernsten Gesichte ihres Gatten, des Generals Rabatin, die Zweige theilte und in ihr Anschauen verloren, das riesige Hirschgeweih, das auf seinem Kopfe emporgeschossen war, nicht zu bemerken schien.

„Sie sind ein kleiner Taugenichts, Monsieur Winter-

eich“, rief der Herzog, das verfängliche Bild zu sich stehend, „aber ich bin mit Ihnen sehr zufrieden und werde es nicht bei beifälligen Worten bleiben lassen.“ Der Maler verneigte sich wieder höchst respektvoll und versenkte seine Hand zum dritten Male in die Tasche seines Rockes, welche unerschöpflich schien, aber diesmal wurde er durch den Grafen Trautmannsdorf unterbrochen, welcher mit militärischem Gruße auf Marlborough zutrat, während die Gräfin Altan in einiger Entfernung, den klugen Blick ihrer blauen Augen auf den galanten Helden geheftet, stehen blieb.

Die feine zierliche Gestalt der Gräfin kam durch den kurzen Bauernrock, welcher ihre niedlichen Füße sehen ließ und das knappe Tuchmieder, über dem sich das weiße Hemd verrätherisch hauchte, noch mehr zur Geltung. Der Herzog sah sie überrascht an und näherte sich ihr dann rasch, um sie lächelnd beim Kinn zu nehmen. „Welch ein reizendes Bauernmädchen“, rief er, „wie nennst Du Dich, kleine Unschuld?“ Die Gräfin wurde blutroth.

„Kein Bauernmädchen, Durchlaucht“, beeilte sich Trautmannsdorf einzufallen, „sondern die Gräfin Altan, welche uns Nachrichten von dem Prinzen Eugen bringt.“

Jetzt war es an Marlborough roth zu werden,

er trat verwirrt zwei Schritte zurück und zog seinen Federhut tief bis zur Erde herab. „Vergeben Sie die seltsame Begrüßung“, bat er mit seiner bezaubernden Liebenswürdigkeit, „aber wie konnte ich ahnen —“

„Mindestens darf ich Ihnen nicht den Vorwurf der Schmeichelei machen, Herzog, den unsere Cavaliere mehr als einmal von mir bekommen haben“, erwiderte die Gräfin schalkhaft, „und da wir Frauen angenehme Wahrheiten immer gerne hören, so bedankt sich die Gräfin Altan für die Hulldigung, welche dem Bauernmädchen zu Theil wurde.“

Der Herzog biß sich beschämt in die Lippe, er fand keine Worte, zum ersten Male seit ihn Mars und Venus mit Lorbeeren krönten, behandelte ihn eine junge Frau mit jener spielenden Ueberlegenheit, welche auch den erfahrensten und kühnsten Mann aus der Fassung bringt. Er begnügte sich daher die Abgesandte Eugen's mit einer artigen Handbewegung einzuladen in sein Zelt zu treten und folgte mit Trautmannsdorf.

„Welchen Weg haben Sie genommen, Gräfin?“ begann er, nachdem dieselbe auf einem der Feldsessel, welche seinen mit Karten und Plänen bedeckten Tisch umstanden, Platz genommen hatte.

„Da keine Zeit zu verlieren ist, kam ich auf dem kürzesten“, entgegnete sie, „auf der Donau. Die französischen Posten waren so galant, mich ohne Anstand passiren zu lassen, erst als sie bemerkten, daß ich mich Ihrem Lager näherte, schossen sie mir nach.“

„Sie waren also in Gefahr?“

„Wie man es nimmt“, lachte die Gräfin, „die Franzosen waren sehr weit entfernt und Ihre Grenadiere zielen, Gott sei Dank, recht schlecht.“

„Meine Leute haben Sie gleichfalls mit Kugeln empfangen?“

„Allerdings“, spottete die Altan, „aber ihr Feldherr hat sich ja beeilt, ihr Versehen sofort gut zu machen. Nun aber zur Sache. Prinz Eugen steht mit seinem Corps bei Höchstädt in einer sehr gefährlichen Position —“

„Das erste, was ich davon höre“, unterbrach Marlborough, „der Marschall hat sich mit seiner Armee zwischen uns geschoben und mir alle Nachrichten von dem Prinzen abgeschnitten.“

„Eugen hat zwei Mal an Sie gesendet.“

„Offenbar hat der Feind seine Kurire aufgefangen.“

„So dachte der Prinz auch und deshalb hat er mich gesendet. Er hoffte, daß ich in diesen Kleidern

die feindlichen Linien werde passiren können, und da bin ich also, um Sie zu bewegen, Herzog, sich auf Umwegen, so rasch als nur möglich mit uns zu vereinigen und dem Marschall eine Schlacht zu liefern.“

„Erklären Sie mir vor Allem, Gräfin, was den sonst so vorsichtigen Prinzen von Savoyen bestimmt hat, sich von dem Feinde einholen zu lassen und mit nur 18,000 Mann den mehr als dreifach überlegenen Tallard zum Kampfe herauszufordern.“

„Die Ehre, Herzog“, gab die reizende Frau lebhaft zur Antwort, „die Ehre unserer Waffen und des deutschen Vaterlandes. Der Feind soll nicht ungestraft den Fuß auf deutsche Erde setzen dürfen. Ein Rückzug in diesem Augenblicke hieße nicht Vorsicht, sondern Feigheit und Schmach, und die Ehre ist unter allen Umständen mehr als der Erfolg. Dies sind die Erwägungen, welche den Prinzen Eugen bestimmt haben, bei Höchstädt Halt zu machen. Da er aber seine Kräfte durchaus nicht überschätzt, so hofft er, daß Sie sich beeilen werden, Ihre Armee mit der seinen zu vereinigen und ist bereit, Ihnen den Oberbefehl und den Ruhm des Sieges ungeschmälert zu überlassen.“

„Ich erkenne in diesem Angebot den edlen Charakter des Prinzen, dem es nie um persönliche Vortheile, sondern stets nur um das allgemeine Wohl zu

thun ist“, sprach der Herzog, von der Ritterlichkeit Eugen's hingerrissen, „ich theile seine Anschauungen in Allem und Jedem und bin gleich ihm für eine nachhaltige Entscheidung auf dem Schlachtfelde, da ich mir täglich sage, daß ein dauerhafter Friede für Europa nur durch die Demüthigung Frankreichs und seines ländergierigen Königs zu erreichen ist, aber ich bin nicht der Wiener Hofkriegsrath und stecke nicht unter den überflugen Perrücken, welche von London aus die Feldzüge besser zu leiten glauben, als wir, die wir dem Feinde täglich ins Auge blicken. Ich würde aber nun die einen ebensowenig fragen, wie die anderen, aber da sind zum Ueberfluß noch die deutschen Fürsten hier in unserem Lager mit ihren kleinen Kontingenten, die wir am Ende doch nicht entbehren können, weil sie alle zusammen ein ganz stattliches Corps bilden, Fürsten, die 1000 Mann kommandiren und für 100,000 den Mund vollnehmen, alle höchst ehrenwerthe, höchst vorsichtige und bedächtige Pedanten. Sie sehen, daß meine Lage keine beneidenswerthe ist! Dennoch werde ich Alles aufbieten, um meine Generale von der Nothwendigkeit, eine Schlacht zu liefern, zu überzeugen. Kehren Sie so rasch als nur möglich auf dem Landwege, wo Ihnen keine Gefahr droht, zu dem Prinzen zurück, und sagen Sie ihm, daß ich ihn bitten lasse,

sich zu einer Besprechung bei mir einzufinden. Meine Equipage steht zu Ihrer Verfügung."

"Ich ziehe ein Pferd vor", entgegnete die Gräfin sich, erhebend, „und Sie, Trautmannsdorf, bitte ich um Ihren Schuß.“ Wenige Minuten später verließ die Altan das Lager Marlborough's von dem österreichischen Grafen und vierein seiner Chevaux-Legers begleitet. Der Herzog ritt mit ihnen bis zu den Vorposten. Auf dem Heimwege zeigte er sich auffallend wortkarg.

„Eine schöne Frau, diese Altan“, sagte General Lumley, der sich an seiner Seite befand, „sie könnte beinahe mit der Rabatin rivalisiren.“

„Wie können Sie die Beiden nur vergleichen, Sir!“ rief Marlborough, „die Rabatin erbleicht neben ihr wie Sternenschein bei Sonnenaufgang!“

* * *

Früher als der Herzog es für möglich gehalten, kehrte die Gräfin von Höchstädt zurück, sie traf ihn in Gesellschaft aller jener Damen, welche sein Hauptquartier belebten, und einiger junger Offiziere beim Federballspiel, heiteres Lachen tönte ihr von weitem schon entgegen und sie befand sich bereits auf dem grünen Plan mitten unter den sich Rettenden und Verfolgenden, ohne daß Marlborough sie bemerkt hätte. Ein

lauter Schrei der Freifrau von Willstorf, welcher allen durch Mark und Bein ging, machte ihn erst aufmerksam. Schon hatte die letztere die Altan in ihre Arme geschlossen und mit einer Emphase, welche bei ihr ebenso komisch als aufrichtig war, bewillkommt. Nun kamen auch andere Oesterreicherinnen, die Habik, die Bratislaw und zuletzt auch die Generalin Rabatin herbei, um die Angekommene zu begrüßen und mit Fragen zu bestürmen. Man hatte sich seit Wien nicht gesehen und es gab daher viel zu erkundigen und zu erzählen.

Die Gräfin Altan hatte ihre Bauernkleider abgelegt und stand jetzt in der geschmackvollsten Toilette einer vornehmen Modedame aus der Zeit Ludwig XIV. in dem freudig aufgeregtem Kreise. Marlborough, welcher sie mit seinen Blicken verschlang, mußte sich jetzt gestehen, daß sie die schönste Frau sei, die ihm bisher im Leben begegnet, sie stellte nicht allein die Rabatin, welche als die Venus seines Lagers galt, sondern alle gefeierten Damen des englischen Hofes tief in Schatten.

Der Herzog befand sich wieder in nicht geringer Verwirrung, als sie unbefangen auf ihn zutrat und ihm die baldige Ankunft Eugen's ankündigte.

„Du darfst uns nicht mehr verlassen, Altan“,

rief die Willstorf, indem sie ihre derbe Hand auf den zarten Arm der jungen Freundin legte.

„Vorläufig denke ich auch nicht daran“, erwiderte die Abgesandte Eugen's, „aber habt Ihr auch Quartier für mich?“

„Das versteht sich“, brauste der weibliche Grenadier auf, „Du wirst bei mir wohnen.“

„Sehr liebenswürdig“, erwiderte die Altan, „und ich nehme mit Vergnügen an.“

Ein böser Zufall für den Herzog wollte, daß eben zwei englische Dragoner einen Offizier mit verbundenen Augen vor ihn brachten. Die Altan sah die französische Uniform und errieth sofort, daß es sich um eine Unterhandlung mit dem Feinde handle. Es schoß ihr in demselben Augenblicke durch den Kopf, daß die Gegner des Herzogs denselben wiederholt in den Zeitungen und im Parlament offen der Bestechlichkeit angeklagt hatten, und ein furchtbarer Verdacht bemächtigte sich ihrer.

Rasch entschlossen ergriff sie den Arm Marlborough's und flüsterte ihm zu: „Sie zögern eine Schlacht zu liefern, Herzog, weil Sie mit dem Marischall in Beziehungen stehen, welche —“

„Welche ich selbst noch nicht kenne“, erwiderte der Herzog mit Würde, „bemühen Sie sich in mein Zelt,

Gräfin, Sie sollen Zeugin meiner Unterredung mit dem feindlichen Parlamentär sein.“

„Sie wissen sehr gut, daß mir der Anstand dies verbietet.“

„Ich habe nichts dagegen, daß die Baronin Sie begleitet.“

Die Altan sah den Herzog mit einem durchdringenden Blick an, nahm dann den Arm der Wälfstorf und trat in das Zelt. Marlborough bot den Damen Sitze und zog dann den Vorhang zu, welcher seinen lustigen Palast in zwei Gemächer theilte; so konnten die beiden Frauen, ohne selbst bemerkt zu werden, Alles hören, was in dem vorderen Raume gesprochen wurde.

Der französische Offizier wurde hereingeführt und demselben die Binde abgenommen.

„Prinz Rohan“, rief der Herzog überrascht.

„Mein Compliment, Durchlaucht“, begann der Franzose, „ich schätze mich glücklich, in so angenehmer Mission vor Ihnen erscheinen zu dürfen.“

Marlborough bat den Prinzen Platz zu nehmen und ließ sich ihm gegenüber an dem mit Karten bedeckten Tische nieder.

„Mein Auftrag lautet sehr kurz und einfach“,

fuhr Prinz Rohan fort, „Marschall Tallard bittet Sie um eine Unterredung.“

„Zu welchem Zwecke?“

„Dies auseinanderzusetzen ist eben schon die Sache des Marschalls.“

„Wo soll diese Zusammentkunft stattfinden?“

„Hier in Ihrem Zelte und zwar auf der Stelle.“

„Ist der Marschall so nahe?“

„Ich habe ihn bei Ihren Vorposten verlassen, er kann in wenigen Minuten hier sein.“

„Sagen Sie ihm also, daß ich ihn erwarte.“

„Aber der Marschall wünscht hier incognito zu erscheinen.“

„Ich verstehe.“

Der Prinz erhob sich und wurde, nachdem man ihm wieder die Augen verbunden hatte, von den Dragonern abgeführt.

„Sie unterhandeln also mit den Franzosen?“ rief die Altan, welche erregt auf den Herzog zuellte.

„Ich bitte, Gräfin, um das Eine“, gab Marlborough zur Antwort, „verurtheilen Sie mich erst nach meiner Unterredung mit Tallard.“

Wenige Minuten später wurde dem Herzoge ein französischer Cabinetscourier gemeldet, welcher ihm eine Depesche zu übergeben habe. Man führte ihn in das

Zelt und nahm ihm die Binde ab. Raum hatte sich der englische Offizier, welcher ihm das Geleite gegeben, entfernt, so eilte Marlborough seinem ritterlichen Gegner entgegen und streckte ihm beide Hände hin.

„Willkommen Marschall“, rief er, „was bringen Sie Gutes?“

Tallard, einer jener glänzenden französischen Offiziere aus der Zeit Ludwig's XIV., in einer Person der tapfere Soldat, der feine Hofmann und der kunstliebende Schönggeist, erwiderte die Begrüßung eben so liebenswürdig. „Ich bringe das Beste was ich bringen kann, den Frieden.“

„Hat Ihr König Ihnen Vollmacht erteilt, auf einer bestimmten Basis mit uns zu unterhandeln?“ fragte Marlborough.

„Noch nicht, aber er hat mich beauftragt, Ihnen einen Waffenstillstand anzubieten, welcher, wie ich glaube, nur ein Vorbote des Friedens sein kann und vor allem dem Prinzen Eugen willkommen sein dürfte, welcher sich bei Höchstädt in einer vorgeschobenen und gefährlichen Position befindet.“

„Ich theile Ihre Ansicht nicht, Herr Marschall“, erwiderte der Herzog, „vielleicht nur deshalb, weil ich mir einbilde, Ihren König besser zu kennen als Sie

selbst. Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen den großen Plan Ludwig's XIV., welcher seinem strategischen Genie alle Ehre macht und der Ihnen vorläufig unbekannt zu sein scheint, auseinanderzusetzen. Ihr König ist des Festungskampfes in Italien und den Niederlanden müde, er will einen entscheidenden Schlag führen. Ein Waffenstillstand, dem vielleicht zum Scheine Friedensunterhandlungen folgen, soll uns so lange unthätig erhalten, bis Vendome über Tirol und Villeroi von der Mosel her sich mit Ihnen und dem Kurfürsten vereinigt haben, dann würde man die Unterhandlungen abbrechen, uns mit der Uebermacht erdrücken und das Donauthal hinab gegen Wien operiren. Der Plan ist wie gesagt vortrefflich, schade nur, daß nicht alle Voraussetzungen eintreffen, daß es Vendome nicht gelingen wird, durch die Tiroler Pässe, welche von dem braven Volke jenes treuen Landes mit Aufopferung und Glück vertheidigt werden, vorzubringen, und daß ich Sie, Herr Marschall, und den Kurfürsten von Baiern geschlagen haben werde, ehe Villeroi eintrifft."

"Sie nehmen also den von uns angebotenen Waffenstillstand nicht an?"

"Timeo Danaos —" lächelte der Herzog.

"Mein Auftrag ist noch nicht erschöpft", fuhr Tallard in einiger Verlegenheit fort.

„Noch nicht erschöpft?“ Marlborough runzelte die Stirne.

„Mein König befehlt mir, Sie, für den Fall, daß Sie diesen Waffenstillstand, der, wie gesagt, zum Frieden führen soll, abschließen, seiner unbegrenzten Dankbarkeit zu versichern, und überläßt es Ihnen, Herr Herzog, die Bedingungen zu stellen, welche —“

„Vergeben Sie, Herr Marschall, daß ich Ihnen in das Wort falle“, rief Marlborough stolz und abweisend, „es scheint, daß man in Versailles den Verleumdungen meiner Feinde im Parlament mehr Glauben schenkt, als in England selbst. Ich beeile mich daher, Ihnen dieselbe Antwort zu geben, welche ich den bairischen Städten erteilte, als sie mich durch das Anbot großer Summen zu bestimmen suchten, der Verheerung ihres Landes Einhalt zu thun. Ich sagte ihnen, die Truppen der Königin von England sind nicht da um Geld zusammenzuschlagen, sondern um den Kurfürsten zu zwingen, Raison anzunehmen. Dasselbe sage ich Ihnen. Mir blutet das Herz bei den Gräueln dieser Verwüstung, welche das gebildete Europa in Schlachtfeld verwandeln, aber nicht wir haben diesen Krieg begonnen, sondern Ihr ehrgeiziger Monarch. Jetzt aber, wo ich den Degen zur Vertheidigung des Gleichgewichtes von Europa und der Ehre meines

Vaterlandes gezogen habe, werde ich ihn nicht einstecken, ehe Ihr König ihn nicht einsteckt, ehe Ihr König nicht Raison angenommen hat. Mit Gott, Herr Marschall!"

Damit endete diese welthistorische Unterredung.

„Sind Sie nun mit mir zufrieden, Gräfin?“ fragte der Herzog, nach der Entfernung des Marschalls rasch in das Innere des Zeltes tretend.

„Sie haben edel gesprochen“, erwiderte die Altan mit einem Blicke voll freudiger Genugthuung, „und groß gehandelt, nun müssen Sie aber auch Wort halten und den Marschall schlagen.“

„Ich sehe, Oesterreich hat eine Diplomation in mein Lager entsendet, welche dem Abgesandten Frankreichs weit überlegen ist“, rief Marlborough überrascht, „ich werde mir alle Mühe geben, Gräfin, Ihrem Geiste jene Erfolge zu verschaffen, welche demselben unstreitig gebühren, aber wir wollen sehen, ob es mir gelingt, mit diesen militärischen Pedanten fertig zu werden. Wollen Sie vielleicht auch unserem Kriegsrathe beiwohnen?“

„Nein, Herzog, ich vertraue Ihnen jetzt“, sprach die schöne Frau, „Sie haben mich besiegt.“

„O wie glücklich wäre ich, wenn dies der Fall wäre!“ fiel der Herzog ein.

„Sie sind so sehr gewöhnt zu erobern, Herzog“, gab die Gräfin lächelnd zurück, „daß Sie nur das Erobern selbst, nicht aber die Eroberung beglückt.“

„Es käme auf den Widerstand an, den ich fände!“

„Das heißt mit anderen Worten, um Sie für immer zu beglücken, darf man sich niemals von Ihnen einnehmen lassen. Aber ich will Sie nicht länger Ihren Generalen entziehen. Auf Wiedersehen, Herzog“. Die Damen verließen das Zelt, welches eine halbe Stunde später von englischen und deutschen Uniformen in allen Farben gefüllt war.

Ein Zettel Marlborough's benachrichtigte die Altan von dem Erfolge des Kriegsrathes. „Wer wäre allmächtig“, schreibt er ihr, „wenn nicht eine zugleich schöne und geistvolle Frau es wäre! Wenn es Ihnen gelingt, den Prinzen von Baden zu bestimmen, daß er die Armee verläßt und die Belagerung von Ingolstadt übernimmt, sind wir Herren der Situation, aber an diesem entseßlichen Pedanten, welcher eine ganze strategische Bibliothek verschluckt zu haben scheint, scheitert alle Beredtsamkeit und alle Berechnung.“

„Was schreibt Dir der Herzog?“ fragte die Willstorf, in deren Gegenwart die Gräfin das Blatt las. Die Letztere sah sie an, ein lustiger Gedanke überflog rasch ihre reine Stirne. „Er schreibt mir“, sagte sie,

„daß der Prinz von Baden sterblich in Dich verliebt ist.“

„In mich?“

„Nun, bist Du etwa nicht zum Verlieben?“

* * *

Die Ankunft des Prinzen Eugen von Savoyen im Hauptquartiere Marlborough's erfüllte alle jene, welche für eine rasche Entscheidung durch eine Hauptschlacht, für die Offensive stimmten, mit neuen Hoffnungen. Es war ein Anblick, der seines Gleichen suchte, als sich die beiden genialen Feldherren, welche vereint eine Reihe der glänzendsten Siege ersehten sollten, vor dem Zelte des Herzogs begegneten und die Hände reichten. Gab es doch nicht leicht zwei größere Gegensätze als den hochgewachsenen kräftigen Herzog von Marlborough, dessen Züge mit Adonis und Apollo wetteiferten, den galanten Liebling der Frauen und den kleinen schwächlichen Eugen, den die große Allongeperücke zu erdrücken drohte, mit seinem schmalen, gelben Altenweibergesichte, das bei dem Rauschen eines Frauenkleides so furchtbar erschrecken konnte, während es bei dem Donner von 200 Feuerschlünden mit keiner Wimper zuckte. Mit jener Hitze, welche ihn in so viel Schlachten zum Herren des Kampffeldes machte, stürmte Eugen auch hier auf sein Ziel los. „Wann

„Liefere mir die Schlacht, Herzog?“ begann er —
 „Jeder Tag, den wir verlieren, macht den Erfolg ungewisser.“

„Wir sind leider noch nicht so weit, Hoheit“, entgegnete Marlborough, indem er den Prinzen unter den Arm nahm und, sich von seinem Stabe entfernend, mit ihm in der nächsten Zeltgasse auf und abging. „Sie wissen, wie abhängig wir von unsern Unterbefehlshabern sind, wir haben dies im Feldzuge von 1702 in den Niederlanden erfahren. Es ist schwer zu befehlen, wenn Niemand gehorcht. Ein Erfolg ist nur dann möglich, wenn alle meine Generale für die Schlacht stimmen.“

„Wer ist so wahnsinnig, sich gegen dieselbe auszusprechen?“ entgegnete Eugen.

„Der Prinz von Baden.“

„Dann schicken Sie ihn fort oder stellen Sie ihn vor ein Kriegsgericht.“

„So weit reichen meine Vollmachten nicht.“

„Mir scheint doch, daß dieselben sehr dehnbar sind“, sprach Eugen mit der ihm eigenthümlichen Schärfe der Betonung, „denn sie haben Ihnen gestattet, zuerst mit dem Kurfürsten und eben jetzt mit Tallard zu unterhandeln.“

Der Herzog biß sich auf die Lippe. „Sie schei-

nen nur gekommen zu sein, um mich anzuklagen, Hoheit.“

„Jetzt ist der Augenblick, wo wir den Angriff wagen können und müssen“, fuhr Prinz Eugen fort. „Sobald Vendome und Villeroi sich mit Tallard vereinigt haben, sind wir in die Defensive versetzt. Wenn Sie noch länger zögern, das zu thun, was Sie selbst für das einzig Richtige halten, dann —“

„Vollenden Sie doch!“

„Dann müßte das Gefühl der Hochachtung, das ich für Sie empfinde, einem ganz andern weichen.“

„Sie sind hart in Ihrem Urtheil.“

„Wir haben keine Zeit zu Artigkeiten“, fiel Eugen heftig ein, „ich muß heute, ja in dieser Stunde noch erfahren, ob ich auf Sie zählen darf oder nicht.“ Er ließ Marlborough's Arm los.

„Ich bedaure, keine entscheidende Antwort geben zu können“, sagte der Herzog.

„Dann werde ich eine Stellung wählen, in der ich mich mit Vortheil vertheidigen kann“, brach Prinz Eugen mit einer Festigkeit, die zu seinem zarten Aeußeren im Widerspruch zu stehen schien, ab.

„Sie verlassen mich?“

„Ich werde die Schlacht, welche geliefert werden muß, allein liefern.“

„Und was wird man von mir sagen, wenn ich Sie ohne Unterstützung der gewissen Niederlage entgegen gehen lasse?“ rief der Herzog erregt.

„Man wird Sie einen Verräther nennen, Herzog.“ Eugen sprach die Beleidigung, welche ihres Gleichen suchte, mit kalter Ruhe aus, den Blick herausfordernd auf Marlborough geheftet. Der Herzog erbleichte bis in die Lippen, trat einen Schritt zurück, lüftete den Hut und verließ dann den Prinzen, um in sein Zelt zu eilen. Eugen blieb wie angewurzelt stehen, noch immer lag der strenge Ausdruck der Empörung auf seinem Gesichte, als ein Frauengewand auf ihn zurauschte und ein leichter Fächerschlag seinen Arm traf. Der Held von Zenta, welcher dem ritterlichen Marlborough vor Kurzem noch wie ein furchtloser Ankläger und unerbittlicher Richter gegenübergestanden, schien mit einem Male ganz wieder in den ehemaligen „kleinen Abbé“ verwandelt, als er die schöne Gräfin Altan vor sich sah. „Was haben Sie dem Herzog gethan?“ begann sie in einem Tone, welcher Eugen noch mehr verwirrte.

„Ich habe ihm gesagt, wofür ich ihn halte“, stotterte der Held.

„Für was halten Sie ihn also?“

„Für einen Verräther.“

„Das ist er nicht.“

„Ist sein Betragen nicht verdächtig?“

„Ich habe mich überzeugt, daß Marlborough der redlichste, uneigennützigste Mann ist“, entgegnete die Gräfin, „nicht er trägt die Schuld an den Fehlern, welche hier begangen werden und welche Sie so sehr aufgebracht haben, daß Sie unsrer treuesten Verbündeten beschimpfen.“

„Die Kälte, mit der er unsere Lage auffaßt —“ stammelte Prinz Eugen.

„Kann allerdings ebenso verderblich werden wie Ihre Hitze“, fiel die Altan ein, „eben deshalb müssen Sie Beide immer nur vereint handeln, die Natur hat Sie für einander geschaffen, zu Genossen, zu Freunden. Was soll nun werden? Der Herzog sieht seine Ehre verletzt, er wird Ihnen eine Herausforderung senden.“

„Die ich annehmen werde —“

„Die Sie nicht annehmen werden“, unterbrach ihn die Gräfin lebhaft. „Sind Sie von Sinnen, Prinz? Haben zwei tapfere Soldaten, zwei Feldherren, wie Sie und Marlborough, angesichts des Feindes noch eine andere Pflicht, als diesem die Spitze zu bieten? Ihre Degen gehören dem Vaterlande, gehören Europa und derjenige von Ihnen, der sie zuerst zu einem anderen Zwecke zieht, der ist ein Verräther.“

Eugen blickte verwirrt zu Boden. „Sagen Sie das Marlborough“, murmelte er endlich.

„Kommen Sie“, rief die Altan in einem Tone, der jeden Widerspruch ausschloß. „Sie haben den Herzog beleidigt, an Ihnen ist es, ihn zu versöhnen. Kommen Sie!“ Sie nahm ihn unter den Arm und führte Eugen, der unterwegs mindestens drei Mal über ihre Schleppe stolperte, dem Herzoge zu, welcher in seinem Zelte in unbeschreiblicher Aufregung auf- und abging.

„Hier bringe ich Ihnen einen guten Freund“, rief die Altan mit ihrer melodischen, herzgewinnenden Stimme, „den seine Hitze wieder einmal fortgerissen hat, und der sehr erfreut wäre, wenn Sie vergessen wollten, welchen Streich der einstige Dragonerobert dem General Prinzen Eugen gespielt.“

Der Herzog bot nun Eugen die Hand und die beiden großen Männer blickten sich lange stumm in das Auge. In derselben Stunde, welche sie für immer zu entzweien drohte, wurde ihre Freundschaft besiegelt für immer, dieses edle Bündniß, in welchem es keinen anderen Wettstreit gab, als den, mit Aufopferung jedes persönlichen Ehrgeizes dem allgemeinen Wohle zu dienen und welches Europa vor dem französischen Joch zu bewahren sollte.

„Nun sind wir treue Verbündete und wollen es

bleiben“, begann endlich Marlborough. „Unsere erste Aufgabe muß es sein, den Prinzen von Baden, welcher sich als ältester General mit mir in das Kommando theilt, zu entfernen, dann gibt es kein ernstes Hinderniß für unsere Pläne mehr.“

„Ueberlassen Sie den Prinzen mir“, fiel die Gräfin ein.

„Wie das?“ staunte Eugen.

„Sie sollen gleich sehen.“ Die Gräfin trat aus dem Zelte und winkte der Freifrau von Willstorf, welche mit anderen Damen auf dem Plane vor demselben Federball spielte, zu sich. „Hier sehen Sie die Holde, Herzog“, rief die Gräfin, ihre kolossale Freundin hereinzertrend, „der es, wie Sie mir mittheilen, so sehr gelungen ist, das eiserne Herz des Prinzen Ludwig von Baden zu bezwingen.“

Marlborough ging bereitwillig auf den Scherz ein und schilderte die Leidenschaft des Prinzen in so grellen Zügen, daß sogar Eugen's stets marmorne Züge ein Lächeln überschlich.

„Aber der Prinz ist, wie Sie wissen, ein Ausbund von Tugend“, nahm dann die Altan das Wort, „wenn Hoheit von Savoyen uns Frauen fürchtet, so verabscheut und haßt uns Prinz Ludwig. Sie müssen also alle jene weibliche Bartheit, welche Ihnen sonst

so reizend läßt, liebe Willstorf, bei Seite lassen und dem Prinzen scharf zu Leibe gehen. Er wird seine Gefühle für Sie hinter Kälte, Unwillen, ja vielleicht hinter soldatische Grobheit zu verstecken suchen, aber Sie lassen sich durch nichts irre machen, Sie lassen ihn nicht mehr los, bis das süße Geständniß seinen Lippen entschlüpft ist.“

„Aber Sie behandeln diese zarte Angelegenheit mit so wenig Discretion, Gräfin“, stammelte der weibliche Grenadier mit mädchenhaftem Erröthen.

„Weil das Wohl des Staates, die Zukunft Europa's dies gebieterisch fordern“, sprach die Altan mit komischen Pathos, „fragen Sie nicht weiter, theure Freundin, handeln Sie! Alle civilisirten Nationen blicken in diesem Augenblicke auf Sie. Sie müssen uns diesen Bären händigen und wer vermöchte dies, wenn nicht Sie, der Juno an Gestalt, Minerva an Geist und Diana an Keuschheit vergleichbar? Ja, Sie werden triumphiren, und dann — wer weiß! — Ludwig's Hand ist frei — Prinzessin von Baden wäre kein so übler Titel.“

„Prinzessin von Baden!“ lispelte die Willstorf, „ce serait impossible, aber eine Trauung auf die linke Hand, wie romantisch! Man sagt, daß die Maintenon mit Ludwig XIV. in dieser Weise vermählt ist.“

„Also nur Muth, theure Freundin —“

„Die Rücksicht für das Staatswohl ist es“, flüsterte die Freifrau — ihr Flüstern klang noch immer wie Trommelwirbel oder das Geknatter des Kleingewehrfeuers — „welche alle Bedenken zum Schweigen bringt“

Der Herzog von Marlborough war nahe daran, sich die Zunge abzubeißen. Als die beiden Damen das Zelt verließen, blieb Eugen nachdenklich vor der Karte stehen, während der Herzog in ein schallendes Gelächter ausbrach. „Wir spielen, scheint es, mit dem Feuer, statt muthig mit beiden Händen hineinzugreifen und es zu verlöschen“, meinte Eugen, „versprechen Sie sich von dieser Lustspielintrigue irgend einen Erfolg?“

„Den besten“, gab Marlborough heiter zur Antwort. „Sie kennen Ludwig von Baden, es gibt nichts Entseßlicheres für ihn, als das sogenannte schöne Geschlecht und die Baronin ist nicht die Frau, sein Vorurtheil zu besiegen, die wäre im Stande, einen Marlborough in die Flucht zu treiben. Diese Altan hat den Teufel im Leibe.“

„Eine prächtige Frau.“

„Sehr viel wenn Eugen dies sagt.“

„Ich verehere sie, weil sie schön wie Venus, klug

wie Dido, muthig wie Semiramis, und dabei nicht im mindesten galant ist.“

„Sollte dies ein Vorzug sein?“ seufzte der Herzog.

„In unserer Zeit, wo schöne Frauen ihre Haare um das Scepter der Könige wickeln, gewiß.“

* * *

Wir sind nie geneigter in das Netz einer Kofette zu fallen, als wenn wir aufrichtig lieben und es nicht wagen, der Geliebten ein Geständniß zu machen. Dies war genau die Lage Marlborough's. Er liebte, aber nicht in seiner gewohnten leichten und chevaleresken Weise, sondern mit einem Ernste, welcher einem deutschen Poeten des achtzehnten Jahrhunderts alle Ehre gemacht hätte; und je mehr ihm die sichere Haltung, die elegante Würde der schönen Altan imponirte, um so tiefer gerieth er in das Garn der Gräfin Rabatin, welche — eine echte Tochter ihrer Zeit — die Liebe auf ihr Banner geschrieben hatte wie Marlborough den Ruhm.

Die drei Damen Willstorf, Rabatin und Altan bewohnten zusammen ein kleines, von seinen Besitzern verlassenes Schloß, welches etwa eine Stunde von dem Lager der Allirten und eine Bierelstunde von den äußersten Posten der englischen Arrièregarde, in der Richtung gegen München zu lag, und um so sicherer

ſchien, als die leichten englischen und deutschen Reiter das Land unablässig durchstreiften. Das Gebäude, welches mit feinem Luxus möblirt war, hatte an seiner hinteren Front eine große Terrasse, von der aus man in einen kleinen Park, im Geschmack von Versailles, gelangte, dessen gestuzte Alleen wie die Fronten preussischer Grenadiere aussahen und dessen Bäume alle riesige Allongen zu tragen schienen. Ein halbes Duzend Springsbrunnen murmelte und plätscherte Tag und Nacht, und in den duftenden Rosenbüschen sangen die Nachtigallen. Es war ein Ort wie geschaffen für Liebe und Liebesglück in dem galanten Sinne der Zeit, welche den Schmerz, gleich dem Olympe der Griechen, den armen Staubgeborenen überließ und als etwas Gemeines verachtete.

In dem Schlosse war ein alter Mann, eine Art Castellan, zurückgeblieben, dessen schlechtes gebrochenes Deutsch, welches einem heiseren Krähen glich, sofort den Franzosen verrieth. Er behandelte die Damen, sowie ihre Zosen mit feiner Courtoisie und schien über die anmuthige Einquartirung um so weniger böse zu sein, als sie ihn vor jeder anderen, minder lebenswürdigen bewahrte.

Da alle Welt von den Beziehungen des Herzogs von Marlborough zu der schönen Ungarin wie von

etwas Bekanntem und Selbstverständlichem sprach, so fiel es der Gräfin Altan, welche in der ungezwungensten Weise mit derselben verkehrte, durchaus nicht auf, daß täglich Briefe von dem Herzoge kamen und von der Gräfin Rabatin beantwortet wurden, um so weniger als die letztere die zärtlichsten Zeilen ungenirt unter ihrem Schmuck und ihren Spigen auf der Toilette und dem Marmorfims des Kamins umherstreute. Es berührte sie daher recht seltsam, daß sie, als ihr Auge bei der Rückkehr aus dem Lager zufällig auf einen Brief fiel, welcher bei den Handschuhen der Gräfin Rabatin offen da lag, eine fremde, ihr unbekannte Schrift entdeckte. Ein zweiter Blick, welcher die Unterschrift traf, versetzte sie in noch größeres Erstaunen. Sie las den Namen des Grafen Mathias Frangipani, welcher, wie sie gut wußte, den ungarischen Rebellen angehörte. Die Gräfin Rabatin, welche in einen schmalen Lehnstuhl versunken, ein französisches Buch las, schien von einer plötzlichen Ahnung getrieben, als sie sich im nächsten Augenblicke erhob und den verhänglichen Brief in einer Weise, welche noch mehr Verdacht erregen mußte, zu sich steckte.

Sollte ein Einverständnis zwischen der Coeur-Dame Marlborough's und den Aufständischen in Ungarn bestehen? Dann war das Bögnern des Herzogs

freilich ganz anders zu erklären und Eugen war doch im Rechte, seine Anklage auszusprechen, wenn er sie auch nicht an die gehörige Adresse gerichtet hatte. Die kluge Altan begann die Ungarin mit der harmlosesten Miene von der Welt zu beobachten, und während sie dieselbe nach Frauenweise mit Küffen zu ersticken drohte, nahm sie jede Gelegenheit wahr, den Schleier ihrer gefährlichen Geheimnisse zu lüften. Vor Allem gab ihr jetzt die Intimität der Rabatin mit dem französischen Haushofmeister zu denken. Als die Damen nach dem Speisen auf der Terrasse Chocolate nahmen, war es in ihren Augen kein Zufall mehr, daß die Ungarin, kurz nachdem der Franzose an ihnen vorüber in den Park gegangen war, sich erhob und langsam die Allee, in welcher er sich verloren hatte, einschlug. Schnell entschlossen folgte die Altan, indem sie in einen Laubgang einbog, welcher mit dem ersteren parallel lief. Bald schlugen Stimmen an ihr Ohr. Sie blickte durch das grüne Gitter des Logus und sah in einiger Entfernung die Gräfin Rabatin mit dem Franzosen im Gespräche, ohne den Inhalt desselben vernehmen zu können. Die Ungarin schien auf das Höchste erregt, denn ihre Wangen flammten, und zugleich unentschieden, denn der Franzose sprach mit großem Eifer, offenbar in der Absicht sie zu überreden. Nach einiger

Zeit gesellte sich ein Mensch zu ihnen, der äußerst verdächtig ausah, denn seine schlechte Kleidung stand im grellsten Widerspruche zu seiner sorgfältigen Frisur und dem feinen, vornehmen Gesichte, das so eigenthümlich, faunenhaft zu lächeln verstand. Endlich übergab er ihr einen Brief, den sie vor seinen Augen mit einer gewissen Hast las und dieser Brief schien sie vollends zu bestimmen, denn sie reichte ihm ihre Hand, welche er mit einem Blicke, welcher mehr schmeichelhaft als ehrerbietig war, an die Lippen führte. Dann trennten sich die Drei, der Fremde, um mit dem Haushofmeister in dem Gebüsch zu verschwinden, die Gräfin, um in das Schloß zurückzukehren, wo sie von der Altan, welche ihr vorausgeeilt war, mit der unbefangenen Miene von der Welt empfangen wurde.

Die Damen machten hierauf Toilette und fuhren dann in der Carosse der Baronin in das Lager.

„Nun, wie weit sind Sie denn mit ihrem Prinzen?“ fragte die Altan leise ihre kolossale Freundin.

„Er thut noch immer nichts dergleichen“, seufzte die Willstorf, „und da sagt man, wir Frauen seien Künstlerinnen in der Verstellung! Dieser scheinbar so biedere Soldat macht uns alle zu Schanden.“

„Wirklich?“

„Er läßt sich nichts anmerken von seiner Leiden-

schaft, nicht daß geringste! Je zärtlicher ich ihn anblide, um so grimmiger flucht er vor sich hin. Seine Selbstbeherrschung hat etwas Antikes an sich. O! Ich bewundere ihn ebenso sehr, als er mich liebt.“

Im Lager angekommen eilte der weibliche Grenadier mit stürmischer Liebenswürdigkeit auf den Prinzen von Baden zu. Dieser saß auf einem Feldsessel und sah den Anderen zu, welche das französische Spiel „Jakob und Jakobine“ spielten — seine Füße, welche die Narben so vieler Schlachten trugen, vermochten den von Kugeln durchlöcherten Körper nur schwer aufrecht zu erhalten. Wenn er zu Pferde saß, den Kommandostab auf das Knie gestützt, und seine Regimenter im mörderischen Feuer gegen die feindlichen Batterien führte, da war er auch der Mann von Eisen, der kühne Held, der umsichtige General, aber wie er sich jetzt, die Arme auf den Goldknopf seines Stocdes gestützt, nach vorwärts lehnte, glich er vielmehr einem mürrischen Greise oder einem hilflosen Kinde.

„Wie haben Hoheit geruht?“ fragte die Willstorf mit verschämter Theilnahme — sie wußte, daß der Prinz eben von seinem Nachmittagschläfchen aufgestanden war.

„Es geht an“, brummte Ludwig von Baden.

„Gewiß haben süße Träume hochdero lorbeerger-

krönte Stirne umspielt?“ fuhr die Baronin fort. Man sicherte bereits um sie her.

„Gott sei Dank, hab' ich nicht von Ihnen geträumt“, erwiderte der Prinz mit seiner rauhen Stimme.

„Wie er sich verstellt, der edle Mann!“ flüsterte die Baronin der Altan zu. Die anderen Damen lachten und zogen die neu Angekommenen in den Kreis. Sir Magendie war so boshaft, als Jakob den Schlüssel vor die Füße der Willstorf zu werfen, welche als Jakobine gleich einem spielenden Elephanten auf dem grünen Plane umhertrampelte und bald gefangen war. Graf Trautmannsdorf übernahm es ihr die Augen zu verbinden und ließ sie, auf Anstiften der Altan, unter dem Tuche weg, so viel als möglich sehen. Die Baronin trat in den heiteren Kreis und gab das Zeichen, auf das sich derselbe um sie zu drehen begann; als sie ihn wieder stille stehen hieß, sah sie unmittelbar vor sich die schwarzen glänzenden Stiefel des Prinzen von Baden und seinen Stock, sie that einige Schritte vorwärts und da das junge Volk spitzbübisch auseinander wich, erblickte sie bald auch seinen galonirten Rockzipfel. Sie warf den Schlüssel und als sich Niemand meldete, nur das unterdrückte Lachen umher im-

mer lauter wurde, hüpfte sie vorwärts und schloß den Prinzen in ihre Arme.

„Hol' Sie der — Melac“ *), rief dieser aufgebracht, „hat das Frauenzimmer Schießpulver im Leibe?“ Er machte sich kräftig los und erhob sich, um in dem Zelte Marlborough's Rettung zu suchen.

„Wie steht es, Durchlaucht, mit der Belagerung von Ingolstadt?“ begann er grämlich wie ein verdrogener Schulmeister.

„So schlecht als nur möglich“, erwiderte rasch der Herzog, dem die Frage des Prinzen sehr gelegen kam.

„Also keinerlei Fortschritte?“

„Im Gegentheil“, fuhr Marlborough fort, „es ist dem Feinde gelungen, mehrere unserer Arbeiten zu zerstören.“

„Gm!“ der Prinz stützte sich auf seinen Stock und versank in Nachdenken.

„Die Soldaten sagen — aber was kümmert uns das am Ende!“

„Was sagen die Soldaten?“

„Daß es nur einen General gebe“, sprach der

*) Man pflegte damals gerne den Namen des Vermüsters der Pfalz wie später jenen Nabasdy's an die Stelle des Teufels zu setzen.

Herzog unbefangen, „einen ritterlichen Kriegshelden und Meister der Belagerung, welcher im Stande sei die Festung zu bezwingen.“

„Wer wäre dies?“

„Eure Hoheit.“

„Hm!“

Es folgte eine lange Pause, endlich ergriff der Prinz das Wort. „Eure Durchlaucht wünschen also —“

„Ich?“ verwahrte sich der Herzog lebhaft; „ich möchte Eure Hoheit um keinen Preis der Welt bei der Armee entbehren, wenn auch hier vorläufig kein entscheidender Schlag zu erwarten ist.“

„Nicht zu denken“, brummte Prinz Ludwig, „dürfen keine Schlacht wagen, Herzog.“

„Ganz meine Ansicht“, stimmte Marlborough bei, „eben deshalb wäre es schlimm für den Fall, daß Marschall Tallard mit überlegenen Kräften anrückt, eine vom Feinde besetzte Festung im Rücken zu haben, während das von uns eroberte Ingolstadt uns eine außerordentlich feste Stellung gewähren würde.“

„In Verbindung mit einem verschanzten Lager“, fiel der Prinz ein, „wo wir ruhig abwarten könnten. Hm! Will darüber nachdenken.“ Marlborough seufzte, denn er wußte, daß der Prinz lange nachzudenken

pflegte und gewöhnlich dann erst zu einem Entschlusse kam, wenn die Ereignisse ihn weit überholt hatten.

Unterdessen zog sich über dem Haupte, oder eigentlich der hundertlodigen Perücke des militärischen Bedanten ein Gewitter zusammen, zu dem die schalkhafte Gräfin Altan in ihrem patriotischen Eifer die unschuldigen aber wirksamen Theaterblitze lieferte. Als sich mit Anbruch der Dunkelheit die Gesellschaft zerstreute, kehrte die Baronin Willstorf nicht wie sonst mit den beiden anderen Damen nach Hause zurück, sondern blieb bei der Generalin Hadik, deren Zelt neben dem ihres Gemahles im Lager stand, und schien hier mit Ungeduld etwas zu erwarten.

Prinz Ludwig von Baden pflegte vor Mitternacht zu Fuße und ohne jede Begleitung die Zeltstadt nach allen Richtungen zu durchstreifen und die Posten zu visitiren. Die helle Nacht erleichterte ihm heute diesen für ihn sonst so beschwerlichen Gang. Die silberne Halbugel des Mondes schwebte hoch oben von keinem noch so dünnen Wolkenschleier verhüllt und ihr weißes Licht ließ die Bedetten und Vorposten in der Ferne wie ausgeschnittene Papier Soldaten erscheinen. Schon hatte der Prinz, ohne etwas Anstößiges oder Verdächtiges zu bemerken, die Postenkette am Flusse erreicht, als sich plötzlich von dem weißen Stamme einer

großen Birke eine Gestalt löslöste und im feierlichen Schritte der Gespenster auf ihn zukam. In der zweifelhaften Beleuchtung erschien sie riesig groß und zugleich durchsichtig in ihrem schleppenden weißen Gewande. Der Prinz, welcher die unter Ludwig XIV. beginnenden Bestrebungen der Aufklärer als gottelästerlichen Unfug verdamnte und verachtete, dachte sofort an die weiße Frau, von der er als Knabe manche schauerliche Geschichte gehört, und bekreuzte sich. Zum ersten Male in seinem Leben fühlte er etwas wie Furcht und die Haare auf seinem Scheitel begannen, so weit es die Wucht der Allonge erlaubte, aufzustehen. Er war im Begriffe irgend einen frommen Spruch an das Gespenst zu richten, aber der Soldat verließ ihn auch in diesem Augenblicke nicht und er meinte „Alle guten Geister“ oder etwas Aehnliches ausgesprochen zu haben, als ein kräftiges „Wer da?“ seinen Lippen entfuhr.

„Ich bin es“, antwortete eine bekannte Stimme.

„Wer?“

„Ich.“

„Wer zum Teufel?“

„Ich, die Sie so schwärmerisch adoriren, um deretwillen Sie hier im silbernen Lichte Luna's promotiren.“ Schon hing die große Baronin an seinem

Arme und begann ihn mit Liebkosungen zu erdrücken.

„Sind Sie denn toll?“ rief der Prinz, „wer sagt Ihnen —“

„Daß Sie mich lieben, Hoheit? Alle Welt sagt es! O! Ihre Maske, so vortrefflich sie auch gewählt war, hat doch Niemanden getäuscht.“

„Wetter, ich will nichts weiter von diesen Alfanzereien hören“, schrie der Prinz und riß sich los.

„Wozu noch diese Verstellung?“ lispelte die Willstorf, „hier sind wir ohne Zeugen, Niemand hört uns als die schweigsame Nacht und die keusche Luna.“

„Aber Sie glauben doch nicht —“

„Ich glaube, daß Sie der edelste Prinz unseres Welttheils sind“, fuhr der weibliche Grenadier begeistert fort, „und daß Sie lange genug einen schweren Kampf mit Ihrem Herzen geführt haben, aber dieser Kampf ist überflüssig, denn ich liebe Dich, tapferer Kriegsheld.“

„Sie lieben mich? Ja, bin ich denn ein junger Fährlich, den man zum Besten hat, um sich die Langleweile zu vertreiben?“ brach Ludwig von Baden mit der ganzen härbeißigen Wucht seines cholertischen Temperamentes los. „Ich sage Ihnen ein für alle Mal, ich mag von diesem Schnid-Schnad nichts hören, ich

bin nicht in der Laune, derlei Noctrias mit mir treiben zu lassen. Suchen Sie sich irgend einen jungen Wecken oder Saufewind dazu aus. Und damit Gott befohlen!"

„Willst Du mich schon verlassen, Geliebter?“ rief die Freifrau mit einem schmach tenden Blick.

„Was sollen denn meine Soldaten denken“, brummte der Prinz, „wenn sie uns im Mondenschein selbender lustwandeln sehen wie ein Paar careffirender Raketen, am Ende glaubt man noch, daß wir ein nächtlisches Rendezvous —“

„O! Ich ehre Deine Tugend, biederer Degen“, fiel die Willstorf ein, „und will Dich allein lassen, so sehr sich mein Herz auch dagegen sträubt, aber morgen, Geliebter, will ich alle Deine ehrenwerthen Bedenken zum Schweigen bringen, die letzte Schranke zwischen uns niederreißen und Dich den Herren und Damen als meinen Verlobten vorstellen. Adieu! süßer Mann, Adieu!“ Ruckhände werfend hüpfte sie davon. Der Erdboden zitterte unter ihr.

Ludwig von Baden blieb wie versteinert stehen, endlich nahm er mit der Miene eines Verzweifelten den Hut ab, wischte sich die Stirne, blickte zum Monde empor und dann auf den Fluß. Wer ihn so gesehen hätte, würde in ihm gewiß keinen eisernen

Soldaten und General, sondern einen schwärmerisch Verliebten, oder doch mindestens einen lyrischen Dichter vermuthet haben. Die für ihn entsetzliche Frau verfolgte ihn noch, als er sich auf seinem Feldbette ausgestreckt hatte, im Schläfe. Er erwachte mit einem lauten Fluche und kalten Angstschweiß auf der Stirne — er hatte geträumt, daß ihn die Willstorf vor der Front geküßt und daß seine Soldaten dazu Viktoria geschrien hatten. Konnte es für ihn noch etwas Schrecklicheres geben?

* * *

Die Sonne legte ihr schimmerndes Gold bereits tief hinein in die Gemächer der Damen auf das glatte Parquet und schien die Teppiche, welche hie und da auf demselben lagen, mit schimmernder Stickerei zu bedecken, als die Altan endlich ihr Himmelbett, das wahrhaftig mehr einer olympischen Wolke, als dem Lager eines irdischen Weibes glich, verließ, um bald darnach, die schlanken Glieder in einen weißen Spitzen-schlafrock gehüllt, auf rothen Sammpantöffelchen mit hohen klappernden Absätzen in das Boudoir der Gräfin Rabatin zu schlüpfen. Die stolze Lagervenus saß vor einem Spiegel, den ihr zwei vergoldete Amoretten mit sichtlichem Vergnügen hielten und ließ sich von ihrer Zofe die in hundert Papilloten, wie in ebenso

viel weißen Knospen steckenden Locken aufrollen. Während auf ihrem reizenden Kopfe allmählig einer jener Haarthürme entstand, welche uns unsere Urgroßmütter auf ihren Porträts so imposant, so festungsmäßig un-
 einnehmbar erscheinen lassen, warf die kleine muntere Kammerkage, deren rasche Zunge in ihrer unermüdlichen Geschwägigkeit dem Tit-Tak einer Wanduhr gleich, sorglos die Papierschnitzel weg, aus welchen die Papilloten gemacht waren und zu denen sie Gott welche glühenden Liebeschwüre und zierlichen Verse der verschiedenen Anbeter ihrer Herrin zerrissen hatte, auf dem Teppich herum. Die leichtsinnige Gräfin achtete auf diese Seufzer, welche gleich Schmetterlingen, die sich die Flügel verbrannt haben, matt zu Boden sanken, ebenso wenig, wie ihre Dienerin. Nicht einmal die Altan würdigte dieselben einer Aufmerksamkeit, denn wie konnte sie, die kluge intrigante Frau, nur einen Augenblick daran denken, daß man Staatsgeheimnisse gleich werthlosen Kieselsteinen auf den Boden umherstreuen könne! Da bemerkte sie, daß eine ihrer Locken aufgegangen sei und bückte sich, um das erste beste Stück Papier aufzuheben, mit dem sie den bedenklichen Toilettenfehler gut machen wollte. Junge, vollblütige Frauen werden immer roth, wenn sie sich bücken, die Altan aber war, als sie den Kopf erhob,

bleich wie cararischer Marmor. Sie hatte auf dem verrätherischen weißen Streifen, den sie aufgelesen, ein Wort entdeckt, ein einziges Wort, aber dieses eine genügte, um sie ganz aus der Fassung zu bringen. Auf dem Papiere stand der Name Marsin, es war der Name des Günstlings Ludwig's XIV., welcher mit dem Marschall Tallard zusammen das Kommando über die anrückende französische Armee führte.

Die Altan drehte rasch ihre Locke mit dem gefährlichen Papiere ein und trat an das Fenster, um ihre Bewegung zu verbergen; sie hatte nicht den Muth, einen zweiten Streifen aufzuheben, und sie hatte ihn auch nicht nöthig, sie wußte genug. Das Uebrige sagte ihr ihr lebhaftes Ahnungsvermögen.

Die schöne Rabatin hatte ihre Toilette noch nicht beendet, als ihr der französische Castellan mit einem eigenthümlichen süßlichen Lächeln ein Schreiben übergab und leise, im Tone intimen Einverständnisses hinzufügte: „Vom Herzog.“ Die sieggewohnte Göttin lächelte indeß nicht, Flammen zuckten von ihren Wangen zu der sonst so kalten heiteren Stirne empor, ihr Busen flog heftig. Sie erbrach das Siegel und las den Brief, stützte das Kinn in die kleine Hand, dachte nach, und las noch einmal.

„Der Diener, der ihn gebracht, wartet auf Antwort“, erinnerte der Castellan.

„Sagen Sie ihm — doch nein —“, sie erhob sich, nahm einen der vielen Briefe, die auf dem Ramin halb zerrissen umherlagen, trennte ein unbeschriebenes Blättchen herab, schrieb wenige Worte mit dem Bleistift auf dasselbe, siegelte es und gab es dem Franzosen, der sich nach einer Verbeugung im Menuett-Style mit gravitatischer Schnelligkeit entfernte.

Noch nie war die Altan mit der schönsten Ungarin so zärtlich gewesen, wie jetzt, sie verdrängte ihre Borse vor dem großen Ankleidespiegel, ließ es sich nicht nehmen, ihr selbst alle jene Dienstleistungen, welche die Toilette einer Modedame erforderte, zu erweisen, und benutzte jede derselben zu einer feinen Huldigung, welche einer schönen Frau von Seite ihres Geschlechts stets noch um vieles mehr schmeichelt als von Seite des männlichen. Während sie ihr den fischbeinernen Panzer anlegen half, den man damals Corsett nannte, bewunderte sie den Wuchs der Rabatin, und drückte einen Kuß auf ihre Büste, welche sie mit jener der Liebesgöttin verglich; bei dem Ordnen der Spitzen, welche den vollen Arm umgaben, betrachtete sie entzückt ihre Hand und streichelte sie mit der Versicherung, daß sie eine „peau de velours“ besitze. Zuletzt gerieth

sie in eine Begeisterung ohne Grenzen über den kleinen Fuß der Ungarin.

„Welch ein Fuß!“ rief sie aus, „werth den Nacken eines Königs zum Schemel zu haben. O! Warum bin ich nicht ein Mann, wie beneide ich den Herzog!“

Die Rabatin, welche vor Freude roth geworden war, schüttelte leicht das stolze Haupt. „Sie irren sich, liebe Altan, es ist Marlborough bis jetzt nicht gelungen —“ Sie endete den Satz nicht.

„Was Sie sagen!“ staunte die Altan, sie wußte jetzt, was sie zu erfahren für nöthig hielt.

„Aber er bestürmt mich in einer Weise“, fuhr die Ungarin fort, „er droht, er fleht und droht wieder —“

„Er hofft, daß sich hier in diesem Park eine Grotte der Liebe findet.“

„Es scheint, denn er verlangt von mir ein Rendezvous, und dies zu so später Stunde —“

„Daß Sie es ihm abschlagen mußten?“

„Nicht doch.“ Die Rabatin erröthete wieder.

„Er kommt also?“

„Ja, liebe Altan, aber jetzt, bei vollem goldenem Sonnenschein.“

„Ich verstehe, und Sie werden ihm bei dieser Gelegenheit erklären —“

„Ach! Das ist es ja eben, ich weiß nicht, ob ich den Muth dazu haben werde“, seufzte die schöne Frau, „aber es ist mir in jedem Falle lieb, daß ich Sie an der Seite habe, theure Altan. Sie werden mich beschützen, wenn ich den Herzog abzuweisen nicht die Kraft habe und wenn — —“ sie stockte und sah die Altan halb mißtrauisch, halb bittend an.

„Und Wache halten, wenn er kommt — nicht?“ Die Altan heftete ihren klugen Blick durchdringend auf die Verrätherin.

„O! Sie sind so gut und so klug“, rief die Ungarin, die Altan stürmisch in ihre Arme schließend, „Sie errathen, was man auf der Zunge, ja auf dem Herzen hat, Sie sind nicht so schwerfällig und so bedenklich wie die Willstorf. Ihnen darf man vertrauen.“ Die beiden Damen nahmen hierauf ihre Chocolate auf der Terrasse und belustigten sich damit, den Sperlingen, welche sie schreiend umflatterten, Brotsamen zuzuworfen. So verging die Zeit, bis der Castellan den Herzog meldete. Er that dies nicht ausdrücklich, dazu war er viel zu schlau und viel zu gut erzogen, er begnügte sich vorüber zu gehen, zu grüßen und der schönen Ungarin einen Blick zuzuworfen, welcher mehr sagte, als ein ehrerbietiger deutscher Diener im Stande gewesen wäre, in einem Duzend Worte auszudrücken. Die

Rabatin suchte das glühende Erröthen, welches dieser Wink über ihr Antlitz ergoß, wohl oder übel hinter ihrem Fächer zu verbergen. Nach einer Weile stand sie auf, lächelte der Altan zu und ging mit ihrem reizend trägen Gang, sich weich in den Hüften wiegend, den mittleren Baumgang des Parkes hinauf. Die Altan blieb scheinbar gleichgiltig sitzen. Kaum hatte sie jedoch die Ungarin aus dem Gesichte verloren, so daß sie auch unmöglich von ihr gesehen werden konnte, als sie mit der wilden Grazie eines jungen Mädchens die Marmorstufen der Terrasse hinabsprang und auf Umwegen dem hinteren Gitterthore des Parkes zueilte, an dem, wie sie vermuthete, das Rendezvous zwischen der Rabatin und dem Herzog von Marlborough stattfand. In einiger Entfernung von dem Orte sah sie den französischen Castellan Wache halten. Um seinem scharfen Auge zu entgehen, duckte sie sich in das Gras hinter die kleinen Büsche, welche hier die Wiese umsäumten und schlich so leise vorwärts wie ein Soldat, der seinen Feind überrumpeln will. In dieser Weise erreichte sie ein dichtes Bosquet, das nahe dem Gitter des Parkes stand und konnte, indem sie sich in demselben niederließ, durch das Laubwerk spähend das weiße Gewand der Ungarin und den rothen goldgestickten Rock Marlborough's unterscheiden. Von ihrem

Gespräche konnte sie nur abgerissene Worte vernehmen, aber der Zufall wollte, daß sich das galante Paar, welches auf dem knisternden Kiesweg lebhaft auf und nieder ging, immer mehr ihrem Verstecke näherte. Sie sah jetzt, daß der Herzog den Arm um die nur noch schwach Widerstrebende geschlungen hatte und hörte sie endlich in das von ihm so heiß begehrte nächtliche Stelldichein willigen. „Aber ich stelle eine Bedingung“, fügte die Ungarin hinzu.

„Befehlen Sie“, erwiderte der Herzog.

„Sie müssen allein und unbemerkt, ohne Gefolge, ja, ohne jede Begleitung das Lager verlassen und sich um Mitternacht hier an dieser Stelle einfänden.“

„Sie haben doch nicht gefürchtet, daß ich bei solchen Gelegenheiten mit einigen Regimentern und Batterien anrücke?“ spottete Marlborough.

Wieder verlor sich das Gespräch, indem Beide sich dem Sitterthore näherten, an dem des Herzogs Pferd angebunden stand, Gräfin Altan versuchte auch vergebens etwas zu sehen, aber bald schlug lauter Hufschlag an ihr Ohr, der sich rasch entfernte, es war offenbar Marlborough, der, seinem Lager zu, davon gallopirte. Das weiße Kleid der Rabatin schimmerte einen Augenblick durch das Blättergrün und ihr energischer Schritt machte den Kies des Weges heftig

kniestern, verlor sich aber gleichfalls bald in der Ferne.

Die Altan blieb noch einige Zeit auf ihrem Posten, bis der Castellan das Thor geschlossen und sich gleich den Andern entfernt hatte. Doch dann verließ sie das schützende Bosquet nur, um auf der nächsten Steinbank, welche in der Taguswand wie in einer grünen Grotte stand, Platz zu nehmen und lange und genau zu überlegen.

Als sich die Frauen wieder trafen, um zusammen zu speisen, ergriff die Ungarin den Augenblick, wo die Freifrau noch nicht anwesend war, um die Altan zu bitten, ihr für diese Nacht ihren Beistand zu leihen. „Soll ich Wache halten?“ fragte diese mit einer reizenden Naivetät, hinter der sich ihr überlegener Geist so anmutig zu verbergen wußte. „Eigentlich nicht“, stammelte die Rabatin, „ich würde vielmehr wünschen, — wenn Sie unter irgend einem Vorwand —“

„Ah! Ich soll mit der Willstorf im Lager bleiben?“

„Ich bitte Sie darum“, beeilte sich die Rabatin zu sagen, „aber Sie sind mir doch nicht böje?“

„Böse? Weshalb?“ lachte die Altan, „ich liebe ja den Herzog nicht.“ Das Erscheinen der Baronin machte dem Flüstern der Beiden ein Ende.

Unterdessen hatte Prinz Ludwig von Baden den

Herzog mit Ungeduld erwartet. Als er ankam, eilte er ihm so rasch er nur konnte entgegen, erzählte ihm das Abenteuer der verfloffenen Nacht und bat ihn um Rath und Hilfe. „Dieses Frauenzimmer ist im Stande und macht Ernst mit der Heirath“, schloß er, „und wenn ich mich ihrer auch erwehre, spiele ich dann doch eine Rolle, welche sich mit der Würde eines Feldherrn schlecht genug verträgt.“

„Vor allem darf ein Held wie Sie“, entschied Marlborough, nachdem er sich den Schein gegeben hatte, den kuriosen Fall reiflich zu erwägen, „nie ungalant, nie unritterlich gegen eine Dame sein, und da nicht anzunehmen ist, daß die Baronin ohne Avancen von Ihrer Seite —“

„Um Himmelswillen, Sie glauben doch nicht?“

„Daß Sie die Baronin belagern und einnehmen müssen? — Unbedingt.“

„Nun, da belagere ich doch lieber Ingolstadt“, murmelte der Prinz von Baden, „ich muß am Ende doch vor dem vertheufelten Frauenzimmer die Flucht ergreifen und da es vor Ingolstadt, wie Sie mir neulich sagten, nicht vorwärts gehen will, so ließe sich das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden.“

„Und wir sollen Sie hier verlieren, Hoheit!“ rief

Marlborough mit geschickt geheucheltem Kummer, „o nein, die Armee kann Sie nicht entbehren.“

„Ich beschwöre Sie“, flehte Ludwig von Baden, „mich hier nicht zurückzuhalten, ich will fort und zwar auf der Stelle, ehe das Weibervolk ausrückt. Sie leihen mir doch Ihre verdeckte Kutsche?“

„Sie steht Hoheit zu Diensten, aber —“

„Abgemacht, ich übernehme das Kommando vor Ingolstadt“, fiel Ludwig freudig ein, „ich sende Ihnen für mich ein Duzend anderer Generale, Gott sei Dank, daß wir einen Ausweg gefunden! Herr, wir loben dich! Geben Sie aber Acht, daß mir die Willstorf nicht nachkommt, sonst lasse ich das Frauenzimmer in eine Kanone laden und in die Festung hineinfeuern.“

In der That verließ er eine halbe Stunde später das Lager und zwar zu rechter Zeit, denn man sah noch in der Ferne den Staub, den seine Kutsche aufwirbelte, als ein Adjutant Eugen's mit verhängten Zügeln ankam. Er brachte die ernste Meldung, daß Marschall Tallard sich an der Spitze der vereinigten französisch-bairischen Armee gegen Eugen gewendet habe und die Lage des letzteren eine äußerst gefährliche sei.

Marlborough sendete auf der Stelle den Herzog

von Württemberg mit siebenundzwanzig Schwadronen Eugen zu Hilfe und gab zugleich den Befehl, daß sich sein ganzes Heer marschfertig zu machen habe.

* * *

Die Damen verließen an diesem Tage das Schloß nicht vor dem Abend, man erwartete sie vergebens in der Zeltstadt bei den gewöhnlichen Amusements und die Medisance gewann ein neues reiches Feld für Vermuthungen und Bosheiten aller Art. Nach Sonnenuntergang hat die Altan die Baronin, mit ihr in das Lager zu fahren, die große, reich verzierte Carrosse der Willstorf wurde angespannt und die Ungarin, erfreut, in der Altan eine so verlässliche und pünktliche Bundesgenossin zu finden, begleitete sie noch bis zum Schläge und küßte sie mit einer Emphase, welche der klugen Frau ein Lächeln abnöthigte. Als sie auf dem grünen Plane vor dem Hauptquartier ankamen, galt die erste Frage der Willstorf dem Prinzen von Baden. Die Nachricht von seiner Abfahrt nach Ingolstadt schmetterte sie förmlich nieder, nur mit Mühe hielt man sie von dem Entschlusse ab, dem geliebten Flüchtling nachzueilen. Eine geheimnißvolle Andeutung der Altan über die Einsprache seines hohen Hauses gegen die Verbindung mit einer Frau, welche nicht Prinzessin von Geblüt sei und die Tugend des Prinzen, welche

ihm jedes andere Verhältniß verbiete, schien sie endlich für den Augenblick zu beschwichtigen.

Die beiden Damen schlossen sich hierauf einem Kreise von Offizieren und vornehmen Frauen an, welcher in dem Zelte der Gräfin Hadik Hazard spielten. Die Baronin suchte ihre unglückliche Liebe dadurch zu betäuben, daß sie auf die Karte eines jungen Fähnrich hitzig setzte und regelmäßig verlor.

Es wurde Nacht, ohne daß die Spieler sich getrennt hätten und mit der Höhe der Gewinnste und Verluste steigerte sich der Eifer der Betheiligten so sehr, daß es von Niemanden bemerkt wurde, als die Gräfin Altan sich leise entfernte.

Eine Stunde vor Mitternacht verließ eine hübsche schlanke Bäuerin mit kleinen zierlichen Schuhen, schneeweißen Strümpfen und einem rothen Nieder, das bei jeder Bewegung in seinen Nähten krachte, das Lager; sie zog ihr weißes Kopftuch vor das Gesicht und schien Eile zu haben, denn sie gab den Posten, welche sie anriefen, keine Antwort und kam so, da die Soldaten so galant waren, nicht zu feuern, ungehindert bis zu dem Schlosse, das die Gräfin Rabatin bewohnte. Sie näherte sich auf der Straße zuerst der Hauptfront des stattlichen Gebäudes, gebrauchte indeß dabei die Vorsicht, rasch von einer der großen Pappeln, welche die-

felbe zu beiden Seiten umgaben, zur andern zu laufen und sich hinter den schwarzen Stämmen zu verbergen, denn der Mond verbreitete eine starke Helle, so daß man jeden Gegenstand auf die Entfernung von mehreren hundert Schritten deutlich genug unterscheiden konnte.

Die ganze große Front zeigte nicht ein erleuchtetes Fenster, alle Bewohner des Schlosses schienen im tiefen Schlafe zu liegen. Die hübsche Bäuerin, welche hier jeden Weg und Steg genau zu kennen schien, wendete sich hierauf über die Wiese einem kleinen Bache zu, welcher in der stillen feierlichen Nacht doppelt munter und laut über die bunten Kiesel sprang, eilte über einen schmalen Steg und schlich dann längs der Weidenbäume und Haselnußsträucher, welche an dem Ufer standen, dem Gitter des Parkes zu.

Sie verbarg sich in einem Gebüsch, von dem aus sie das rückwärtige Thor des Schloßgartens unausgesetzt im Auge behalten konnte, und schien hier etwas zu erwarten. Es währte nicht lange, so näherte sich ein Reiter vorsichtig dem Gitter und hielt an dem Thore, er blickte um sich, steckte den kleinen Finger in den Mund und ahmte den Schlag eines Finken nach. Einige Zeit blieb alles stille, dann gab ein Finkenschlag Antwort. Der Reiter war mit derselben offen-

bar zufrieden, denn er verharrte in seiner Stellung.

Wieder nach einer Weile sang das Thor kläglich in seinen rostigen Angeln und der französische Castellan trat heraus, lüftete seinen Hut und erstattete dem Reiter irgend eine Meldung. Das Gespräch der Beiden schien dem Pferde desselben offenbar zu lange zu werden, denn es machte plötzlich eine Wendung und drehte sich mit seinem Reiter ganz herum, so daß im hellen Mondlicht unter dem weißen Mantel die glänzende französische Dragoneruniform sichtbar wurde. Nachdem noch einige Worte gewechselt worden waren, entfernte sich der Cavallerist rasch, nahm jedoch seinen Weg nicht auf der Straße, sondern mitten durch Feld und Wiesen, welche den Hufschlag seines Pferdes vollkommen verschlangen.

Der Castellan blickte nach allen Seiten aus und nachdem er nichts Verdächtiges entdeckt hatte, kehrte er in den Park zurück.

Die hübsche Bäuerin verließ jetzt ihr Versteck und kehrte eilig auf die Straße zurück; sie vergaß alle Vorsicht und lief mitten auf derselben vorwärts in der Richtung des Lagers, doch hatte sie nur zu bald den Athem verloren und mußte sich auf den hölzernen Stufen vor einer schmerzhaften Mutter Gottes, welche

den gekreuzigten dornengekrönten Sohn im Schooße hielt, niederlassen. Sie saß noch nicht lange, als wieder ein Reiter, diesmal jedoch die Straße vom Lager her, auf das Schloß zukam, sorglos, ein Liedchen summend, im leichten Galopp, und das Gold seiner rothen Uniform ohne Scheu im Mondlicht blitzen lassend. Es konnte nur Marlborough sein, der leichtsinnige, ritterliche Marlborough, der wie einst der Bage Churchill, ohne Furcht und ohne Vorsicht zu einer Schäferstunde eilte.

Als er noch fünfzig Schritte von dem Muttergottesbild entfernt war, sprang die hübsche Bäuerin auf und eilte ihm entgegen. Der Herzog parirte sein Pferd und blickte mit lächelndem Erstaunen auf die reizende Erscheinung, welche ohne ein Wort zu sprechen, den Finger auf den Mund legte und ihm mit der anderen Hand ein Zeichen gab, umzukehren.

„Ich soll zurück“, begann der Herzog, „und weshalb?“

„Es droht Ihnen Gefahr.“

„Gefahr? — Von Deinen schönen Augen, Kind, nicht so? Zwei Abenteuer für eines; in dieser Nacht muß ein besonders glücklicher Stern auf mich herunter leuchten.“

„Scherzen Sie nicht, Herzog“, fuhr die Bäuerin

fort, „Sie setzen nicht allein Ihre Person, sondern den ganzen Erfolg dieses Krieges auf das Spiel.“

Marlborough sah die hübsche Sprecherin einen Augenblick starr an und nahm dann seinen Hut ab. „So politisch kann nur eine Frau sprechen --- Gräfin Altan“

„Kehren Sie auf der Stelle um“, fuhr die Altan fort, „ich habe die Gräfin Rabatin im Verdachte, daß sie den Lockvogel abgibt, der Sie in das Netz unserer Feinde ziehen soll.“

„Welche Vermuthung“, rief der Herzog, „wie kommen Sie auf eine so romanhafte Kombination?“

„Wenden Sie Ihr Pferd, ehe es zu spät ist, die Erklärung werde ich Ihnen nicht schuldig bleiben.“

„Nein, Madame, so leichten Kaufes gibt Marlborough die Aussicht auf einen Sieg nicht auf!“

„Dann sehen Sie dieses Blatt!“ — sie reichte ihm den Streifen Papier, den sie von der Toilette der Rabatin an sich genommen hatte.

Der Herzog kehrte sich gegen den Mond, um lesen zu können. „Die Unterschrift Marfin's“, sagte er dann.

„Es ist ein Stück von einem Briefe, den die Gräfin heute Morgen empfing und jetzt eben sah ich einen französischen Dragoneroffizier mit dem Castellan an der Pforte des Parks sprechen.“

„Unmöglich!“ rief der Herzog.

Die Altan zuckte die Achseln. „Meine Mission ist zu Ende“, sprach sie, „Sie werden mir glauben, wenn es zu spät ist. Gott beschütze Sie.“ Mit einem elastischen Sprunge war sie im nächsten Augenblicke jenseits des Straßengrabens und verlor sich in den Gebüsch, welche den Rand der benachbarten Wieße nach allen Richtungen hin umsäumten.

Marlborough blickte ihr zuerst einige Zeit betroffen nach, dann gab er seinem Pferde die Sporen und galoppierte dem Parke zu. Kaum war er hinter den Bäumen der Allee verschwunden, so kam die Gräfin vorsichtig aus ihrem Verstecke hervor, jedoch nur um sich noch schneller als das erste Mal hinter das schützende Laub zurück zu ziehen, denn wieder tönte Hufschlag. Diesmal war es ein ganzer Trupp, der plötzlich zwischen den Pappeln auftauchte, auf die Straße herausbog und langsam auf das Schloß zu ritt. Die Altan sah deutlich die Uniformen der französischen Dragoner, und die gezogenen Säbel in ihren Händen blitzen; die Angst beklemmte ihr die Brust, sie wagte es nicht, sich zu bewegen, kaum zu athmen. Als die feindlichen Reiter an ihr vorbei waren, wendete sie sich erst rasch dem Parke zu; eine plötzliche unbewusste Regung Marlborough zu Hilfe zu eilen, war es, welche

sie in dieser Richtung trieb, aber sie besann sich nach wenigen Schritten, blieb stehen und in dem Augenblicke, wo sich der Gedanke den Herzog zu retten, scharf und deutlich in ihrem klugen Köpfchen aussprach, wußte sie auch schon blitzschnell, daß Rettung nur bei dem etwa eine Viertelstunde vom Schlosse entfernten englischen Vorposten zu suchen sei. Sie kehrte also um, setzte auf die Straße hinüber und lief, so rasch sie nur konnte, dem Lager zu. Diesmal besiegte die Angst die weibliche Schwäche; statt zu erlahmen wuchs ihre Kraft im Vorwärtseilen, sie verlor auch nicht den Athem, Cherubimflügel schienen sie zu tragen. Mit einem Male tönten Schüsse in ihrem Rücken, sie erschrak und hielt inne, jedoch nur um sofort wieder weiter zu fliegen, aber sie hörte jetzt auch den Galopp eines Pferdes hinter sich auf der Straße und hörte ihn, trotz ihrer verdoppelten Eile näher und näher kommen; endlich erlahmte sie und bei dem Versuch, dem Verfolger zu entgehen und von der Straße auf das benachbarte Feld hinüber zu springen, sank sie in dem Graben zusammen.

Noch einmal richtete sie sich auf, aber in dem Augenblicke war auch schon der Reiter zur Stelle und hielt sein Pferd an.

„Sie sind es, Gräfin?“ rief eine bekannte Stimme.

Es war Marlborough, welcher sofort aus dem Sattel sprang und die am ganzen Leibe bebende junge Frau aufrichtete. „Silen Sie“, sprach sie in einem Tone, der mehr vom Befehle als der Bitte an sich hatte, „nicht mir droht Gefahr, sondern Ihnen, suchen Sie die Vorposten zu gewinnen, ich bedarf Ihres Armes nicht, ich helfe mir selbst davon“ — Sie ließ ihm nicht einmal Zeit zu antworten, sondern eilte in das Gebüsch, in dem sie im nächsten Augenblicke verschwunden war.

Der Herzog blickte ihr betroffen nach, dann bestieg er rasch sein Pferd und sprengte davon.

Bald kamen ihm die französischen Reiter in kurzem Galopp nach, als sie ihn aber weithin nicht mehr entdecken konnten, machten sie Halt, beriethen sich untereinander und kehrten dann wieder um — die Gräfin athmete auf.

Nach einiger Zeit erschien ein Trupp englischer Gardereiter, welche mit verhängten Zügeln auf das Schloß zu ritten, sie fanden dasselbe jedoch vollkommen leer. Mit den feindlichen Dragonern waren auch die Verräther, die schöne Rabatin und der französische Castellan, verschwunden.

Indeß suchte der Herzog selbst die Gräfin Allan. Er ritt auf der Straße hin und her, er durchstreifte

die Felder, Wiesen und Gebüsche, welche sich zu beiden Seiten derselben hinzogen, ohne sie zu finden. Endlich tönte ein lautes: Wer da? durch die stille Nacht. Eine innere Stimme sagte Marlborough, daß es der Gräfin galt, er gab seinem Pferde die Sporen und kam eben an, als wieder einer seiner Grenadiere auf sie feuern wollte. Er schlug dem wachsamem Manne den Flintenlauf in die Höhe und bot der unerschrockenen Frau sein eigenes Pferd an.

Die Altan dankte mit einem stummen Kopfschütteln.

„Sie sind mir böse, Gräfin“, begann der Herzog in seiner sicheren, leichten Art.

Sie nickte.

„Böse, weil ich so leichtfertig mein Leben auf das Spiel gesetzt habe“, fuhr Marlborough herzlich fort.

„Nicht Ihr Leben, Herzog“, gab die stets schlagfertige kleine Frau zurück, „sondern das Leben des kommandirenden Generals, des Siegers in so vielen Schlachten.“

Marlborough biß sich in die Lippe, er fand lange keine Antwort und als er sie endlich fand, war die schöne Altan verschwunden.

* * *

Es war ein herrlicher kühler Morgen, als Gräfin Altan am folgenden Tage, dem 11. August 1705, herausging, um sich in der Natur, welche sie wie alle Damen jener gespreizten, verdrehten, unnatürlichen Zeit leidenschaftlich liebte, von dem frischen Sommerwinde die Sorgen vom Herzen wegfächeln zu lassen. Sie hatte noch nicht Toilette gemacht, was ihr sehr zu Statten kam: ihre feine Gestalt hatte daher nichts von einem der barock zugestuzten Bäume von Versailles an sich, und ihr Kopf mahnte nicht im Entferntesten an das Modehündchen, den Bologneser. Ihre Locken fielen, nur von einem blauen Bande gehalten, frei und üppig auf die bloßen Schultern. Ein weißes Kleid mit weißem couvrirten Aufputz ließ sie ausnehmend schlicht, reizend und jugendlich erscheinen. Gegen die Sonne, welche über die tiefgrünen Wipfel des Waldes herüber ihre ersten heißen Strahlen in die Ebene warf, schützte sie sich durch einen großen, mit Schwanenflaum garnirten Fächer. Sie eilte so rasch es nur anging durch die Straßen der Zeltstadt, sprang an den Vorposten vorüber, die ernstesten Schnurrbärte freundlich grüßend, und ließ sich draußen, wo kein Mensch war und daher auch kein Soldat, auf einem Feldrain nieder. Hier saß sie, ohne etwas zu denken oder zu erwägen, ganz nur von der Seligkeit erfüllt,

welche ihr die anmuthige Landschaft, die Würze der kräftigen Luft erregte, athmete und athmete wieder, schaute und wurde nicht satt zu schauen, die gelben Saatfelder, welche Niemand zu schneiden dachte, deren Aehren sich unter dem Fruchtsegen zur Erde neigten, die fernern weißen Dächer, die blauen Säulen, welche hie und da aus denselben emporstiegen, die grünen Wiesen wie Sammet gespannt, wie Smaragd leuchtend, den Fluß, von dem leichte Nebel aufwärts zogen gleich durchsichtigen Spitzenschleiern, den Golddunst, der über der Erde geheimnißvoll webte, die glitzernden Nege, mit denen die Sonne Alles so festlich überzog, den blauen Himmel, in dem einzelne kleine Wölkchen schwammen, wie Schwäne in einem klaren See, sie sah aus dem Lager Flinten blitzen, sah die Mündungen der Geschütze gleich schwarzen Zielscheiben vor die weißen Zelte geheftet, und sie horchte auch von Zeit zu Zeit bald dem munteren Liedchen, das ein Cürasfier sang, und dem Wiehern des Hengstes, den er striegelte, bald den Vercken, die sich nah und ferne aus den Feldern in den Himmel erhoben und jubelten, bald dem silberhellen Wasser, das unmittelbar zu ihren Füßen mit Kieseln spielte und die Berggipfeln nicht am Ufer mit Tropfen bewarf, die dann in der Sonne wie Edelsteine bligten. Sie war so verloren in dieses

süße Achnen, dieses selige kindliche Schauen und Horchen, daß sie den Schritt nicht hörte, der sich ihr näherte, noch das Klirren des Sporens.

Als daher eine wohlbekannte schöne Menschenstimme so ganz plötzlich zu ihr sprach, schrak sie zusammen und blickte mit ihren großen Augen erstaunt auf, etwa wie ein Reh, das auf einer einsamen Waldwiese ruht und unerwartet einen Menschen aus dem Dickicht treten sieht.

„Es scheint Ihnen nicht eben angenehm, Gräfin, mich zu sehen“, begann Marlborough, der schüchtern fast wie ein Bage vor der kleinen Frau stand.

„Ich habe Sie nicht erwartet, Herzog —“

„Sie sind mir böse?“

„Gewiß, sehr böse.“

„Nun, dann strafen Sie mich, in Gottes Namen, und zwar recht grausam, damit Sie mir dann um je eher vergeben.“

„Ich vergebe sehr schwer Unbesonnenheiten, bei — Männern, bei Generälen; einem Cornet oder Studenten mögen sie ganz gut zu Gesichte stehen.“

„Strafen Sie mich also“, flehte der Herzog.

„Nein, nein.“

„Weshalb nicht?“

„Weil ich Ihnen dann nicht mehr zürnen dürfte.“

„Wie unerbittlich!“

„Ich behandle Sie viel zu milde, Herzog“, fuhr die schöne Frau, in der That erregt, mit heißen Wangen und fliegender Brust fort, „wenn ich Ihre Königin wäre, würde ich Sie absetzen.“

„Wirklich!“

„Sie sind kein Mann, dem man eine Armee, dem man das Schicksal eines Krieges anvertrauen kann.“

„Da wäre also eine Strafe gefunden, Gräfin“, fuhr Marlborough fort, „ich erkenne Sie hiermit feierlich als meine Königin an, und gebe mich ganz in Ihre kleinen Hände, ach! was haben Sie für wunderschöne Hände —“

„Wir sprechen von Ihrer Bestrafung, Marlborough“, unterbrach ihn die Altan rasch und mit großem Ernst. Wie sie jetzt ihre Brauen zusammenzog, erschien sie dem Herzog in der That eines Thrones würdiger, als die schwache verliebte Anna, und er beeilte sich zu versichern, daß er sich vollkommen als ihren Untertban betrachte.

„Ich bin nicht scherzhaft gestimmt“, sagte sie.

„Ich auch nicht.“

„Sprechen Sie mithin ernsthaft!“

„Vollkommen ernsthaft, ich gebe mich in Ihre Hände.“

„Herzog!“

„Vollkommen ernsthaft, und bestrafen Sie mich also, Sie haben mehr Talent zum General wie ich. Ich stelle mich unter Ihre Befehle.“

„Herzog“, erwiderte die schöne Frau, nachdem sie ihn lange angesehen hatte, „wollen Sie mich verfühnen?“

„Um jeden Preis.“

„Ihr Wort?“

„Mein Wort.“

„Gut, ich bin in der Laune, Sie zu bestrafen, ich nehme also die Macht, welche Sie mir eintäumen, an.“

„Sehen Sie in mir Ihren Unterthan.“

„Einen pflichtvergessenen General“, sprach die Gräfin, indem sie sich rasch erhob und den Kopf mit den blitzenden Augen imponirend zurückwarf, ihre sanfte Stimme klang wunderbar energisch.

„Der sich unter Ihre kleinen Füße wirft“, lächelte Marlborough, „und sich darauf freut, von denselben getreten zu werden.“

„Dem jedoch dieses Vergnügen nicht zu Theil wird“, lächelte die Gräfin.

„Sondern?“

„Ihr Ehrenwort, daß ich jetzt zu befehlen habe“,

erwiderte sie mit energischer Stimme, mit einer Stimme, die keinen Späß zu verstehen schien.

„Mein Ehrenwort.“

„Gut, sehr gut“, fuhr die schöne Frau fort, „ich bestrafe Sie also auf der Stelle und setze Sie für vierundzwanzig Stunden ab.“

„Nur für vierundzwanzig Stunden?“

„Vierundzwanzig Stunden unter den Befehlen einer Frau! Fragen Sie erst, Herzog, ob Sie das aushalten. Aber geben Sie mir Ihren Arm, wir haben Eile.“ —

Sie schritten im lebhaften Tempo dem Lager zu, die junge zarte Frau schien Flügel zu haben an den kleinen Füßen. „Senden Sie sofort nach der Baronin Willstorf“, sagte sie kurz und ohne Umschweife, „ich brauche eine Gardedame, ich bin bereit, dem deutschen Vaterlande Alles zu opfern, nur nicht meinen guten Ruf und es sind böse Zungen in dem Lager. Senden Sie auch nach Ihren Offizieren. Ich habe wichtige Befehle zu erteilen. Sie aber, Herzog, verbannen sofort Alles, was selbstständiger Gedanke, eigener Wille oder persönliches Gefühl heißt —“

„Alles und Jedes, nur dieses einzige mächtige Gefühl für Sie nicht“, rief Marlborough.

„Sie sind fortan nur noch eine Marionette“, fuhr

die Gräfin so gleichgiltig fort, als hätte sie die Worte des Herzogs überhört, „verstehen Sie wohl, meine Marionette!“

„Ich verstehe.“

Vor dem Zelte Marlborough's angelangt, setzte sich die Gräfin auf einen Feldsessel, der zufällig da stand. „Lassen Sie einen zweiten Stuhl bringen“, befahl sie, „einen Tisch und Schreibzeug.“ — Schon war einer der Adjutanten des Herzogs davongeeilt, um die Baronin zu holen, ein anderer, um die Offiziere des Hauptquartiers zu versammeln, jetzt brachte ein Knecht Stuhl, Tisch und Schreibzeug.

„Schreiben Sie!“

Marlborough nahm an dem Tisch Platz, faltete einen Bogen Papier und ergriff eine Feder.

„Ordre an —“ diktierte die Gräfin, „welcher Ihrer Generale hat diese Nacht Bereitschaft gehabt?“ fragte sie sich unterbrechend.

„Churchill.“

„Wie viele Truppen sind somit marschbereit?“

„Zwanzig Bataillone.“

„Also“ — sie fuhr fort zu diktiren — „Ordre an den General Churchill, sich sofort mit den zwanzig Bataillonen, welche marschbereit sind, in Bewegung zu

setzen und so schnell als nur möglich mit dem Prinzen Eugenius zu vereinigen.“

Marlborough warf einen seltsamen Blick auf die Altan, sie bemerkte ihn nicht. „Haben Sie zu vereinigen?“ sagte sie.

„Ja.“

„Also Ihre Unterschrift.“

Marlborough unterzeichnete.

„Sofort zu übergeben“, fuhr die Gräfin fort, nachdem sie die Ordre überflogen hatte. Marlborough rief eine Ordonnanz herbei, welche wenige Augenblicke später mit dem Befehl davon sprengte.

„Schreiben Sie!“ befahl wieder die schöne Frau.

„Zu Befehl!“

„Ordre an sämtliche Generale des alliirten Heeres, sich auf der Stelle marschfertig zu machen, und das Lager abzubrechen. Alles so eilig wie nur möglich.“ Sie blickte auf ihre Uhr, welche eine kleine Birne mit grünen emailirten Blättern darstellte. „Wir haben sechs Uhr. Schreiben Sie: Um 10 Uhr wird abmarschirt.“

„Aber —“

„Haben Sie?“

„Ja.“

„Unterschreiben Sie!“ Nachdem der Herzog ge-

horcht hatte, fuhr sie fort: „Diese Ordre ist sofort an sämtliche Generale auszufertigen und denselben schleunigst zuzustellen.“ Eine Minute später saßen fünfzehn Offiziere an fünfzehn Tischen, und fünfzehn Federn trugten über das Papier. Nun kam die Baronin angerückt, stramm wie eine Grenadierkolonne, daß der Boden zitterte. „Was gibt es denn so früh?“ fragte sie.

„Wir marschiren ab, süße Freundin“, rief die Altan, „und morgen, spätestens übermorgen liefern wir eine große Schlacht.“

„Die Schlacht wird — wenn Sie so fortfahren, Majestät — unvermeidlich sein“, sagte Marlborough ernster als bisher.

„Verlassen Sie sich darauf, daß sie morgen schon unvermeidlich sein wird“, spottete die Gräfin.

„Es lag zwar in meiner Absicht, mich mit Eugen zu vereinigen“, fuhr der Herzog fort, „aber ich fürchte, Sie übereilen —“

„Ruhig, Marionette!“

Der Herzog schwieg. Die große Baronin, die von dem Allen kein Wort verstand, glogte ihn mit offenem Munde an. „Kommen Sie, wir wollen Toilette machen!“ damit riß sie die Altan aus ihrem Erstaunen und mit sich fort.

Es dauerte indeß nicht allzu lange, und der Her-

zog sah die beiden Damen zu Pferde zurückkehren, beide in Amazonen verwandelt, die Willstorf auf einem riesigen schweren Holsteiner, der einem weißen Elephanten gleich, während sich die schöne Altan auf einem schlanken schwarzen Ungarroffe schaukelte und in ihrer fließenden grünen Robe und dem spanischen Hütchen mit der wehenden weißen Feder, das sie so muthig aufgesetzt hatte, so hinreißend schön war, daß Marlborough dieselbe Empfindung hatte, wie einer, den eine Kugel in das Herz trifft. Sie betrachtete ihn lächelnd, sie wußte, daß sie ihn bezauberte und sie wollte ihn bezaubern, sie spielte jetzt zugleich mit der Reitgerte und mit seinem Herzen.

„Ich reite mit Churchill“, sprach sie, „Ihre Aufgabe, Herzog, ist es, uns recht bald nachzukommen.“

„Wie, Sie verlassen mich?“ schrie Marlborough auf.

„Bin ich nicht Ihre Königin?“

„Allerdings.“

„Sie haben also weiter nichts zu thun, als zu gehorchen.“

„Aber ich werde vor Sehnsucht nach Ihnen sterben.“

„Sehnen Sie sich wirklich so sehr nach mir und meiner Gesellschaft“, rief sie, sich schalkhaft zu ihm neigend, „dann weiß ich guten Rath. Golen Sie uns

schnell ein, marschiren Sie rasch, Herzog, marschiren Sie rasch!“ Sie grüßte und schon tanzte das feurige Thier mit ihr davon. Marlborough blickte ihr nach, wie verzücht. Ach, sie wiegte sich so schön im Sattel, so verführerisch, wie er noch keine Dame auf ihren Polstern hingegossen sah!

„Marschiren Sie rasch“, rief sie noch einmal über die Achsel zurück, dann sah er nur noch ihre weiße Feder schaukeln über den niederen Zelten.

„Marschiren Sie rasch“, klang es ihm noch im Ohr mit ihrer süßen, schalkhaften Stimme, „marschiren Sie rasch!“

* * *

Marlborough marschirte nun in der That sehr rasch, denn er bewirkte noch an demselben Abend seine Vereinigung mit Eugen. Es war eine große denkwürdige Stunde, als sich die beiden Heere mit tausendstimmigem Hurrah begrüßten. Die Preußen, Oesterreicher, Dänen, welche der edle Ritter befehligte, eilten aus den Zelten und schüttelten den vorbeimarschirenden Engländern und Reichstruppen die Hände, während die beiden großen Feldherren sich herzlich umarmten und dann zusammen in das Lager einritten. Vor dem Zelte, das für Marlborough aufgeschlagen war, erwarteten die Damen den galanten Helden. Er sprang vom

Pferde und eilte auf die Altan zu, welche ihn mit ihrem hinreißenden Lächeln willkommen hieß.

„Nun, ist meine Majestät mit mir zufrieden?“ rief er heiter.

Die Gräfin nickte ihm zu und gab ihm die kleine bebende Hand, die er zärtlich küßte. „Ich lobe Sie, Herzog, aber noch ist Manches von Ihrer Seite zu leisten, ehe ich Ihnen ganz vergebe.“

„Befehlen Sie nur.“

„Bis morgen früh sechs Uhr bin ich Oberkommandant“, neckte ihn die schöne Frau.

„Auch dann, Gräfin, für immer, wenn Sie es wünschen.“

„Marschall Tallard steht uns gegenüber, eine Schlacht ist nicht zu vermeiden“, fuhr sie fort. „Treffen Sie also Ihre Anstalten, Herzog!“

„Wir werden sofort einen Kriegsrath halten“, erwiderte Marlborough.

Die Gräfin kräuselte spöttisch ihren rothen Mund. „Einen Kriegsrath“, sprach sie, „muß das sein?“ Sie blickte auf Eugen.

„Es ist so in der Ordnung“, sagte der Prinz von Savoyen.

„Nun, dann halten wir also Kriegsrath“, nahm die Gräfin feufzend das Wort, „aber ich kenne die

militärischen Perücken. Ein Soldat, ein Mann ist nicht bedenklich, wo es die Ehre seines Vaterlandes, wo es Kampf und Sieg gilt, aber diese Professoren der edeln Kriegskunst sind vor lauter Theorie und Wissenschaft zu keiner That zu vermögen. Ich kann es mir lebhaft vorstellen, wie das sich machen wird. „Wo stehen die Franzosen?“ fragt der Soldat. „Bei Höchstädt,“ sagt der Kriegsrath und die Perücken stimmen zu. „Wo liegt Höchstädt?“ fragt der Soldat, der Mann, „damit wir wissen, wo wir sie zu schlagen haben.“ — „In einer starken Position,“ sagen die Perücken. „Um so besser,“ sagt der Mann, „da halten sie uns Stand.“ — „Die Position ist nicht zu nehmen,“ sagt der Kriegsrath. Ah! gehen Sie mir, Herzog, was fragen Sie bei den Perücken an, wo es kühn zu denken, wo es rasch zu handeln gilt? Sind Sie ein Mann?“

„Bei Gott, ich weiß es nicht mehr, Gräfin“, rief der Herzog. „Ich könnte Verse machen und sie zur Guitarre singen, im Mondschein schwärmen, träumen, seufzen. Bin ich ein Mann? Kann ich eine Schlacht befehligen? O! stände ich im Felde mit Englands und mit Deutschlands Macht, Sie allein — Sie mit Ihrem kleinen Fächer würden mich in die Flucht jagen. Ein verliebter Knabe bin ich, ich liefere keine Schlacht.“

„Herzog, sind Sie bei Vernunft?“

„Ich glaube nicht.“

Eugen blickte betroffen bald auf Marlborough, bald auf die Gräfin.

„Beherrschen Sie sich doch“, sagte diese leise zu dem Herzog, „was soll die Welt von uns denken!“

Marlborough verneigte sich und eilte, Anstalten zu treffen, um so bald als nur möglich sämmtliche Generale der Allirten in seinem Zelte zu einem Kriegsrathe zu vereinigen. Eine Stunde später waren Alle beisammen, eine glänzende aber äußerst curiose Versammlung. Man sah alle erdenklichen Uniformen durcheinander gemischt und dazwischen die hellen Gewänder der Frauen. Die meisten saßen auf Feldseffeln um einen langen mit Karten bedeckten Tisch, Eugen mit seiner hohen Lockenperücke, unter der sein schmales, gelbes, runzliches Gesicht noch mehr zusammen zu schrumpfen schien, Marlborough schön und ritterlich wie immer, der Herzog von Württemberg, der Herzog von Holstein, der die Hannoveraner befehligte; neben dem rothen Rock des englischen Infanterie-Generals Rowe sah man Sir Lumley, den Reiterführer, als blauen Dragoner, an der Seite der Gräfin Trautmannsdorf, den Prinzen von Hessen in hirschledernen Hosen, Fuchstiefeln mit Pfundsohlen, weißem Rock und Camisol, den Pallasch an der Seite, Alles, wie es damals die kaiserlichen

Reiter trugen; ein blauer, mit Gold verschmückter Hufaren-Dolman erschöpfte sich in Artigkeiten gegen eine weiße, in Rosenbouquets reich gestickte Seidenrobe, welche der Lady Magendie angehörte. Auf einem türkischen Divan, den man aus einem Schlosse in der Nähe entführt hatte, hatte sich die Gräfin Altan mit dem General Churhill niedergelassen.

Man war so ziemlich vom ersten Augenblicke an einig, daß eine Schlacht geliefert werden müsse, aber während Marlborough und Eugen für den Angriff stimmten, wollten sich sämtliche anwesende deutsche Fürsten und einige der englischen Generale auf die Vertheidigung beschränken. Die letzteren hielten die französische Position für unangreifbar, und die französisch-baierische Armee für zu sehr überlegen.

Man schätzte dieselbe nicht übertrieben auf sechzig Tausend Mann und neunzig Kanonen, während die vereinigte Armee Marlborough's und Eugen's nur fünfundfünfzig Tausend Mann mit fünfzig Kanonen zählte. Zudem hatte Tallard eine kompakte Masse von fünfundvierzig Tausend Franzosen unter sich, während das allirte Heer, hant genug, aus Engländern, Preußen, Oesterreichern, Württembergern, Dänen, Holländern, Hannoveranern und Hessen zusammengewürfelt war.

„Meine Gründe für den Angriff“, sagte Prinz

Eugen, „sind bald erschöpft, aber ich denke, daß sie schlagend genug sind. Der feindliche Plan zielt dahin, alle seine Kräfte hier zu vereinigen, und dann in das Herz Deutschlands vorzudringen. Im Augenblicke ist die Situation die für uns verhältnißmäßig günstigste. Willeroi ist allerdings bis in die Moselgegend gelangt, aber Vendome, der seinen Weg aus Oberitalien über Tirol genommen, ist nicht im Stande, den Brenner zu überschreiten. Ein Courier hat mir die Nachricht gebracht, daß die braven Tiroler sich erhoben haben, und den Franzosen jeden fußbreit Landes streitig machen. Vendome ist trotzdem bis Brigen gekommen, vermag jedoch nicht weiter vorzudringen. Tallard ist also in diesem Momente noch isolirt und nur jetzt ein Erfolg möglich.“

Die militärischen Berüchten sprachen hierauf viel von Strategie, sie holten ihre Exempel aus der Bibel und aus den Werken der Alten, sie räusperten sich und husteten und demonstirten, aber Eugen faßte sie bei ihren guten deutschen Herzen, die trotz aller Theorie warm genug unter ihren goldberänderten Camisols schlugen, und endlich stimmten sie Alle für die Schlacht, für den Angriff.

„Wer soll das Oberkommando führen?“ fragte der Herzog von Württemberg.

„Wer anders, als der Herzog von Marlborough!“
rief Eugen.

„Wer anders als Prinz Eugen von Savoyen!“
rief Marlborough.

Zwischen diesen beiden großen Männern bestand nicht die mindeste Eifersucht, beide waren nur von dem einen Gedanken erfüllt, zu siegen, dem Uebermuth Frankreichs, der Eroberungsgier Ludwigs XIV. Schranken zu setzen. Die beiden edeln Kriegsgenossen, sich an Aufopferung und Höflichkeit überbietend, wären nie zu einem Resultat gekommen, wenn nicht eine kluge Frau den Knoten gelöst hätte.

„Ich mache den Vorschlag, daß der Herzog und Prinz Eugen Tag für Tag abwechselnd das Kommando führen sollen“, rief die schöne Altan.

Alle blickten auf sie.

„Ein vortreffliches Auskunftsmittel“, sagte Churchill.

„Das Ei des Columbus“, fügte der Prinz von Hessen hinzu.

Der Ausspruch der Gräfin wurde auf der Stelle zum Beschluß erhoben, Eugen und Marlborough drückten sich freundschaftlich die Hände.

Die Generale verabschiedeten sich.

„An welchem Tage liefern wir die Schlacht?“ fragte die schöne Altan.

„An einem Tage, wo Eugen den Befehl führt“, erwiderte Marlborough rasch, „ich vermag keine Schlacht zu leiten, wir müßten ganz gewiß geschlagen werden, wenn ich führe.“

„Welche Schwäche!“ sagte die Gräfin vorwurfsvoll.

„Geben Sie mir das Herz des Soldaten zurück, Gräfin“, flüsterte ihr der Herzog zu, „und den Kopf des Generals, dann will ich commandiren, aber so? es wäre Wahnsinn. Marlborough liefert keine Schlacht! Marlborough möchte Frieden haben mit der ganzen schönen Gotteswelt, seine Seele ist zur Idylle gestimmt, ja, ja, er folgt lieber den flatternden Bändern der Geliebten, als Englands sieggekrönten Fahnen! Der Sieger ist besiegt, der Stolze unterworfen, Marlborough liefert keine Schlacht.“ Er warf sich auf einen Sessel und starrte vor sich hin.

„Was ist dem Herzog?“ fragte Eugen, während er mit der Gräfin aus dem Zelte trat, „er ist wie verloren — ist er krank?“

„Nein, Eugen, Marlborough ist verliebt.“

„Verliebt? — in wen?“

Die schöne Frau begann zu lachen, so laut, so

herzlich, so jubelnd, daß Eugen vollkommen seine Fassung verlor.

„Ich verstehe“, stammelte er endlich, „aber dann sind Sie, Sie allein Schuld, Gräfin, wenn ein Unglück geschieht.“

Die Altan lachte noch immer.

„Aber haben Sie denn nicht so viel Patriotismus“, sagte Eugen, „um fünf Minuten ernsthaft zu bleiben und vernünftig zu reden?“

„Nein, mein lieber, unartiger Eugen“, lachte die Gräfin wieder, „aber ich besitze den Patriotismus, mich von Marlborough Lieben zu lassen, das ist zwar weder ernsthaft noch vernünftig, aber sehr nützlich, Eugen, und sehr amüßant.“

* * *

Bergebens bemühte sich Eugen, am 12. August den Herzog für den folgenden Tag, wo derselbe das Oberbefehl zu führen hatte, zum Angriff zu bewegen. Eugen befehligte das kleinere Corps, er wollte also Marlborough am Schlachttage den Ruhm der Führung überlassen. Der Herzog nahm indeß Ausflüchte über Ausflüchte, er hörte nur halb, was Eugen vorbrachte und schien ganz nur mit den Vorbereitungen zu einem Feste beschäftigt, welches er Abends den Damen zu geben gedachte. Eugen verließ ihn endlich beinahe er-

zürnt, um der Gräfin Altan Vorwürfe zu machen, aber die kleine Frau lachte wieder so herzlich und so consequent, daß der große Prinz von Savoyen die erste Niederlage in seinem Leben erlitt und einen mehr komischen als strategischen und geordneten Rückzug antrat. Er fehlte auch Abends bei dem Feste, was jedoch die Anderen nicht hinderte, fröhlich und unbesorgt zu sein.

Marlborough hatte den Park eines kleinen Schlosses, das innerhalb der Linien der Allirten lag und von seinen Bewohnern verlassen war, in eine Art Elysium verwandelt, aber freilich ein Elysium mit Perücke und Tabaksdose. Die Bäume im Geschmacke von Versailles gestutzt, trugen alle große grüne Allonge-Perücken, die Tuffstein-Grotten, welche im Dickicht zerstreut lagen, sahen sämmtlich wie krause weiße Perücken aus, welche Gott weiß woher zwischen die grünen Büsche herabgefallen waren, die Lampions in allen Farben, welche sich sinnig geordnet, gleich unzähligen Regenbogen von Stamm zu Stamm spannten, trugen Schirme wie Perücken, das Schloß hatte seine Allonge und der Tempel der Venus und die weißen Götter in den grünen Nischen der Taguswände sahen alle aus, als ob sie schnupfen würden, wenn es auch nicht ganz klar war, woraus sie schnupften, es mußte denn Mars

seinen Helm heimlich in eine große Dose verwandelt haben und die Taube der Liebesgöttin den Spaniel im Schnabel zutragen. In den Zweigen glänzten Drangen, die an Bindfäden befestigt waren, gleich den goldenen Äpfeln der Hesperiden. Ein Bach murmelte geschäftig, die Schloßuhr spielte eine Gavotte und der Mond blickte heiter auf die gepuzten Herren und Damen, welche den Feengarten durchheilten. Eine unsichtbare Musik versendete süße schmeichelnde Melodien.

In der Mitte eines von Rosengebüschchen köstlich eingefassten Platzes war ein kleiner Plan geebnet worden, der im silbernen Lichte der holden Luna gleich einem glatten Parquet schimmerte. Hier vereinigte sich die illustre Gesellschaft und Alles was schön, jung oder galant war, tanzte. Seitwärts standen kleine, hellerleuchtete Lauben für die alten Herren, welche es vorzogen, Domino, Dame oder Karten zu spielen. In einem großen türkischen Zelt wurden Erfrischungen servirt.

Man unterhielt sich vortrefflich, plauderte, lachte, medisirte, naschte und liebelte; aber Alles fein, vornehm und grazios, und als die Gesellschaft vom Tanze ermüdet schien, lagerte sich der ganze Kreis an dem blumigen Ufer des Baches und spielte: „Stirbt der Fuchs so gilt der Balg.“ Ein Rosenzweig wurde angezündet

und ging rasch verglimmend von Hand zu Hand. Gräfin Hadik reichte ihn dem Herzog von Marlborough, als er schon dem Erlöschen nahe war. „Stirbt der Fuchs so gilt der Balg“, rief der galante General und reichte den Zweig rasch der schönen Altan, doch kaum hatten ihre weißen Finger denselben berührt, erlosch er. Ein muthwilliges Gelächter begleitete den spaßhaften Augenblick.

„Seltzam“, murmelte Marlborough, „ich dachte, daß Sie nur das Geschick besitzen, Flammen zu erwecken, nicht aber zu ersticken.“

„Ich bin nur dort im Stande anzuzünden“, entgegnete die Gräfin schlagfertig, „wo nicht viel Geschick dazu gehört.“

„Ich bitte um ein Pfand, Gräfin“, sprach jetzt Sir Campbell, indem er vor die Altan hintrat und seinen Hut darreichte. Sie warf ein Armband in denselben und das Spiel ging weiter.

Als beinahe alle Anwesenden Pfänder in den Hut des jungen englischen Offiziers geworfen hatten, begann man dieselben auszulösen. Die Damen zeigten sich ausnehmend erfinderisch, neue Qualen für die Herren zu ersinnen und pikante Gelegenheiten für sich, ihren Günstlingen ihre Schuld zu beweisen.

„Was soll das Pfand in meiner Hand?“ fragte Campbell.

„Es soll in den Brunnen fallen.“

„Zu gewöhnlich!“

„Es soll in das Kloster gehen, Buße thun und warten, bis es Jemand erlöst“, entschied Gräfin Bratislaw.

„Ja! Ja!“

„Also Gräfin Altan“, rief Campbell, ihr das Armband überreichend, „wollen Sie sich bemühen —“

„Wohin soll ich gehen?“

„In die nächste Grotte.“

Die Gräfin hüpfte zwischen den Rosen durch und verbarg sich in einer Grotte, welche dem Plage, auf dem man saß und spielte, recht nahe lag, aber durch ein Netz grüner Ranken so dicht verschleiert war, daß die schöne Frau auf der weichen Moosbank in der That wie hinter einem Klostergitter saß.

„Wer soll Sie erlösen, Gräfin?“ rief die Bratislaw.

„Der Herzog von Marlborough“, gab die Altan zur Antwort.

Marlborough erhob sich. „Was habe ich zu thun?“

„Sie fragen, wie viele Thüren Sie zu öffnen haben, um die Gräfin zu befreien“, entgegnete die

Bratislaw, „und so viele Thüren sie Ihnen angibt, so oft müssen Sie die Altan küssen.“ Schon flog Marlborough davon.

„Wo sind Sie, schöne Dido?“ rief er.

„Hier“, tönte die süße Stimme der Altan.

Er blieb vor dem Eingange der Grotte stehen und fragte: „Wie viele Thüren muß ich öffnen, um Sie zu befreien?“

Die Altan hielt es für vortheilhaft, sich hinter recht viele zu verschanzen und rief laut und eilig: „Fünfzig.“

Alle lachten, während Marlborough in die Grotte trat und sich vor der klugen Frau, die diesmal so unklug gewesen war, demüthig auf ein Knie niederließ.

„Ich habe, wie es scheint, eine Thorheit begangen“, sagte die Gräfin unwillig.

„Nein, schöne Dido, Sie haben sehr weise und sehr großmüthig gehandelt, denn Sie haben mir das Recht gegeben, Ihnen fünfzig Küsse zu rauben.“

„Sie werden mich nicht küssen, Herzog“, sagte die Altan streng und verließ zugleich die Grotte.

„Wirklich nicht?“ sagte der Herzog, der ihr gleich einem Bagen folgte — es fehlte nur, daß er ihr die Schleppe trug — und er sagte es so naiv, so hübsch,

daß die Altan sich zu ihm wendete, freundlich, beinahe gnädig.

„Sprechen wir von der Schlacht, Herzog!“ fügte sie hinzu.

„Ach, sprechen wir nicht von der Schlacht!“

„Von was denn?“

„Von meiner Liebe, meiner Anbetung für Sie!“

„Sie lieben mich, Marlborough?“

„Gräfin —“

„Sprechen wir von der Schlacht, Herzog, es ist in Ihrem Interesse.“ Sie ließ sich auf einem grün sammetenen Kufensitz nieder, welcher in einer Nische des Taurus unter einem Amor stand, der seine vergoldeten Pfeile schärfte. Hier waren sie allein und doch nicht allein, der ganze lustige Kreis jenseits der Kufengebüsche konnte sie sehen, aber Niemand war im Stande, eine Silbe von ihrem Gespräche zu vernehmen.

„Gräfin, mir ergeht es nicht wie jenem glimmenden Zweige, ich brenne, sobald ich in Ihre Nähe komme, lichterloh.“

„Ich habe Ihnen dies schon erklärt.“

„Es ist keine Kunst, mich in Flammen zu setzen?“

„Nein, Sie sind sehr galant, mein lieber Herzog, und sehr flatterhaft.“

Unten auf dem Plane nahm das Auslösen der

Wfänder seinen heiteren Verlauf, unablässig tönte anmuthiges Lachen herauf.

„O wie böse Sie sein können!“ seufzte der verliebte Held.

„Darf man es denn wagen, Ihnen gut zu sein?“ fragte die Altan mit einem so reizenden Augenaufschlag und einem Lächeln um die Mundwinkel, das Marlborough erbeben machte.

„Ach! wenn Sie mich lieben könnten!“

„Soll ich Sie lieben?“ sagte die schöne Frau, „soll ich? Ich hätte beinahe Lust, Sie zu strafen, indem ich — indem ich Ihnen gestatte, mich anzubeten. Sie stolzer Held! Sieger in so viel Schlachten und so viel Doudoirs! Aber ich fürchte auch für mich. Wenn Sie mit davonsflattern, nicht für lange, aber doch davonsflattern!“

„Nein! Nie!“ schwur der Herzog.

„Die alten Römer streckten ihre Hand in das Feuer“, fuhr die Altan in feierlichem Tone scherzend fort, „und es gab Römerinnen, die Kohlen aßen. Soll ich die glühenden Kohlen der Eifersucht auf mein Herz legen? Aber das Vaterland verlangt es und so will ich denn —“

„Sie wollen mich lieben —“ jauchzte der Herzog.

„Nein, Herzog, ich vermag nicht, Sie zu lieben,

so zu lieben, wie Sie die Liebe nehmen, aber in meiner Art — vielleicht!“

„Sie geben mir Hoffnung --“

„Hören Sie mich: Satan soll die Gewalt haben, sich klein zu machen wie ein Mäuschen und wieder groß wie ein Thurm. Ich verlange von einem Manne dasselbe, er muß ein Held sein, den die Welt bewundert, aber ein Blick von mir muß ihn klein machen, so klein —“ sie hielt die Hand knapp über den Erdboden — „so klein, daß ich ihn in die Tasche stecken kann, verstehen Sie?“

„Verlangen Sie, daß ich Ihr Sklave sein soll, ich werde selig sein, Ihren Fuß auf meinem Nacken zu fühlen.“

„Das glaube ich Ihnen, Herzog, Sie haben lange genug den Sultan gespielt. Abwechslung ist reizend. Ich möchte beinahe wetten, daß Sie sich nach dem Pantoffel sehnen.“

„Ich? — nein Gräfin, dem Pantoffel würde ich mich niemals beugen.“

„Niemaß? auch dann nicht, wenn er so niedlich wäre wie dieser“, sie zog rasch den kleinen rothen Pantoffel mit dem hohen schwarzen Absatz vom Fuße und zeigte ihn Marborough; „betrachten Sie ihn mit Ehrfurcht, Herzog, es ist das Scepter, mit dem Semi-

ramis die Welt regiert hat, den Gemahl und Sohn, mit dem sie Asien und Europa unterworfen, Elephanten und Kriegsmaschinen in Bewegung gesetzt hat, es ist das Schwert, mit dem Judith den Holofernes enthauptet, es ist der Kommandostab, mein lieber Herzog, mit dem ich morgen Ihr stolzes Heer in die Schlacht führen, Ihre Bataillone zum Sturm gegen die französischen Batterien jagen werde.“

„Lassen Sie mich ihn küssen, diesen Feenschuh“, bat der verliebte Feldherr.

„Nein, nein“, — sie schlüpfte rasch hinein.

„Nicht einmal Ihren Schuh, Grausame?“

„Sie erinnern mich, daß ich Ihnen Küsse schulde.“

„Fünfzig Küsse!“

„Fünfzig Küsse“, lächelte die Altan, „das ist viel, das müssen Sie sich verdienen, Herzog!“

„Wäre das möglich?“ entgegnete Marlborough mit feiner Galanterie.

„Wir werden sehen“, fuhr die schöne, kluge Frau fort, „Sie bekommen morgen fünfzig Küsse.“

„Volle fünfzig?“

„Volle fünfzig, aber Sie müssen sie sich holen.“

„Wo und wann? Befehlen Sie nur, Gräfin!“
Bestimmen Sie Ort und Zeit des Rendezvous!“

„Werden Sie aber auch erscheinen?“

„Ich werde erscheinen.“

„Unter allen Umständen?“

„Bei meiner Ehre!“

„Gut!“ Die Altan erhob sich, ihr großes Auge haftete voll und glückverheißend auf dem Herzog.

„Und das Rendezvous?“ fragte dieser ungeduldig.

„Morgen um zehn Uhr Abends, bei der Windmühle zu Höchstädt.“

Marlborough blickte die Gräfin überrascht an und blieb einige Zeit stumm.

„Hinter den Linien der Franzosen?“ sagte er endlich, „ich verstehe. Gräfin, Sie sind ein wunderbares Weib!“ Er gab ihr vertraulich den Arm und führte sie zurück auf den Plan, mitten in den ausgelassenen Kreis. „Zu Pferde, meine Herren!“ wendete er sich zu den Offizieren, „zu Pferde, berufen Sie die Generale, das ganze Hauptquartier, wir liefern morgen Frankreich eine große Schlacht!“

* * *

Im französischen Lager zu Höchstädt war eben Theatervorstellung, die Pariser Schauspieler spielten den „Geizigen“ Molière's, als ein Adjutant dem Marschall Tallard die Meldung erstattete, eine Dame aus dem feindlichen Lager habe die Vorposten passirt und

wünsche ihn auf der Stelle zu sprechen. Der galante Marschall eilte selbst, den Schlag ihrer Carrosse zu öffnen, sie stieg aus und er erkannte beim fahlen Licht der Wagenlaternen die Gräfin Altan.

„Sie hier, Madame?“ Der Marschall strahlte vor Freude, er hielt die Lage Eugen's für eine verzweifelte und sah in der klugen Frau einen weiblichen Diplomaten, den man abgeschickt hatte, um mit ihm zu unterhandeln.

„Ja, Marschall, wie Sie sehen“, lächelte die Altan, „ich habe mit Ihnen zu sprechen.“

„Wollen Sie sich in meine Loge bemühen?“

„Gerne.“

Der Marschall gab ihr seinen Arm und geleitete sie zu dem rothsammetenen Fauteuil, der an der Brüstung stand, er selbst nahm ihr zur Seite Platz. Das Theater war in allen Räumen gefüllt, in den Logen saßen die Damen der Armee und die Pariser Kofetten in geschmackvoller grande parure, die Sitze und das Parterre nahmen die Offiziere ein, auf der Gallerie bejubelten die Soldaten den Humor und Witz Molières. Alle Lognetten richteten sich auf die Altan.

„Sie ist hübsch und sogar elegant“, sagte eine Dame zu der andern, „aber es fehlt ihr die Pariser Tournure.“

„Nun Madame, ich stehe zu Diensten“, begann der Marschall.

„Es ist eine zarte Angelegenheit, in der ich Ihre Liebenswürdigkeit in Anspruch nehmen muß“, sagte die Altan.

„Ich bin diskret.“

„Also hören Sie, Marschall. Ich habe dem Herzog von Marlborough für morgen Abend ein Rendezvous gegeben —“

„Veneidenswerther Marlborough!“

„Ein Rendezvous, Marschall, bei der Windmühle zu Höchstädt. Und da wollte ich Sie denn bitten —“

„Daß ich mich zurückziehen soll —“

„Nein Marschall, daß Sie sich schlagen lassen.“

Tallard lächelte. „Sie wollen mich glauben machen, Madame, daß Eugen uns morgen angreift?“

„Eugen vereinigt mit Marlborough.“

„Ich glaube nicht, daß diese Vereinigung stattgefunden; meine Spione berichten mir, daß der General Churchill —“

„Lassen Sie Ihre Spione aufhängen, Marschall.“

„Angenommen, daß es so wäre, wie Sie sagen, Madame, so sind Marlborough und Eugen nicht stark genug, um Positionen wie die unsern anzugreifen oder gar nehmen zu können. Sie werden mir daher nicht

zürnen, wenn ich an die Schlacht, welche Sie mir für morgen ankündigen, nicht glauben kann.“

Die Altan zuckte die Achseln, sie hatte ihren Zweck erreicht, sie wußte, daß Tallard umsoweniger an die Schlacht glauben werde, je offener sie von derselben spreche. „Aber Sie gestatten mir doch wohl, Marschall, der Schlacht von der Windmühle aus zuzusehen und Marlborough dort zu erwarten?“

„Mit Vergnügen, aber ich fürchte, daß Sie vergebens warten werden.“

„Nous verrons!“

Die schöne Frau begann hierauf das Publikum zu mustern und auch den Schauspielern einige Aufmerksamkeit zu schenken. Tallard saß wie auf Kohlen. Das sichere Wesen der Altan verrieth dem gewiegten Diplomaten, daß etwas im Anzuge sein müsse, aber an das Nächste, an den Kampf wollte er nicht glauben, und erschöpfte sich daher in den wunderlichsten Combinationen. Nach dem Schlusse des Stückes wurde der Vorhang noch einmal aufgezo-gen. Es war nämlich Sitte, daß ein Mitglied vortrat und die nächste Vorstellung annoncirte. Auch diesmal erschien eine Dame, trat grazios bis an die Rampe vor und kündigte lächelnd an: „Meine Damen und Herren, mor-

gen findet wegen der Schlacht bei Höchstädt keine Vorstellung statt.“

Im Theater entstand eine heftige Bewegung. „Es scheint in der That, daß Sie gläubige Seelen gefunden haben“, lächelte der Marschall. Er führte sie darauf zu der Gräfin Tavier, welche die Altan mit offenen Armen aufnahm und ihr ein Nachtquartier anbot. Als die Damen Toilette für die Nacht machten, hörten sie Kolben vor dem Thore des Hauses niederrasseln.

„Was soll das?“ rief die Französin zum Fenster herab.

„Eine Ehrenwache für die Gräfin Altan.“

„Ah! das soll wohl heißen, daß ich eine Gefangene bin?“ lachte die Oesterreicherin. „Kostbar, wie vorsichtig der Marschall ist — Frauen gegenüber, aber an die morgige Schlacht glaubt er nicht.“ — —

Am frühen Morgen des weltgeschichtlichen 13. August 1704 verließ die Gräfin Altan, nach eingenommenen Dejeuner, mit ihrer Wirthin das Haus, um sich zu der Windmühle bei Höchstädt zu begeben. Der Prinz von Tingry hatte die Damen vor dem Thore erwartet und begleitete sie jetzt, als „Beschützer“, im Auftrage des Marschalls.

Das ganze Lager schien noch in tiefen Schlaf

versunken, als sie dasselbe durchschritten, in Feld und Wald waren bereits Hunderte fröhlicher Stimmen erwacht, Lerchen jubelten, Amseln piffen, das Gezwitzcher der Sperlinge mischte sich mit dem monotonen Zirpen der Grillen. Alles war so heiter, so frisch und friedlich, der Himmel lachte blau und wolkenlos und die goldene Sonne schien zu lachen, und der silberhelle Bach spielte muthwillig kichernd über die Kiesel hin. Ein leichter Nebel stieg aus der sumpfigen Niederung, welche zwischen dem französischen Lager und jenem der Allirten lag, ballte sich immer dichter zusammen und machte, als die Damen die Windmühle erreichten, bereits jede Aussicht unmöglich. Die Altan nahm auf einer Holzbank Platz, welche vor der Thür stand, die Gräfin Tarier zu ihren Füßen im Grase, der Prinz bot ihnen seine Bonbonnière an und erzählte Pariser Neuigkeiten.

Mit einem Male wurde im französischen Lager Rebeille geblasen, Pfeifen und Trommeln ertönten, Alles kam in Bewegung, Ordonnanzen sprengten vorbei und verschwanden nach einiger Zeit in dem dichtesten Nebel. Die Alarmkanonen wurden gelöst, es dauerte nicht lange, so kam Marschall Tallard auf seinem Falben geritten, um ihn seine Offiziere. Zugleich ertönten jenseits des Dorfes Lazingen die ersten

Schüsse. Es waren dies die Plänkler Eugen's, welche auf die französischen Vorposten und Betten gestossen waren.

„Es scheint ernst zu werden“, sagte der Prinz zu den Damen.

„Triumphiren Sie nicht“, rief Tallard von Weitem schon der Altan zu, „ich lasse mich nicht täuschen. Ihre Truppen sind uns, vom Nebel begünstigt, auf den Leib gerückt, aber dieser Angriff soll nur den Rückzug Ihrer Armee auf Nördlingen maskiren. Meine Spione melden dies —“

„Lassen Sie Ihre Spione aufhängen, Marschall!“ spottete die Altan.

Von verschiedenen Seiten kamen jetzt Reiter mit verhängten Bügeln und rapportirten, daß der Feind in dichten Colonnen anmarschire. „Es ist kein Zweifel, daß die ganze Armee Eugen's und Marlborough's gegen uns vordringt“, lautete die Meldung Rohan's. Jetzt erst begann Tallard, an den Ernst der Situation zu glauben. Er und Marsin durchritten die Zeltreihen, feuerten die Soldaten an und stellten ihre Truppen, so gut es in der Eile ging, zur Schlacht auf.

Auf dem rechten Flügel stand Tallard, an die Donau gelehnt, in dem Dorfe Blindheim, vor seiner Fronte waren sechsundzwanzig Bataillone und zwölf

Schwadronen der besten französischen Nationaltruppen postirt. Marsin, der auf dem linken Flügel die Baiern befehligte, hatte seine Flanke durch eine Reihe von Anhöhen gedeckt und Lagern stark besetzt. Im Centrum war das Dorf Obergau, der Schlüssel der Position, mit Truppen vollgepfropft. Sümpfe und zahlreiche Bäche schützten die Front der Franzosen und Baiern. Alle Dörfer waren mit leichten Verschanzungen umgeben, verbarricadirt und mit Geschütz gespickt. Die ganze Armee stand auf einer sich langsam erhebenden Anhöhe, von der aus die französischen Geschütze die Ebene beherrschten.

Als Tallard wieder bei der Mühle erschien, hatten die Geschütze bereits begonnen auf Eugen's Preußen und Dänen, welche tapfer vorrückten, zu spielen. Gegen Blindheim marschirte die englische Grenadiercolonne, Gewehr in Arm, ruhig und siegesgewiß.

„Nun, Marschall?“ rief diesmal die Altan dem französischen Feldherrn entgegen; „was sagen Sie jetzt, verdienen Ihre Spione nicht, gehängt zu werden?“

„Ich bleibe dabei, daß es ein Rückzugsgefecht ist“, erwiderte Tallard, indem er vom Pferde stieg und sich den Damen näherte.

„Ein Rückzugsgefecht allerdings“, rief die Dester-

reicherin stolz und zuversichtlich, „aber nicht für uns, sondern für Sie, lieber Marschall!“

* * *

Marlborough hatte noch in der Nacht mit Eugen den Schlachtplan entworfen. Ehe er das Zeichen zum Angriff gab, besuchte er noch jedes Regiment, jede Batterie und überzeugte sich von der Tragweite der Geschütze, dann empfing er das Sakrament, während alle Regimenter Gottesdienst hielten. Er saß von seinen Offizieren umgeben, auf dem Boden und nahm ein frugales Frühstück ein, als ein Adjutant Eugen's die Meldung brachte, daß er bereit sei. Jetzt stieg Marlborough zu Pferde. „Nun, meine Herren, auf Ihre Posten!“ rief er heiter, und die Generale, die Adjutanten galoppirten nach allen Richtungen davon.

Das Geschützfeuer wurde lebhaft und lebhafter. Die Engländer und die Deutschen, welche unter Marlborough den linken Flügel bildeten, rückten langsam bis an das Ufer der Bäche vor, während Eugen's brave Preußen und Dänen im heftigsten Feuer die breiten Betten derselben auf ihrer Seite mit Faschinen ausfüllten und ihre Artillerie auf diese Weise auf das andere Ufer brachten, wo dieselbe sofort dem Feinde zu antworten begann.

Auf diesem Flügel waren die Verluste außer-

ordentlich, zweitausend Mann waren gefallen, ehe es Eugen nur gelang, über die Bäche und Sümpfe zu kommen. Um halb ein Uhr erst war dieser Theil der Operation beendet und nun gab auch Marlborough das Zeichen zum allgemeinen Vorrücken.

Während er die Linie der Garden entlang ritt, schlug, nur wenige Schritte von ihm entfernt, eine französische Kanonenkugel ein und er wurde mit Erde bespritzt. Er verzog keine Miene, sondern ritt im Schritte weiter und sprach zu seinen Soldaten.

Die erste Linie der Engländer übersezte rasch die Bäche zwischen Blindheim und Unterglau, welche hier ziemlich schmal waren und marschirte in prachtvoller Ordnung dem feindlichen Feuer entgegen, mit fliegenden Fahnen und muthigem Trommelwirbel.

Marlborough hatte sofort die Schwäche der feindlichen Aufstellung entdeckt: die beiden Hauptpunkte derselben, die mit Truppen überfüllten Dörfer Blindheim und Oberglau lagen so weit auseinander, daß sie sich gegenseitig nicht einmal durch Artilleriefeuer unterstützen konnten und die Verbindung war, unvorsichtig genug, nur durch eine Linie Cavallerie hergestellt.

General Rowe drang im mörderischen Feuer feindlicher Bierundzwanzigpfünder an der Spitze von fünf englischen und vier hessischen Bataillonen bis Blind-

heim vor. Hier von einer Mustetensalbe empfangen und bezimert, stürmten die Draven dennoch unerschrocken vorwärts bis die Palissaden ihnen Halt geboten. Vergebens schlug der General mit seinem Degen an dieselben und forderte zum Angriff mit dem Bajonette auf, vergebens versuchten seine Leute dieselben mit den Händen herauszureißen. Die Hälfte von ihnen war gefallen, Rowe schwer verwundet, sein Oberstlieutenant, sein Major getödtet, als die französischen Gensdarmen zu Pferde sie in der Flanke angriffen. In der Unordnung, welche einriß, nahmen die feindlichen Reiter die englische Fahne, aber die tapferen Hessen eroberten sie auf der Stelle wieder zurück. Frische französische Schwadronen eilten herbei, aber schon stürzten ihnen fünf englische entgegen und warfen den überlegenen Feind zurück.

Doch immer neue französische Reiterei sprengte heran, während die Fußtruppen in den Gräben von Blindheim ein mörderisches Feuer unterhielten.

Engländer und Hessen wichen endlich in vollkommener Auflösung zurück. Marlborough's Angriff auf Blindheim hatte indeß seinen Zweck erreicht. Während die französischen Schwadronen hier beschäftigt waren, drang Churchill mit seiner Infanterie in dem Dorfe Unterglau ein und die gesammte Reiterei der Verbün-

deten, die englischen Dragoner an der Spitze, sprengten durch die Bäche und auf den schwachen Punkt der feindlichen Position zwischen Blindheim und Oberglau los. Ihnen entgegen eilte die französische Cavallerie zum Angriff. Es kam zu einem allgemeinen hitzigen Reitergefechte, das mit abwechselndem Glücke hin- und herwogte; aus Blindheim wurde auf die englischen Reiter geseuert, während Churchill's Leute in Unter-
glau die Reihen der französischen Schwadronen lichteteten. Doch Marlborough führte immer neue Massen in das Gefecht, den Engländern folgten die dänischen und hannoveranischen Reiter.

Vor Oberglau war indeß der Prinz von Holstein von dem aus diesem Dorfe debouchirenden feindlichen Colonnen zurückgeworfen, er selbst gefangen worden, seine Bataillone flohen, das Centrum der Verbündeten war durchbrochen.

In diesem entscheidenden Augenblicke sprengte Marlborough selbst mit mehreren englischen Schwadronen herbei, warf die feindliche Infanterie über den Haufen und trieb sie gegen Oberglau, während drei frische Bataillone ein heftiges Feuer in ihrer Flanke unterhielten und ein kaiserliches Reiterregiment hier den Sieg vollenden half. Eugen hatte mit dem preussischen Fußvolk eine Batterie von sechs Geschützen ge-

nommen. Die österreichische Cavallerie warf die französische auf diesem Flügel, wurde aber bald wieder zum Weichen gebracht, so daß auch Eugen mit den Preußen und Dänen retiriren mußte.

Vergebens attakirte Eugen's Reiterei noch zwei Mal, der Kurfürst von Baiern jagte sie jedesmal wieder in die Flucht.

Eugen hielt jedoch mit seiner Infanterie gegen die feindlichen Reiter unerschütterlich Stand. Immer wieder brauste die französische und bayerische Cavallerie heran, die braven Preußen feuerten kaltblütig wie auf dem Paradeplatz, während das erste Glied knieend den Pferden die Bajonette entgegenstreckte. Ein bayerischer Dragoner zielt auf Eugen, nur wenige Schritte von ihm entfernt, ein kaiserlicher Reiter hieb ihn jedoch nieder. Als die feindlichen Schwadronen sich endlich zurückzogen, war der Boden mit den Todten und Verwundeten, welche sie zurückließen, weithin bedeckt.

Marlborough führte jetzt mit gezogenem Degen drei hessische Bataillone im Centrum vor, zugleich sprengte die Reiterei der Verbündeten in geschlossenen Reihen achttausend Mann stark die Anhöhe hinan.

Die französische Cavallerie zehntausend Mann stark, hielt fest Stand, wurde aber endlich zurückgetrieben und löste sich in wilder Flucht auf.

Die Schlacht von Höchstädt war gewonnen.

Die Cavallerie der Allirten ritt neun Bataillone, welche Tallard im letzten Augenblicke hinter seine Reiter postirt hatte, nieder, und bedrohte Marsin's Schwadronen im Rücken, sodaß auch diese eilig zurückgingen.

Jetzt war die feindliche Infanterie in den Dörfern isolirt.

Eugen stürmte als der Erste mit seinen Preußen und Dänen Lezigen und trieb die Baiern mit dem Bajonett hinaus. Marsin trat hierauf mit seinem ganzen Flügel den Rückzug an und überließ Tallard seinem Schicksale. Dieser tapfere General warf sich mit größter Bravour selbst in das Getümmel, um sein Fußvolk in Blindheim zu retten, es gelang ihm auch, einen Theil seiner Reiter zu sammeln und jenseits des Lagers aufzustellen, aber dies konnte die Verbündeten nicht mehr aufhalten.

In wildem Jagen kamen die englischen, deutschen und dänischen Reiter heran und sprengten das Centrum der Franzosen vollends auseinander. Ein Theil floh gegen die Donau, der andere gegen Höchstädt. Die ersteren wurden von Marlborough theils in den Fluß gesprengt, theils gefangen, und Tallard selbst, im Dorfe Sonderheim umzingelt, mußte seinen Degen dem Prinzen von Hessen übergeben.

General Compesch verfolgte jene, die gegen Höchstadt retirirten, und machte drei Bataillone Infanterie zu Gefangenen.

Marlbrough schrieb auf der Brüstung einer Brücke mit Bleistift die Siegesbepesche und sendete dann Tallard seine eigene Equipage.

Die Verfolgung des geschlagenen Feindes durch die Reiterei währte bis in die Dunkelheit hinein.

Alle Colonnen der Engländer hatten sich gegen Blindheim gewendet, das zugleich von ihren Batterien bestrichen wurde, aber die Franzosen wehrten sich verzweifelt, und erst, als Blindheim zu brennen begann, ergaben sie sich.

Das Regiment Navarra warf seine Fahnen in das Feuer und vergrub seine Waffen.

Die Verluste waren groß, aber die Resultate des Sieges noch viel glänzender: Eugen hatte sechstausend Mann verloren, Marlbrough fünftausend, die Franzosen zwölftausend. Die Verbündeten machten zwölfhundert Offiziere und dreizehntausend Soldaten zu Gefangenen, eroberten siebenundvierzig Geschütze, fünf- undzwanzig Standarten und neunzig Fahnen.

Bei ihrem Rückzuge durch den Schwarzwald verloren die Franzosen und Baiern noch viele Tausende durch Desertion, im Ganzen bei vierzigtausend Mann.

Sie erreichten kaum zwölftausend Mann stark den Rhein und gaben alle Donaufestungen den Siegern Preis.

Die stolzen siegesgewissen Regimenter zogen jetzt in der traurigsten Verfassung über die Straßburger Brücke nach Frankreich zurück. Der große Plan Ludwig's XIV. war gescheitert, Deutschland gerettet! —

Die Damen Altan und Tarier hatten sich vor den Kugeln, welche den fliehenden Franzosen nachflogen, in das Innere der Mühle geflüchtet.

Es war noch nicht zehn Uhr, als Marlborough anlangte, vom Pferde stieg und mit seinem Degen an die Thür pochte.

„Wer ist da?“ fragte die Altan unerschrocken.

„Gut Freund!“

Sie öffnete und schon lag der Sieger von Höchstädt zu ihren Füßen.

„Da bin ich, Gräfin“, rief er von Glück und Freude strahlend, „Sie sehen, ich habe Wort gehalten, werden Sie mir nun das Ihrige halten?“

Die Gräfin hob ihn auf und blickte zu ihm empor mit einem Blick voll Liebe und voll edlen Stolzes. „Ja, Herzog“, sagte sie, „jetzt glaube, jetzt vertraue, jetzt gehöre ich Ihnen. Danken wird Ihnen

die Mitwelt und noch die spätesten Geschlechter werden Ihren Namen mit Bewunderung nennen und mit Genugthuung erzählen von diesem R'endezvous zu Höchstädt.“

Die Keuschheitscommisslon.



Es war im Winter des Jahres 1758, ein eifriger Nordwind trieb Schnee und Eis in die hohen Fenster der Wiener Hofburg, heulte in den Kaminen und rüttelte an den Thüren, als Nachts eine hohe, schöne Frau im leichten weißen Nachtkleide, den üppigen Busen entblößt, das herrliche blonde Haar bis auf den Nacken losgeringelt, das Licht der Kerze, welche sie hielt, vorsichtig mit der Hand dämpfend, auf den Fußspitzen durch die Corridore schlich. War es die weiße Frau, welche nach dem Volksglauben, dem Reiche große Gefahren, dem Hause Habsburg schwere Schicksalsschläge verkündend, sich von Zeit zu Zeit sehen ließ?

Nein, für eine der Gruft Entstiegene war die Erscheinung viel zu reizend und lebenswarm, für eine die Unheil verkündet, ihr Gesicht nicht finster, ihr blaues Auge nicht drohend genug. Oder war es eine der

galanten Schönen des Wiener Hofes, welche heimlich, unter dem Schutze der stürmischen Nacht, zu einem Rendezvous eilte?

Schön genug war sie, um Liebe zu finden und um ihr starkes Sinn, ihren zwar kleinen, aber wollüstigen Mund mit den vollen Lippen, lag auch die energische Lust, Liebe zu suchen, und doch war diese Frau die tugendhafteste ihres Volkes, ja ihres Jahrhunderts, zu einer Zeit, als die gekrönten Messalinen Auslands mit ihren Grenadieren Orgien feierten, die ehrbare deutsche Hausfrau auf dem Throne, die große Kaiserin, in ihrem ganzen Leben in Niemanden verliebt als in ihren Mann, den schönen Franz Stephan von Lothringen. Es war Maria Theresia, welche, von Eifersucht auf ihren galanten Gatten und von einer krankhaften Liebe zur Moral gleichmäßig getrieben, Nachts, wenn der ganze Hof sie schlafend wähnte, ihr Lager verließ, um in ihrem Hause, wie sie die kaiserliche Burg nannte, über Ehre und Zucht zu wachen. Leise schlich sie durch die Gänge, blieb an jeder Thüre stehen und lauschte, ob nicht eine ihrer Hofdamen oder Kammerfräulein verbotenen Besuch habe, blickte durch die Schlüßellöcher, ob nicht eine derselben noch Licht brenne, und wenn sie einmal Verdacht gefaßt hatte, dann geschah es nicht selten, daß sie unerwartet in das Zimmer der schönen

Verbrecherin trat, um selbst Hausfuchung zu halten und vor Allem nach Liebesbriefen zu fahnden.

Entdeckte sie aber bei diesen tyrannischen Eingriffen in fremde Herzensgeheimnisse statt einem frivolen Abenteuer eine treue, ehrliche Liebe, welche sich aus irgend einer Rücksicht vor der Welt verbergen mußte, dann erwachte ihre Gemüthlichkeit, ihre Passion Ehen zu stiften und das Glück der Liebenden war gemacht. Diesmal schien ihr der Zufall besonders günstig, denn kaum hatte sie ihre nächtliche Runde begonnen, als deutlich die Schritte eines Mannes auf den Steinen des Corridors hallten. Der Klang der Sporen verrieth einen Soldaten, Maria Theresia dachte sofort an ihren Mann, verlöschte die Kerze und zog sich in die Tiefe eines Fensters zurück. Sie stand nur wenige Sekunden, so kam ein Mann an ihr vorbei, hoch, schlank, ganz die Gestalt des Kaisers, aber in einen weißen Mantel gehüllt, den dreieckigen Treffenhut tief in die Stirne gedrückt, so daß sie in der Dunkelheit trotz ihres scharfen Auges nicht Gewißheit erlangen konnte.

„Er geht gewiß zu einem Rendezvous“, war der erste Gedanke der eifersüchtigen Frau. Schnell entschlossen eilte sie ihm nach durch den Corridor und trat dann rasch in ihr Schlafgemach.

Der Mann im Mantel hörte die Thüre gehen und

blieb einen Augenblick stehen, um zu horchen. So gewann sie Zeit. Als er seinen Weg fortsetzte, war sie ihm bereits wieder auf den Fersen. Sie hatte trotz der strengen Kälte nur eine Mantille um die Schulter geworfen, ihr heißes Blut bedurfte keiner wärmeren Hülle, sie saß im Winter gerne bei offenem Fenster am Arbeitstische, und wenn sie einen Pelz trug, so war es nur, weil sie wußte, daß er den effectvollsten Rahmen für ihre stolze Schönheit, ihre üppigen Formen bildete.

Vor dem Thore der Burg blieb der Mann im Mantel stehen und blickte um sich, ob ihm Niemand gefolgt sei, ob ihn Niemand bemerke, dann ging er mit raschen Schritten über den Michaeler Platz dem Kohlmarke zu.

Die Kaiserin, welche sich einen Augenblick an die Mauer geschmiegt hatte, folgte ihm von Weitem, aber so, daß sie ihn nicht aus dem Auge verlor, durch die Straßen. Vor einem hohen, schmalen Hause mit nur drei Fenstern Front, in der Nähe des Rothenthurmthores, blieb der von ihr Verfolgte stehen und klopfte mit dem schweren Klopfer an das Thor.

Oben im dritten Stock klang ein Fenster, erschien ein blonder Mädchenkopf und zog sich rasch wieder zurück. Nach einer Weile wurde geöffnet.

Der Mann im Mantel verschwand im Thore,

das sich sofort hinter ihm schloß. Die Kaiserin stampfte zornig mit dem Fuße auf und ging dann rasch auf das Haus zu, um irgend ein Wahrzeichen ihrem Gedächtnisse einzuprägen.

Ueber dem Thorgiebel sah sie beim zweifelhaften Licht der Sterne einen vergoldeten Fisch. Dies war genug. Sie war im Begriff den Rückweg anzutreten, als ihr ein kleiner dicker, mit einem Rohrstocke bewaffneter Mann den Weg vertrat.

„Halt, schöne Frau“, rief er, aber durchaus nicht mit dem Tone eines Don Juans, „wohin des Weges, so spät in der Nacht?“

Die Kaiserin schritt stolz an ihm vorüber, ohne ihn einer Antwort zu würdigen.

„Halt, sage ich noch einmal“, schrie er, sie am Arme fassend.

„Was will Er?“ herrschte ihm Maria Theresia zu.

„Thu' Sie nicht so stolz“, erwiderte der Mann, „ich habe mein Recht, Sie zu fragen.“

„Ein Recht hat Er, ehrbare Frauen wie ein Wege-
lagerer anzufallen“, entgegnete die Kaiserin aufbrau-
send, „laß er mich los.“

„Ehrbare Frauen!“ lachte der Mann, „nichts da, Sie ist arretirt im Namen der Keuschheitscommission.“
In demselben Augenblicke klatschte eine derbe Ohr-

feige auf seiner Wange, er schwankte, verlor seinen Hut und bückte sich ihn aufzuheben — indeß war ihm die schöne Beute entflohen und er mußte sich damit begnügen, ihr ein paar ungarische Kernflüche nachzusenden.

Die schöne Blondine hatte sich beeilt das Thor zu schließen, ohne den Mann im Mantel näher zu betrachten. „Bist Du es auch wirklich, Leopold“, sagte sie jetzt beinahe furchtsam.

Statt zu antworten schloß sie der junge Offizier an seine Brust und drückte einen langen Kuß auf ihre frischen Lippen.

„Nun erkenne ich Dich“, flüsterte sie, „aber wãhast Du da für ein paar Eiszapfen im Gesicht?“

„Das ist der ungarische Schnurrbart, streng gewichst nach dem Reglement und tüchtig eingeschnitten“, entgegnete der Lieutenant.

„Wie konntest Du heute fort“, sprach hierauf das Mädchen ein wenig besorgt, „von der Burgwache?“

„Das ist meine Sache“, erwiderte der Lieutenant, „nun bin ich da, und bin für ein Viertelstündchen nicht mehr der Unterthan der Kaiserin Maria Theresia, sondern der Jungfer Carolina Deckermann.“

„Nun so komm, Du — Du — Spighub Du“, rief die kleine Blondine, „weiß ich doch nicht, woher

ich die Liebe zu Dir nehme und den Muth, den hoch-
edlen Herrn Leopold von Planta, Ihrer kaiserlichen
Majestät O'ffizier, so mir nichts, dir nichts bei dunkler
Nacht einzulassen, als gäbe es keine Keuschheitscom-
mission in unserer guten Wiener Stadt.“

„Ah! Was kümmern uns die Spürnasen des
Herrn Baron Handl“, sagte der kaiserliche O'ffizier,
während er Arm in Arm mit der bürgerlichen Gelieb-
ten die Treppe hinauffstieg, „lieben wir uns nicht ehr-
bar genug? Lebst Du mit Deiner Mutter nicht redlich
von Eurer Hände Arbeit, habe ich Dir je mehr ge-
schenkt als ein Blumensträußl oder einen Kanarien-
vogel und fehlt überhaupt noch etwas als mein Haupt-
mannspatent, daß wir vor den Altar treten und
Mann und Weib werden?“

„Ich weiß es, Du meinst es ehrlich“, flüsterte das
Mädchen, „aber die Leute im Hause und die Spione,
die jetzt überall herumschnüffeln, wie leicht ist es um
unjereins geschehen. Es war ein recht närrischer Ein-
fall von unserer Kaiserin, diese Keuschheitscommission,
wozu soll das gut sein?“

„Das will ich Dir gleich erklären“, erwiderte der
O'ffizier, ehe er jedoch fortfahren konnte, hatte das
Mädchen die Thüre ihrer kleinen Wohnung geöffnet,
und als Frau Dedermann den lieben Gast in der

erleuchteten Thüre stehen sah, stand sie rasch von der Arbeit auf und eilte ihn zu begrüßen.

„Schön, daß Sie kommen, Herr von Planta“, rief die alte Frau, deren feines Gesicht noch Spuren von Schönheit trug, „die Lina hat schon gefürchtet —“

„Ich bitte Dich“, fiel das Mädchen lebhaft ein, „setze ihm noch Dinge in den Kopf, er ist so eingebildet genug. Nun nehmen Euer Hochwohlgeboren gefälligst Platz und sagen uns, was das eigentlich mit der Keuschheitscommission ist.“

Der Offizier warf seinen Mantel über einen Sessel, und wie er jetzt in den dunklen Schuhen und Samaschen, der weißen Uniform mit rothem Aufschlag, da stand, war er ein Bild fröhlicher Jugend und Kraft, und sein hübsches Gesicht wurde durch das künstliche Alter, das der Puder in sein Haar gestreut hatte, noch frischer und rosigter. Er setzte sich neben die Mutter Deckermann, welche fortfuhr zu flüchten und zog die Geliebte auf seinen Schooß.

„Was fällt Dir ein“, rief diese, „sichst dich das?“

„Gewiß!“

Aber das hübsche Mädchen machte sich dennoch los und holte sich einen Stuhl, und wie sie dabei mit den rothen Absätzen ihrer Stöckelschuhe herumklapperte und ihr geblümter Zigarot hin und her flog, da be-

trachtete sie der junge Lieutenant mit einem tiefen Vergnügen, in welchem sich die aufrichtigste, herzlichste Liebe ausdrückte. Auch jetzt noch, als sie neben ihm saß, konnte er sich an ihrem reizenden Gesichtchen, das von dem schönsten blonden Haare und der kleinen weißen Mullhaube so lieblich eingerahmt war, nicht satt sehen.

„Nun, weißt Du noch immer nicht, wie ich aussehe?“ begann die muthwillige Wienerin; „ich denke, Du könntest mir etwas erzählen.“

„Richtig, Du willst wissen, Lina, wie es mit der Keuschkeitscommission ist“, erwiderte der Offizier.

„Ja, Euer Gnaden.“

„Nun, das brauche ich Dir wohl nicht zu sagen, daß es mit der Moral in unserem lustigen Wien nie weit her war“, erklärte der Offizier, „während in den deutschen Reichsstädten die Nymphen der Frau Venus nur bei Nacht ihr geschminktes Gesicht auf der Straße zu zeigen wagten, trieben sie hier bei hellem Tage ihr Spiel, in auffallendem Pomp, so trugen sie nach der Türkenbelagerung prächtige Türkenpelze, und als die ungarischen Malcontenten bis vor Wien drangen, den Dolman und den Kalpak mit hohem Reiherbusch. Nicht viel besser machte es unsere hohe Société, in der es unter dem verstorbenen Kaiser Karl VI. ebenso zum

guten Ton gehörte, einen Ciciabeo im italienischen Style zu besitzen wie Läufer und Haiduken. Das Beispiel des Adels aber verdarb die Sitten des Volkes und so wurde die kaiserliche Residenz die leichtfertige Stadt des heiligen römischen Reiches. Um diesem Unwesen zu steuern, die Moral zu überwachen, die Sittenlosigkeit zu strafen, hat Maria Theresia die Keuschheitscommission eingesetzt. Die böse Welt aber behauptet, es sei der Kaiserin dabei weniger um die Moral und mehr darum zu thun gewesen, ihren Gemal bei seinen Abenteuern zu beaufsichtigen und seiner Galanterie einen Kiegel vorzuschieben. Gewiß ist es, daß Fürst Kaunitz das Project der Kaiserin nur deshalb mit so viel Eifer ausgeführt hat, weil die Keuschheitscommission ihm Gelegenheit und Vorwand bot, in einer andern Form die französische Geheimpolizei bei uns einzuschmuggeln, zu deren Einführung Maria Theresia durchaus nicht ihre Zustimmung geben wollte. So, mehr weiß ich selbst nicht.“

Damit nahm er das neugierige Blondköpfchen an seine Brust und drohte es mit Küffen zu ersticken, bis es eine Hand frei bekam und ihn bei seinem schönen Kopfe erwischte.

„So, jetzt bist Du mein Gefangener“, rief sie.

„Ja, das bin ich“, lachte der Offizier, „und werde es immer bleiben.“

* * *

Den nächsten Morgen erschien Maria Theresia, wie immer, wenn der Kaiser ihren Zorn erregt hatte, beim Dejeuner in einem auffallend koketten Negligé. Sie wollte offenbar schön sein und sie war noch immer schön, sobald sie nur wollte. Statt des Reifrodes, über dem sich damals die Roben der vornehmen Damen, die natürlichen Linien der Gestalt entstellend, bauschten, trug sie ein einfaches weißes Gewand, in welchem sich ihre majestätischen Formen scharf und elastisch zeichneten, während der weite Schlappelz von grünem Atlas mit Hermelin gefüttert und verschwenderisch ausgeschlagen, ihr etwas Orientalisches gab und ihre herrliche Büste und den wahrhaft kaiserlichen Kopf noch imposanter erscheinen ließ. Ihr reiches rothblondes Haar trug sie ungepudert, halb offen, nur von einem grünen Atlasband gehalten, in den Ohren große Perlen.

Der Kaiser betrachtete sie, nachdem er ihre Hand geküßt hatte, einen Augenblick erstaunt, aber mit sichtlichem Wohlgefallen.

„Wie geht es Dir?“ fragte er, nachdem sie, ohne ihn besonders zu beachten, Platz genommen hatte.

Maria Theresia zuckte die Achseln.

„Haben Dich Deine Minister geärgert?“

Die Kaiserin niefte.

„Zum Wohlsein!“

Maria Theresia niefte noch einmal.

„Ah! Du hast den Katarth, jetzt begreife ich, daß Du so übler Laune bist“, fuhr der Kaiser fort, „hast Dich wieder erkältet, mit Deinen ewigen Hizen, hast gewiß mit bloßem Halse und offener Brust bei offenem Fenster in Deinem Cabinet gefressen, während Kaunitz und Joseph in ihren Pelzröcken bei Dir gestoren haben. Wir kennen das.“

Die Kaiserin begann, ohne daß sie ihrem Gemal nur ein Wort, nur eine Silbe zur Antwort gegeben hätte, die Papiere durchzusehen, welche der dienstthuende Kammerherr ihr auf einer silbernen Tasse präsentirte, Berichte, Bittgesuche, Briefe. Sie überflog die meisten nur um den Gegenstand zu erkennen, notirte mit Bleistift das Ressort, dem sie es zur Behandlung zuwies, oder gleich ihre Entscheidung, denn Frauen lesen rasch und Maria Theresia war bei allen ihren großen Fähigkeiten und Tugenden und ihren edlen, über das Gemeine hoch erhabenen Gesinnungen doch nur ein Weib, und der schwächsten eines.

Plötzlich kam die Monarchin auf ein Actenstück

das besonders wichtig schien, denn kaum hatte sie die Ueberschrift gesehen, so begann sie es auffallend langsam und aufmerksam zu lesen.

Der Kaiser, welcher mit seiner Uhr spielend auf und ab ging, warf neugierig einen Blick über ihre Schulter hinein, es war ein Bericht der Keuschheitscommission, den die eifersüchtige Frau mit so viel Andacht las.

„Sollte wieder irgend etwas über mich rapportirt worden sein?“ dachte der Kaiser, denn so umsichtig er als Regent seines Landes und als Finanzmann, so zärtlich er als Gatte und Vater war, hatte er doch seine Schwäche und kannte sie selbst nur zu genau, das leichte französische Blut in seinen Adern nahm es mit der ehelichen Treue nicht sehr genau und er mußte jederzeit auf gewisse Entdeckungen von Seite der Kaiserin gefaßt sein.

„Es ist nicht zu glauben“, sagte Maria Theresia nach einer kleinen Pause, gleichsam im lauten Selbstgespräch, „wir mögen thun was wir wollen, die besten Anstalten, die größte Strenge, Strafen und warnende Exempel genügen nicht mehr, der Sittenlosigkeit zu steuern, die täglich mehr um sich greift. Es steht schlimm um die Religion, schlimmer noch um die Moral. Das sind die Früchte der Aufklärung, der

Philosophie, der schlechten Bücher, Zeitungen und Theaterstücke.“

„Wieder diese Anklagen gegen den Geist der Zeit!“ unterbrach der freisinnige Kaiser seine Gemalin. „Ich gebe zu, daß diese allgemeine Gährung auf allen Gebieten menschlichen Wissens und Schaffens momentan der Gesellschaft, ihrer festen sittlichen Ordnung einigen Schaden bringt, aber man muß über dem Schatten das Licht nicht übersehen, das unsern bisher so dunklen Welttheil zu erleuchten beginnt und sich hoffentlich bald über den ganzen Erdball verbreiten wird, auch ist es die Aufklärung nicht allein.“

„Ja, das wissen wir“, brauste Maria Theresia auf, „es ist auch das böse Beispiel von oben, das die guten Sitten des Volkes verdirbt, gehen nicht die Höfe, die Regenten, welche als Muster der Frömmigkeit und Tugend dastehen sollten, voran, wenn es gilt, den Glauben zu belächeln, voran in jeder Art Frivolität und Laster? Dieser König von Preußen, dem die französischen Scribenten den Beinamen des „Großen“ bei Lebzeiten schon gegeben haben, schreibt er nicht selbst verderbliche Bücher, steht er nicht mit Voltaire in Briefwechsel und brüstet sich noch damit; diese Czarin Katharina, tritt sie nicht Moral und Anstand mit Füßen und wird sie nicht dafür von den Poeten in

pompösen Oden besungen? Und das freche Frauenzimmer, das in Versailles regiert, diese Pompadour, die das Auspeitschen verdient! Aber wir brauchen ja nicht so weit zu gehen, wir haben ja die verderblichen Exempel ganz in unserer Nähe."

"Es steht richtig etwas über mich in dem Rapporte", dachte der Kaiser und stützte sich auf die Lehne des Stuhles, auf dem seine Gemalin saß, um bequemer Lesen zu können.

"Ja sieh nur selbst", sagte diese erregt, "wenn Leute, die dem Throne nahe stehen, derlei Schandthaten begehen."

"Was für Schandthaten?" stammelte der Kaiser.

"Ein Mann von meinem hohen Adel", erwiderte Maria Theresia, "ein Baron von Kronenburg hat, wie mir berichtet wird, ein Bürgermädchel, guter ehrbarer Leute Kind, verführt, halb mit Gewalt, und das Mädchel dann sitzen lassen."

"Das ist infam", rief der Kaiser sichtlich erleichtert, "und verdient eine strenge Züchtigung, verurtheile ihn, das Mädchel zu heirathen."

"Wäre das eine Strafe?" erwiderte Maria Theresia, "das sähe einer Belohnung gleich, überdies ist es zu spät, das arme Mädchel hat sich ihre Schande so zu Herzen genommen, daß sie sich im Prater in die

Donau gestürzt hat und ehe Hilfe kam, war sie ertrunken. Aber der Bube soll es mir büßen, der Kronenburg.“

Die Kaiserin nahm den Bleistift und schrieb an den Rand des Rapportes: „Der Kronenburg ist sofort zu arretiren, er soll seines Adels verlustig sein und fünf Jahre eingesperrt werden, in Eisen gehalten, und soll die Gassen kehren wie die andern Sträflinge. Morgen schon will ich ihn vor der Burg mit dem Besen hantiren sehen, von meinem Fenster aus.“

„Du verstehst zu strafen“, sagte der Kaiser, welcher dem raschen kühnen Zuge ihrer Hand gefolgt war.

„Aber auch zu belohnen“, entgegnete Maria Theresia mit stolzem Selbstgefühl.

„Soll dieses reizende Negligé, in welchem Du heute erschienen bist“, sagte der Kaiser, mit der Hand leicht über den Hermelin ihres Schlafpelzes streichend, „eine Belohnung oder eine Strafe für mich sein?“

„Wie Du es nimmst“, antwortete Maria Theresia.

Der Kaiser, welcher in alle schönen Frauen und folglich auch in seine Gemalin verliebt war, schlang den Arm um sie und wollte sie küssen, sie entzog sich aber rasch und unwillig seiner Umarmung.

„Was hast Du?“ fragte er.

„Ich bin böse auf Dich.“

„Böse?“

„Recht böse.“

„Und weshalb?“

„Als wenn Du einem nicht täglich, ja stündlich Anlaß geben würdest.“

„Bist Du wieder einmal eifersüchtig?“

„Was sich der Herr einbildet“, entgegnete Maria Theresia spöttisch.

„Liebe ich Dich nicht“, rief der Kaiser, „zärtlich und herzlich? Bin ich nicht galant gegen Dich, wie am ersten Tage unserer Ehe?“

„Gewiß“, antwortete die Kaiserin, „aber gegen hundert Andere auch.“

„Hundert?“

„Nun, über die Zahl wollen wir nicht rechten.“

„Aber nun bist Du wieder gut“, sprach der Kaiser, welcher jedes Mal durch den Trotz seiner schönen Gemalin zu größerer Zärtlichkeit gereizt wurde.

„Nein.“

Der Kaiser ließ sich neben dem Stuhl Maria Theresia's auf ein Knie nieder und legte die Arme um ihre Hüften.

„Sag das“, rief sie, „ich will nichts von Dir wissen.“

„Aber siehst Du nicht, wie verliebt ich in Dich bin“, flüsterte er.

„Wirklich?“ fragte sie lächelnd.

„Siege ich nicht wie ein Liebender vor Dir und flehe um Erhörung?“

„Ich aber“, erwiderte die Kaiserin, ihn auf die Stirne küssend, „erhöre Dich nicht.“

„Du?“

„Nein, gewiß nicht.“

„Aber ich bin so verliebt!“

„Und Du sollst es auch bleiben, und eben deshalb erhöre ich Dich nicht“, lachte Maria Theresia, „steh' nur auf.“

Und ohne ihren zärtlichen Gatten weiter zu beachten, setzte sie das Lesen des Rapportes fort.

Plötzlich brach die schöne eifersüchtige Frau in ein schallendes Gelächter aus.

„Was hast Du denn wieder?“ fragte der Kaiser.

Die Kaiserin schüttelte sich vor Lachen. „Nein — der Handl — unser Herr Präsident der Keuschheitscommission — es ist zu komisch —“

„Was ist mit dieser Säule der Moral?“ spottete der Kaiser.

„Denke Dir — heute Nacht — macht er selbst den Polizeimann und will ein Frauenzimmer arretiren.“

Maria Theresia vermochte wieder vor Lachen nicht zu reden.

„Nun — und?“

„Und bekommt dabei eine tüchtige Ohrfeige — ha! ha! ha!“

„Der Handl?“

„Ja, und rapportirt mir auch darüber — ganz ernsthaft — es ist zum Todlachen — und das Beste bei der Sache ist, daß er nicht einmal weiß, von wem er die Ohrfeige bekommen hat.“

„Wie ist das möglich?“

„Die Malefikantin ist ihm eben entkommen.“

Die Kaiserin erhob sich lachend, reichte lachend ihre schöne, kleine volle Hand dem Kaiser zum Kusse und verließ lachend das Gemach.

Sie berief, nachdem sie Toilette gemacht hatte, ihren vertrauten Kammerdiener Gebler in ihr Arbeitskabinet und befahl ihm, über das blonde Mädchen im dritten Stock des Hauses zum goldenen Fisch in der Rothenthurmstraße genaue Erkundigungen einzuziehen und ihr so schnell als möglich Bericht zu erstatten.

* * *

Als Kaunitz gegen Mittag in ihr Cabinet trat, war Maria Theresia in bester Laune und zeigte wenig

Lust, sich mit Staatsgeschäften zu beschäftigen. Sie trug jetzt ein blaues Kleid und das Haar stark gepudert, was ihrem Gesichte einen eigenthümlich gutmüthigen Ausdruck gab.

„Nun, wie steht es mit Seiner Gesundheit, Raunig“, fragte sie, nachdem sie einen flüchtigen Blick in die Depeschen geworfen, welche der Reichskanzler auf ihrem Arbeitstische niedergelegt hatte.

„Ärgerlich, Majestät, ärgerlich“, sagte der Fürst, welcher mit feinsten Eleganz ganz in schwarzen Sammet und nach französischem Schnitt gekleidet war. Er musterte dabei, über den Kopf der Monarchin weg, in dem großen Spiegel, welcher ihm gegenüberhing, seine Frisur und Toilette.

„Was hat er wieder für Schmerzen?“

„Der Papst macht mir Schmerzen.“

„Oh! laß' Er mir den Papst in Ruhe.“

„Gerne, Majestät, wenn nur der Papst mich in Ruhe ließe.“

„Sprechen wir von etwas Anderem“, sagte die Kaiserin, „Er sieht, ich bin heute gut aufgelegt, will Er mir die Laune verderben, Raunig, oder gar den Appetit?“

„Ich werde mir alle Mühe geben, Majestät nicht aufzuregen“ — erwiderte der Fürst, „aber“ —

„Er weiß sehr gut, daß es mir nicht möglich ist, mit Ihm über den Papst zu reden, ohne in Zorn zu gerathen“, unterbrach Maria Theresia ihren Günstling, „Er ist auch so ein Freigeist, Kaunitz, liest schlechte Bücher, besucht die Kirche nicht, am Ende ist er gar ein Freimaurer?“

Der Fürst lächelte fein.

„Nun es sieht ihm ähnlich“, rief Maria Theresia.

„Wollen Majestät vielleicht jetzt meinen Bericht“, begann der Fürst nach einer kleinen Pause.

„Nein! nein!“ deprecirte die schöne Monarchin, „heute nichts von der Politik. Er predigt mir ja immer, ich soll die Künste, die Wissenschaften, die Literatur protegiren, soll es den Königen von Frankreich und Preußen gleich machen und der Kaiserin von Rußland. Nun wir wollen heute zusammen im Belvedere ein paar neue Gemälde ansehen, welche mir der Erzherzog aus Brüssel geschickt hat. Er kann sich zu mir in den Wagen setzen, Kaunitz.“

„Wie Majestät befehlen.“

Die Kaiserin zog die Glodenschnur.

Ein Adjutant trat ein.

„Hat Er anspannen lassen?“

„Zu Befehl, Majestät.“

„Bringe Er mir etwas zum Umnehmen.“

Der Adjutant entfernte sich. Statt seiner erschien jetzt die Obersthofmeisterin Gräfin Fuchs, eine Polonaise nach der neuesten Mode, wie sie die Polin Maria Leszczyńska an dem französischen Hofe eingebürgert hatte, von schwarzem Atlas mit schmalen Streifen dunklen Pelzwerks besetzt, auf dem Arme.

„Majestät wollen ausfahren?“ begann sie.

„Ja, hat Sie wieder etwas einzuwenden?“

„Wie sollte ich wagen, aber Majestät werden doch nicht allein“, bemerkte die Höfepriesterin der Etiquette.

„Meinetwegen, Sie kann mitfahren, aber schnell muß Sie beisammen sein, hört Sie?“

Die Obersthofmeisterin half der Kaiserin die Polonaise anziehen und saß dann in wenigen Minuten an ihrer Seite in der großen Staatskarosse, während Flirst Kaunitz den Damen gegenüber Platz nahm.

Am Fuße der Treppe im Belvedere erwartete der Maler Stülpnagel, ein alter Pedant ohne Geschmack und Urtheil die Monarchin und führte sie in den neuen Saal, in dem die neu angekommenen Gemälde aufgestellt waren.

„Es sind durchaus Bilder der niederländischen Schule“, begann er, „hier zuerst ein Genrebild von Mieris, die Seidenhändlerin nenne ich es, mit Eurer Majestät Approbation.“

Stülpnagel zeigte Maria Theresia das bekannte Bild, auf welchem ein Cavalier seine Einkäufe macht, sich jedoch mehr mit der schönen Verkäuferin in der Pelzjacke zu beschäftigen scheint als mit den Waaren, welche sie ihm vorlegt.

„Ein sehr schönes Bild“, sagte die Kaiserin, „aber eigentlich unmoralisch, findet Er nicht, Rauniz?“

„Wie, Majestät?“

„Sieht er nicht den alten Mann da beim Ramin, der den feinen Herrn beobachtet, es ist offenbar eine verheirathete Frau, der er den Hof macht und gar unter das Kinn greift, das ist doch nicht erlaubt; aber was ist denn das?“ schrie die Kaiserin auf, sie eilte ein paar Schritte auf ein großes Bild zu, das ein nacktes schönes Weib darstellte, und wandte sich dann, das Antlitz mit tiefem Roth übergoßen, ab.

„Fidonc“, murmelte die Obersthofmeisterin, nachdem sie das Bild durch die Lorgnette betrachtet hatte.

„Das ist ein Rubens“, sagte Rauniz, der dasselbe mit Rennerblick musterte, „welch ein herrliches Colorit, welcher wunderbare Fleischton, man begreift dieser Venus gegenüber, daß seine Zeitgenossen ihn beschuldigten, Menschenblut in seine Farbe zu mischen, es ist doch eine Venus?“

„Nein, Excellenz, es ist ein Porträt“, erklärte der Maler.

„Ein Porträt!“ rief die Kaiserin, „unglaublich! und wer ist dieses schamlose Weib?“

„Es ist Helene Formann, Kubens zweite Frau“, erwiderte der Maler.

„Nun, das entschuldigt die Sache“, sagte Maria Theresia ruhiger, „aber das Bild darf nicht in die Galerie kommen, es könnte doch Aergerniß geben.“

„Wie, kaiserliche Majestät“, wendete der kunstsinige Fürst ein, „Sie wollten dieses herrliche Werk dem Publikum entziehen? Das ist ja nicht möglich!“

„Dann muß meinetwegen die Mythologie gehalten“, erwiderte die sittenstrenge Monarchin, „und das Bild soll als Venus oder Nymphe oder wie es Ihm beliebt, im Katalog erscheinen.“

„Da muß ich mich wieder unterstehen zu depreciren“, begann Stülpnagel, mit einer unglaublichen Krümmung des Rückens sich Maria Theresia nähernd, „jeder Mann vom Fache muß augenblicklich erkennen, daß es sich hier um ein Porträt handelt, die mythologische Bezeichnung könnte Wien im Auslande bloßstellen, wir kämen in alle Zeitungen, Majestät.“

„Gut, ich weiß jetzt den besten Ausweg“, entschied

die Kaiserin, „mal' er der Madam einen Pelz herum, Stülpnagel.“

„Majestät scherzen“, stammelte Rauniz.

„Es ist mein voller Ernst“, erwiderte Maria Theresia.

„Aber ich beschwöre Eure kaiserliche Majestät“, flehte der Fürst, „es ist ja eine wahre Barbarei.“

„Was, Barbarei?“ rief Maria Theresia heftig, „glaubt Er, ich verstehe nichts von Gemälden? Barbarei! Ich habe es gesagt und dabei bleibt es, Punktum!“

„Ein Bild von Rubens!“ seufzte Rauniz „und da soll ein Stülpnagel — aber Majestät sind doch auch auf dem Bilde, welches Sie als Sultanin bei Ihrem Hochzeitsfeste darstellt, ziemlich — dévoilirt.“

„Ja von oben, Rauniz“, sagte die Kaiserin, „aber nicht von unten. Er kennt jetzt meine Intention, Stülpnagel, das Bild kommt in die Galerie, aber es bleibt bei dem Pelzmantel.“

* * *

In einem mit dem feinsten Luxus der Popszeit eingerichteten kleinen Cabinet, das mit seinem teppichbelegten Boden, seinen geblühten Damastmöbeln, Spiegeln, kleinen französischen und holländischen Genrebildern, den Nippes auf dem Ramin eher dem Boudoir

einer Rococoschönen, als einem Bureau ähnlich sieht, sitzt an einem kleinen Secretär von mit Perlmutter eingelegtem Mahagoniholze, ein Mann mit einem gemüthlichen Bäuchlein, einem dicken, glattrasirten lächelnden Gesicht in einem türktischen Schlafrock, den man für einen frivolen Chevalier, einen jovialen Künstler, einen galanten Abbé, ja für alles in der Welt halten könnte, nur nicht für den Präsidenten der Keuschheitscommission, den gefürchteten Baron Handl.

Er blickt eben lächelnd in einen der historischen kleinen Zettel Maria Theresia's, durch welche sie Ministern und Behörden ihre Willensmeinung kundzugeben pflegte.

Der Inhalt lautet:

„Mein lieber Baron Handl! Die Ohrfeige hat Er wohl verdient, hat Er doch seine Nase überall, wo es nicht nöthig ist, und scheint blind zu sein, wo Er die Augen aufthun sollte. Ein Herr vom Hofe besucht heimlich bei Nacht ein schönes Bürgermädchel in der Rothenthurmstraße beim goldenen Fisch im dritten Stock. Caroline Dedermann heißt das Mädchel. Davon weiß Er natürlich wieder nichts und kann der ganze Handel doch nur ein schlechter, verbotener sein. Laß Er mir die Leute invigiliren, aber vorsichtig und mit guter Manier, auch muß Er mir das Mädchel

schonen, damit es keinen Stadtscandal gibt, denn es ist eine hohe Person im Spiele. Maria Theresia.“

Der Präsident der Keuschheitscommission legte den Finger an die hochweisse Polizeinase.

„Hohe Person? — offenbar der Kaiser — da heißt es in der That vorsichtig sein — ist man nachlässig, so setzt es den allerhöchsten Zorn ihrer Majestät der Kaiserin — ist man streng — so fällt man in Ungnade beim Kaiser. Hm! Hm!“

Der Herr Präsident zog die Klingel.

Ein alter, magerer, gelber Beamter erscheint.

„Sind von den Officianten welche anwesend?“

„Sämmtliche, Excellenz, zum Rapport.“

„Eintreten.“

Das kleine, vornehme Cabinet füllte sich hierauf mit Figuren in dem Genre von Fallstafs, Rekruten, Leute, die man eher im Zuchthause, in der verrufensten Kneipe oder im Bordell zu sehen erwartete, als in dem Allerheiligsten der Keuschheitscommission.

Baron Handl fand es nicht einmal nöthig sich umzuwenden, um mit dieser Bande zu sprechen.

„Kennt einer die Jungfer Caroline Dedermann, Rothenthurmstraße —“ fragte er, den Officianten den Rücken kehrend.

„Beim goldenen Fisch, dritter Stock, allerdings“,

beeilte sich ein kleiner, eindügliger Mann, mit rothsammetnen verschossenen Kniehosen, im gelbgrünen Frack, einzufallen.

„Was kann Er von ihr sagen, Luchsheim?“

„Nur Gutes, soweit die Informationen reichen“, erwiderte der Eindüglige, „das Mädcl wohnt bei seiner Mutter, Beide ernähren sich redlich von Handarbeit, Stricken, Nähen, Sticken.“

„Ist das Mädcl schön?“

„Eine reine Nymphe.“

„Empfängt das Mädcl Besuche von Herren?“

„Nicht daß ich weiß.“

„Aber ich weiß es“, schrie Baron Handl auf, „ich muß mein Genie überall haben, indeß Ihr Gallunken Guer Brod umsonst eßt. Freilich empfängt sie Besuch, Besuch vom Hofe, hohen Besuch, bei Nacht, Luchsheim, davon weiß Er natürlich wieder nicht? He? Aufgepaßt jetzt! Meine Instruktion für alle Officianten der Commission: das Mädcl ist zu beobachten und auf den Herrn vom Hofe, der sie besucht —“

„Wer soll der sein?“ fragte Luchsheim.

„Ich weiß es“, sagte der Präsident, „und das ist mir genug. Also beobachten, aber fein, vorsichtig, mit guter Manier, auch muß das Mädcl geschont werden, also, bei Entlassung, kein Geschwäg, keine Brutalität,

Ihre Majestät die Kaiserin nimmt ein besonderes Interesse an der Sache. Gibt es einen Stadtskandal, so werde ich an dem Schuldigen ein warnendes Exempel statuiren. Verstanden? He?"

Alle Officianten verneigten sich bis zur Erde.

„Marsch!“

Der Präsident der Keuschheitscommission war wieder allein.

„Also schön ist das Mädel“, sagte er bei sich, „nun, da wollen wir uns doch die Mühe nicht verbrießen lassen und die Nymphe selbst invigiliren, natürlich Alles nur im Interesse von Ihrer Majestät Dienst.“

* * *

Mutter und Tochter Dedermann saßen an dem kleinen Arbeitstische mit ihrer Arbeit beschäftigt. Erstere strickte schwarze Strümpfe für einen Jesuitenpater, Lina war eben daran, eine Grafenkrone über einem A in ein kostbares Damensacktuch zu sticken.

„Es dunkelt bereits stark“, begann Frau Dedermann, „laß es gehen, es greift die Augen an, das Weißsticken in der Dämmerung. Die Gräfin zahlt Dich nicht dafür, wenn Du blind wirst.“

„Gott sei Dank sind meine Augen gesund“, erwiderte das Mädchen, „die Gräfin will das Tuch heute

noch haben und sie recommandirt mich dafür anderwärts.“

„Nun so machen wir mindestens Licht“, sagte die Mutter, „vorher will ich aber die Fenster verhängen.“

Raum hatte Frau Dedermann mit Hilfe eines hohen Schemels diese Operation beendet und eine kleine Dellampe angezündet, als es an ihre Thüre klopfte.

„Wer mag das sein?“ sagte Lina

„Planta, wer sonst?“ entgegnete die Mutter.

Schon war das schöne Mädchen dem Geliebten entgegen geflogen, aber es prallte in der Thür auf einen fremden Mann, dessen Anzug, diamantene Hemdknöpfe und Galanteriedegen auf den ersten Blick den Hofmann verriethen.

„Es ist nicht der Rechte“, rief er mit gutmüthigem Lächeln, indem er das Mädchen in seinen Armen aufging, „aber es macht nichts, solch' ein Gruß von so schöner Dame ist einem Jeden willkommen.“

„Vergeben Sie mein Herr“, stammelte Lina, „aber Sie — aber — ich —“

„Sie haben mich nicht erwartet, ich zweifle nicht daran, entschuldigen Sie sich nicht.“

„Was werden Sie von mir denken?“

„Ich denke, daß es charmant sein muß, im Ernste so von Ihr empfangen zu werden, Mademoiselle, wie

es mir durch einen Scherz des Zufalls zu Theil geworden ist.“

„Mit wem haben wir die Ehre“, fragte die Mutter.

„Erlauben Sie, daß ich mich setze, Frau Dedermann“, sagte der Mann mit dem gutmüthigen Lächeln, dabei saß er aber schon in dem massiven, lebernen Lehnstuhl.

„Bitte, bitte“, erwiderte die Mutter, „aber wir möchten doch wissen —“

„Ja, man verliert etwas den Athem“, fuhr der fremde Herr fort, „drei Treppen und dann, ohne daß man darauf gefaßt ist, ein Mädchen an der Brust und was für ein Mädchen, schön wie die Grazien —“

„Sie vergeben, gnädiger Herr“, fiel Lina ein, „wenn ich Sie bitte, uns zu sagen —“

„Alles, was Sie will, Mademoiselle“, antwortete der Fremde, „aber lassen Sie sich ja nicht in Ihrer Arbeit stören, wohl eine Aufmerksamkeit, ein Sabot für — für Jemand — he?“ Der Mann mit dem gutmüthigen Lächeln kniff ein Auge ein und nickte dem Mädchen wie ein vertrauter Freund zu.

„Ich weiß nicht, was Sie meinen, gnädiger Herr“, gab die Mutter zur Antwort.

„Es ist ein Taschentuch für die Gräfin Althahn“, sprach Lina, indem sie es dem Fremden präsentirte,

„es muß heute noch abgeliefert werden, Sie verzeihen daher —“ das Mädchen fuhr fort zu stiden.

„Was würde man Ihr nicht verzeihen, Mademoiselle“, erwiderte der Fremde, „außer, daß Sie ihre schönen Augen so angestrengt — Sie hat wirklich wunderschöne Augen — aber findet sich denn nicht ein Freund für diese schönen Augen, ein vornehmer, ein reicher Freund, he?“

„Jetzt haben Sie mich, gegen Ihren Willen, über den Zweck Ihres sonderbaren Besuches aufgeklärt, mein Herr“, entgegnete Lina in scharfem Tone, „und ich muß Sie bitten —“

„Wie kommt Sie zu dem Deutsch, zu diesen Redensarten“, rief der Fremde, „Sie liest verbotene Bücher, he?“

„Sind Sie etwa von der Censur?“ antwortete Lina spöttisch.

„Nun werden wir endlich erfahren“, sprach die Mutter erregt.

„Wer wird denn einen Scherz gleich so übel nehmen?“ sagte der Fremde.

„Wenn es nur ein Scherz ist, der Sie zu uns geführt hat“, erwiderte Lina Dedermann, sich erhebend, „so haben Sie dabei nicht bedacht, daß er uns im Ernste bloßstellen und in's Gerede bringen kann, mich

und meine Mutter, die wir uns bescheiden und ehrlich durch unserer Hände Arbeit ernähren, und denen bis heute Niemand etwas Uebles nachsagen kann.“

„Pardon, Mademoiselle“, rief der Fremde sich erhebend, „ich sehe, mein Besuch ist Ihnen nicht angenehm, das freut mich.“

„Das freut Sie?“ rief Lina mit einem zweifelhaften Lächeln.

„Gewiß, es freut mich, daß Sie so grob und kurz angebunden mit mir war und meinen versteckten Antrag so offen zurückgewiesen hat“, fuhr der Mann mit dem gutmüthigen Lächeln fort, „denn wissen Sie nur, ich bin der, der über die Moral zu wachen hat.“

„Sie — über die Moral!“ rief Lina, in ein muthwilliges Lachen ausbrechend.

„Und ich kann Ihr das Zeugniß geben, daß Sie ein braves Mädchen ist“, sagte der Fremde, indem er aufstand.

„Ein Zeugniß von unschätzbarem Werthe“, spottete das Mädchen mit einem ironischen Knix.

„Gewiß“, erwiderte der Fremde mit Nachdruck, „denn ich bin —“

In diesem Augenblicke wurde die Thüre geöffnet und ein Zwerg in türkischen Kleidern mit einem großen

Kopfe und einem unbändigen Turban machte den Frauen keine Referenz:

„Jetzt erfahren wir wieder nicht wer der ist“, murmelte die Mutter.

„Kann ik spreken Signora Decker — deck — Signora Carolina“, begann der Zwerg in gebrochenem Deutsch mit lateinischem Accent.

„Die bin ich“, rief Lina.

„Meine Signora, La prima Donna Diana di Pompili läßt Sie bitten die Signora Carolina su ihr für maken eine Arbeit. Sogleich.“

„Heute noch?“

„Ja heute noch, Signora“, erwiderte der Zwerg.

„Ich werde kommen“, sagte das Mädchen, „bitte mir nur die Wohnung —“

„St, Signora — ik su ma Signora“, stammelte der Zwerg, heftig gestikulirend.

„Aber ich kann doch nicht Abends mit einem Herrn“, sagte Lina.

„Nun, in diesem Galan dürfte selbst die Keuschheitscommission keinen Anstoß nehmen“, flüsterte die Mutter.

„Gewiß nicht“, sagte der Mann mit dem gutmüthigen Lächeln, „ich büрге Ihnen dafür.“

„Sie“, rief Lina, „wer sind Sie denn also, wenn man fragen darf?“

„Ich bin Baron Handl, der Präsident der Keuschheitscommission.“

* * *

Der Zwerg war hineingegangen, um sie zu melden, Lina stand indeß mit klopfendem Herzen vor der Portièrè, welche das Boudoir der Primadonna der italienischen Oper, Signora Diana Pompili, der gefeiertesten Schönheit des damaligen Wiens und Maitresse des mächtigen Ministers Fürsten Kaunitz verschloß.

„Nur eintreten, Mademoiselle“, rief eine helle Stimme voll Heiterkeit und Wohlklang.

Der große, lächelnde Kopf des Zwerges theilte die schweren Vorhänge und nickte dem bescheidenen Mädchen aufmunternd zu. Lina holte noch einmal tief Athem und trat ein.

Auf einem türkischen Ruhebetto lag eine junge Dame in einem jener reizenden Schlafröcke mit einer großen Falte rückwärts, wie man sie auf den Bildern Watteau's sieht, und diese Dame war allerdings das Schönste, was die blonde Stickerin bisher von ihrem Geschlechte gesehen hatte. Diese schwungvollen Linien der Gestalt, diesen zugleich feinen und großen Schnitt

der Züge besitzt der Norden nur auf antiken Cameen und in den Bildwerken der Griechen; Augen wie diese, die hier unter den kühn gezeichneten dunklen Brauen glühen, träumen und drohen, hatte Lina bis jetzt nur im Belvedere bei den Schönen Titians und Paul Veronese's gesehen. Sie begreift, daß man dieses Weib lieben, ja anbeten muß, daß ein Mann demselben nur als Slave nahen kann, sie selbst fühlt sich der Signora gegenüber so klein, so arm, so häßlich, so demüthig.

Aber die Italienerin mit ihrem guten Herzen, ihrem glücklichen Instincte hat das gleich weg und sie zieht das deutsche schöne Mädchen zu sich auf das Ruhebett nieder und streichelt und küßt sie so lange, bis Blondchen sich bei ihr ganz heimisch fühlt und zu plaudern beginnt, von ihrer Mutter, ihren Lebensverhältnissen, ja von ihrer Liebe, und die schöne, mächtige Primadonna erwidert ihr Vertrauen und spricht von ihrer Heimat im Süden, ihren abenteuerlichen Schicksalen, ihrer Stellung bei der Oper und endlich von dem Fürsten Rauniz.

Sie entläßt das Mädchen, reich beschenkt mit allerlei Tand, die ein junges Herz erfreut, und mit zahlreichen Aufträgen und verspricht bald selbst bei ihr einzusprechen.

Frohen Muthes eilt Lina Dedermann nun zu der Gräfin Althahn und liefert das Sacktuch ab. Sie wird hier nur von der Kammerfrau empfangen, aber diese beglückt sie mit der Zufriedenheit ihrer Gebieterin und dem Befehle, sich sogleich bei der Fürstin Auerberg, der einflussreichen Hofdame der Kaiserin, in der Hofburg einzufinden, wo neue Bestellungen ihrer fleißigen Hände harren.

Geschäftig trippelte Blondchen die Treppe hinab und steht schon wenige Minuten später im Vorzimmer der Fürstin, es ist Niemand da um sie zu melden, und so hört sie, gegen ihren Willen, ein Gespräch, das in dem anstoßenden Boudoir geführt wurde.

Es sind zwei Stimmen, eine scharfe männliche und eine tief melodische weibliche, welche mit einander zu streiten scheinen.

„Sie zürnen mir“, sagt die männliche Stimme, „ist dies der Lohn meiner Liebe, meiner Anbetung?“

„Ich beschwöre Sie, verlassen Sie mich auf der Stelle“, flehte die weibliche Stimme, „Sie machen mich unglücklich, denken Sie doch an die Eifersucht der Kaiserin, wenn sie ahnen würde, daß Sie hier sind, daß Sie in mein Zimmer dringen, während ich bei der Toilette bin, wenn sie uns so fände, allein und mich in diesem Negligé.“

„So hören Sie mich doch nur an“, fiel die männliche Stimme ein.

„Ich will nichts hören, verlassen Sie mich —“

„Lassen Sie sich nur sagen, daß ich Ihr Diener sein will, Ihr Sklave.“

„Skaven befehlt man, ich befehle Ihnen also zu gehen.“

„Ich gehorche nur, wenn Sie mir ein Rendezvous geben.“

„Was fällt Ihnen ein?“

„Ich rühre mich sonst nicht von der Stelle.“

„Mein Gott! Wenn die Kaiserin —“

„Sie soll mich zu Ihren Füßen finden —“

Lina Dedermann hustete, um sich dem Päärchen im Boudoir anzumelden. Es wurde sofort still, dann rauschte ein Frauengewand.

Eine hübsche Frau von etwa dreißig Jahren steckte den Kopf durch die Vorhänge.

„Wer ist Sie?“ fragte sie beinahe barsch.

„Die Stickerin, welche die Frau Gräfin Althahn —“

„Warte Sie nur ein wenig“, erwiderte die Dame freundlicher und zog den Kopf zurück. Nach einer Weile rief sie: „Komm' Sie nur herein, Kleine.“

Lina trat in das Boudoir, dessen eine Ecke ein

mit weißen Vorhängen drapirter Toilettentisch einnahm, vor dem eben die Fürstin ihre Frisur beendet hatte, sie saß jetzt im Pudermantel auf einem kleinen Sopha und bestellte mit auffallender Hast und Unruhe einen weißen gestickten Schlafrock. Während Sie Lina das Dessenin übergab und ihre Wünsche erklärte, schien es dem Mädchen, als bewege sich von Zeit zu Zeit die Draperie des Toilettentisches; offenbar war hier der kühne Anbeter versteckt.

„Weiß Sie was“, sagte endlich die Fürstin, „ich habe jetzt den Kopf so voll, es ist besser, ich komme noch selbst zu Ihr wegen der Sache. Meine Zeit ist gemessen, also Adieu mein liebes Kind, Adieu!“

Lina empfahl sich und eilte nach Hause.

Raum hatte sie das Boudoir der Auersperg verlassen, so begann der Toilettentisch zu reden.

„Liebe Fürstin, wann geben Sie mir denn das versprochene Rendezvous?“

„Ich habe Ihnen nichts versprochen“, erwiderte die Fürstin, „ich habe heute Ihretwegen meine Kammerfrau fortgeschickt und Sie sind dafür recht indiscret, ich liebe Sie, ja, aber Sie müssen auf der Stelle fort.“

„Ich bleibe hier, bis Sie mir das Rendezvous bewilligen.“

„Sie sind ein unverbesserlicher Sünder.“

„Also?“

„Ein Rendezvous? Wo denn um Himmelswillen.“

„Öffenbar bei Ihnen.“

„Unmöglich. Sie vergessen die Kaiserin.“

„Wissen Sie einen andern Ort?“

„Nein.“

„Da fällt mir ein, bei der kleinen Stiderin, welche hier war.“

„In der That, das geht, ich will also hinkommen, ich will Alles arrangiren, nur verlassen Sie mich jetzt, ich bitte Sie, Majestät.“

Der Kaiser kam hinter dem Toilettentisch hervor, ließ sich vor der Auersperg auf ein Knie nieder und küßte ihre Hand, dann verneigte er sich tief und verließ rasch ihre Appartements.

Als er glücklich draußen war, athmete die Fürstin auf und machte das Kreuz.

* * *

Der nächste Morgen bot den Bewohnern Wiens ein seltsames Schauspiel, unter den Arrestanten, welche die Füße in Eisen, den Besen auf der Schulter, von einem Gefängnißaufseher gefolgt, klirrend auf dem Burgplatze erschienen, um vor der Thür der strengen Landesmutter zu kehren, sah man den Sprossen eines

edlen Geschlechtes, einen Löwen der damaligen Haute volke, den jungen schönen Baton von Kronenburg, welcher sein Gesicht den zahlreichen Neugierigen vergebens zu verbergen suchte, und während er, Thränen der Wuth und Reue in den Augen, seine Arbeit begann, erschien oben an dem offenen Fenster der Hofburg die Kaiserin, strahlend in Schönheit und Heiterkeit, lehnte sich auf die Ellenbogen gestützt herab und betrachtete ihn mit sichtlichem Behagen.

Es dauerte jedoch nicht lange, so theilte ein Wagen die gaffende Menge, es war Fürst Kauniz, der zum Vortrage bei der Kaiserin vorfuhr. Nachdem sein Lakai den Schlag geöffnet, stieg der große Staatsmann langsam heraus, küßte einer Dame, welche dicht verschleiert in seinem Wagen sitzen blieb, die Hand und hieß den Kutscher warten.

Als Kauniz in das Kabinet der Kaiserin trat, lag sie noch immer am Fenster und unterhielt sich mit dem grausamen Späße, den sie sich selbst bereitet hatte. „Schau Er einmal, Kauniz“, rief sie, sich vor Lachen schüttelnd, „mit welcher Grandezza der Kronenburg die Straße kehrt, es ist zum Todtlachen.“

Der Fürst warf einen Blick durch das Fenster und schloß es dann. Obwohl er in seinem schönen Pelzrock wohl verwahrt war, nahm er noch zum Ue-

berflusse das Battisttuch vor den Mund und begann so seine Relation.

Die Kaiserin ging während derselben, die Arme auf der Brust gekreuzt, mit großen Schritten auf und ab, von Zeit zu Zeit näherte sie sich dem Fenster, plötzlich blieb sie an demselben stehen, wurde unruhig, öffnete es und blickte hinaus.

Kaunig hustelte, hörte auf zu sprechen, hustelte wieder und als die Kaiserin ihre Promenade fortsetzte, beeilte er sich, neuerdings das Fenster zu schließen.

„Pardon“, sagte Maria Theresia lächelnd, „ich vergesse immer, daß Er die frische Luft so sehr fürchtet, fahr' Er nur fort, ich habe Alles gehört.“

Der Fürst hatte indeß kaum eine Depesche gelesen, welche auf den von ihm berührten Gegenstand Bezug hatte, als Maria Theresia neuerdings das Fenster aufriß und mit sichtlicher Aufregung einen Gegenstand auf dem Burgplatze fixirte.

„Was haben Eure Majestät?“ begann der Fürst.

„Sieht Er den Wagen dort?“ rief die Kaiserin.

Kaunig war an das Fenster getreten und blickte durch seine goldene Vornette.

„Ein Wagen, ja wohl, Majestät.“

„In diesem Wagen sitzt aber eine Dame.“

„Eine Dame?“

„Und noch dazu dicht verschleiert.“

„Warum soll denn in dem Wagen keine Dame sitzen?“ sagte Kaunitz, das Fenster wieder schließend.

„Weil — weil — ich wette, es ist etwas Unrechtes dabei“, sprach Maria Theresia immer heftiger, „wenn ich nur wüßte, wem der Wagen gehört.“

„Der Wagen gehört mir, Majestät“, entgegnete der Fürst.

„So? Warum hat Er das nicht früher gesagt, aber dann weiß er wohl auch, wer die Dame ist?“

„Allerdings, Majestät“, entgegnete der Fürst ruhig, „aber wollen wir nicht fortfahren —“

„Wer ist also die Dame?“

„Ich hätte beinahe vergessen, Majestät“, fiel Kaunitz ein, „die bewußte Angelegenheit mit dem römischen Stuhle —“

„Schon wieder diese Sache, von der ich nichts hören will“, rief die Monarchin ärgerlich.

„Der Papst erlaubt sich Eingriffe in unsere Rechte, Majestät“, fuhr Kaunitz fort.

„Ich aber sage Ihm, ich will vom Papste nichts hören.“

„Dann bin ich zu Ende.“

Die Kaiserin öffnete das Fenster wieder und der-

Fürst benutzte diesen Augenblick, um hüstelnd, das Tuch vor dem Munde, zu escapiren.

* * *

Als der Fürst aus dem Burgthore trat, fiel seinem scharfen Auge sofort ein verdächtig aussehender Mann auf, welcher um seinen Wagen herumgeschlich und offenbar spionirte, wer die verschleierte Dame in demselben sei; wie er den mächtigen Minister erblickte, zog er seinen Hut bis zur Erde, öffnete ihm den Schlag und half ihm einsteigen, dann verneigte er sich lächelnd, als aber der Wagen sich langsam in Bewegung setzte, trabte er demselben nach.

Die verschleierte Dame blickte indeß durch das kleine Fenster im Fond zurück und bemerkte es rechtzeitig.

„Excellenz“, begann sie aufgeregt, „man verfolgt uns, es ist derselbe Mann, der seit einer Stunde um den Wagen herumgeschlichen ist und mich beobachtet hat.“

„Derselbe, der mir einsteigen half?“ sagte Kauniß.

„Derselbe.“

„Nun, wir wollen sehen“, sprach der Fürst, zugleich öffnete er eines der Glasfenster vorne und befahl dem Kutscher nicht zu der Wohnung der Prima-

donna, sondern kreuz und quer durch die Stadt zu fahren.

Während der unfreiwilligen Spazierfahrt verlor das galante Paar den Späher wirklich aus dem Auge, kaum bog aber die schwerfällige Carrosse in die Herren-gasse, in welcher die Italienerin wohnte, so stand der Mann, der dem Reichskanzler den Schlag geöffnet hatte, wieder an der Ecke und grüßte.

„Haben Sie ihn gesehen“, flüsterte die Prima-donna.

Der Fürst nickte.

„Was hat dies zu bedeuten?“ fuhr die Italienerin fort, „ich fange an, mich zu fürchten.“ Sie schmiegte sich ängstlich an Raunitz an.

„Es ist offenbar ein Officiant der Keuschheits-commission“, erwiderte der Fürst, „welcher heraus-kriegen will, wer die Göttin ist, die mich begleitet.“

„Keuschheitscommission!“ wiederholte Diana, „mein Gott, Sie wissen, wie genau die Kaiserin in solchen Dingen ist, sie würde einer Kammer-sängerin, welche falsch singt, aber tugendhaft ist, der ersten Künstlerin Europas vorziehen, wenn die letztere eine Liaison hat. Sobald ich, und wäre es auch mit Ihnen, das geringste Aufsehen erzeuge, falle ich in Ungnade, verliere mein Engagement, um das mich alle Sängerinnen

Italiens beneiden, meine ganze Reputation, ja es ist möglich, daß mir der Pranger oder, wie dem Kronenburg, das Gassentehren winkt.“

Wieder öffnete der Fürst das Glasfenster und befahl dem Kutscher zu dem Palais der Staatskanzlei zu fahren.

„Es bleibt nichts übrig, als daß Sie ein Ayl bei mir annehmen“, sagte Kaunitz, „wir diniren zusammen und unter dem Schutze der Dunkelheit können Sie dann unbehelligt und unentdeckt mein Haus verlassen.“

„Ich nehme Ihren Vorschlag dankbar an“, entgegnete Diana, „ja, ich möchte lieber Kieselsteine essen, als morgen in dem Rapporte des Herrn Baron von Handl figuriren.“

„Verlassen Sie sich darauf, daß Monsieur Jean, mein französischer Koch, selbst Kieselsteine nicht bloß genießbar, sondern sogar geschmackvoll und pikant zu serviren versteht.“

„Ich bin überzeugt davon.“

„Aber dieser Spigbube“, sprach der Fürst sich umblickend, „er folgt uns in der That und in welchem Trab, wenn ich an die Seelenwanderung glauben würde, müßte ich annehmen, daß der Geist eines Wiener Fiakerrosses in den Kerl gefahren ist. Sehen Sie,

Signora, das ist die Freude, die man mit seinen Kindern erlebt."

„Wie?"

„Sie wissen vielleicht nicht, daß ich die Marotte der Kaiserin genährt habe, nur um sie zu meinen Zwecken auszubeuten und unter dem moralischen Deckmantel dieser Keuschheitscommission die Geheimpolizei, welche ich als Botschafter Oesterreichs in Paris an der Quelle zu studiren Gelegenheit hatte, bei uns eingeführt habe. Jetzt ist sie dafür, wie sie sehen, mir selbst auf dem Halse."

Die Italienerin lachte.

Die Carosse des Fürsten fuhr eben in den Hof der Staatskanzlei, der Portier schloß das Thor hinter derselben und Kaunitz führte die Primadonna an seinem Arme die Hintertreppe hinauf durch eine verborgene Tapetenthüre in ein mit Kunstgegenständen angefülltes kleines Kabinet, in welchem eine Viertelstunde später ein delikates Diner für zwei Personen servirt wurde.

Nachdem die Signora eine kleine Siesta gehalten, öffnete sie das Clavier, der Fürst selbst begleitete sie und sie sang ihre reizenden italienischen Arien bis es Abend wurde.

Der Fürst beeilte sich, die Primadonna, ehe noch

die Straßenlaternen angezündet waren, nach Hause zu bringen. Sie wickelte sich in ihren Pelz und zog den schwarzen venetianischen Schleier fest um den Kopf zusammen, dann verließen sie das Palais, Arm in Arm. Aber wehe! Da stand auch schon der Tugendwächter, grüßte ehrerbietig und folgte dem Paare, wie eine Laterne, auf zehn Schritte Entfernung.

„Ich bin verloren“, flüsterte die Italienerin, „der Palunke läßt nicht ab, und ich kann doch nicht bei Ihnen übernachten.“

„Kennen Sie denn Niemand, Signora, keine Dame, zu der ich Sie geleiten könnte, um den Menschen da zu täuschen?“ fragte der Fürst.

„Eine Dame? Da fällt mir das Mädchen ein, bei dem ich eben allerhand Stickerien bestellt habe. Dort kann ich bleiben, bis die Luft rein ist“, entgegnete Diana.

„Vortrefflich“, meinte der Fürst, „ich führe Sie also dahin und verlasse dann das Haus ohne Sie. Der Spitzbube ist dann überzeugt, daß Sie dort wohnen und gibt die Bahn frei.“

„Aber wird die hohe Keuschheitscommission annehmen, daß eine Stickerin oben im dritten Stode einen kostbaren Pelz besitzt?“

„Warum nicht“, meinte Kaunig, „wenn sie nur hübsch ist.“

Wieder war es Dämmerung und wieder ermahnte Mutter Decker mann das hübsche Töchterchen ihre Augen zu schonen, umsonst, Lina trillerte ein munteres Liedchen und stückte emsig fort an einem reizenden Nachtjäckchen für die schöne Sängerin, welche ihr Herz so ganz für sich gewonnen hatte, daß das Mädchen trotz seiner Armuth sie weder um die Gunst der Kaiserin, noch ihren Luxus oder den Fürsten Kaunig beneidete, ja um diesen am wenigsten, denn ihr Offizier war ja noch weit jünger und hübscher und als er plötzlich hereintrat, da flog sie herzlicher als je um seinen Hals und drückte einen derben Kuß auf seine Lippen. Im nächsten Augenblicke befand sie sich aber. „Nächstens werden Euer Gnaden bei helllichem Tage kommen“, spottete sie, „geniren Sie sich nur nicht, was liegt auch daran, ein armes Mädchen um seine Ehre zu bringen.“

„Lina! Was soll das?“ entgegnete der Lieutenant beinahe erzürnt.

„Das soll nichts weiter, mein Herr“, fuhr Blondchen fort, „als daß man von Ihren Besuchen bei mir weiß, daß die hohe Keuschheitscommission in Person hier war, um zu spioniren.“

„Die Keuschheitscommission?“

„Ja, Herr Baron Handl sind höchst eigenbeinig unsere Treppen emporgestiegen“, erzählte Lina, „und haben mich in's Verhör genommen.“

„Wie?“

In dem Augenblicke hörte man schwere Tritte die Treppe heraufkommen.

„Um Gotteswillen, wenn er das ist“, schrie Lina auf.

„Er? Wer?“ fragte der Lieutenant, in einer eiferfüchtigen Wallung an den Degen greifend.

„Mach Du mir auch noch Geschichten“, rief das Mädchen, „Du mußt fort — nein, das geht nicht — Du mußt Dich also verstecken.“

Es klopfte.

„Rasch! Rasch!“ flüsterte die Mutter, während Lina den Wandschrank öffnete, ihren Anbeter hineinstieß, hinter ihm sperrte und den Schlüssel abzog.

Es klopfte zum zweiten Male.

„Herein.“

Es war wirklich der Präsident der Keuschheitscommission, der jetzt eintrat, und sich vor den beiden Frauen artig verneigte.

„Was gibt uns die hohe Ehre“, begann die Mutter, sich erhebend.

„Ich komme in der Angelegenheit Ihrer Mademoiselle Tochter“, erwiderte Baron Handl mit seinem gutmüthigsten Lächeln.

„Wollen Sie vorerst Platz nehmen, gnädiger Herr“, sagte Frau Dedermann.

„Nur keine Umstände“, antwortete der Präsident, „ich nehme an, daß Sie mich für Ihren wahren Freund ansieht, Mademoiselle Carolina.“

„Wie sollte ich wagen“, sagte das Mädchen, die Augen niederschlagend.

„Wird er nicht ersticken?“ flüsterte ihr die Mutter zu.

„Der Schrank hat ja Luftlöcher“, gab Lina zur Antwort, „aber spioniren wird der Schelm.“

„Wie meinen Sie?“ fiel Baron Handl ein, der sich vergebens bemühte hatte, die Worte, welche die beiden Frauen wechselten, zu erfassen.

„Ich meine, daß Sie zu gütig sind, Herr Baron“, entgegnete Lina.

„Nicht mehr als Sie es verdient“, sagte der Präsident, „ich habe eine ganz besondere Affection für Sie, Mademoiselle Lina, und Sie wird dies leicht begreifen, wenn Sie jeder Zeit die mir von Ihrer Majestät übertragene hohe, ich möchte beinahe sagen, göttliche Mission im Auge behält, auf Erden über die

Tugend zu wachen. Sie ist ein braves Frauenzimmer, aber es ist nicht genug, daß Sie brav ist, Sie soll auch brav bleiben.“

„Ich hoffe —“

„Was hoffen“, unterbrach der Tugendhüter das Mädchen, „wir wollen sicher gehen, Sie soll hier in Wien gleichsam als ein Muster dastehen für den ganzen Bürgerstand. Das ist meine Sache.“

„Mein Gott, ich verstehe Sie nicht“, stammelte das Mädchen.

„Damit Sie nicht in Versuchung geführt wird durch Pracht und Luxus, Mademoiselle Lina“ fuhr Baron Handl fort, „denn der Luxus hat schon manches brave Frauenzimmer auf Abwege geführt, werde ich Ihr selbst ein feines Quartierchen nehmen auf dem Kohlmarkt oder Graben und es einrichten wie für eine Prinzessin und Kleider soll Sie haben, alles nach der Pariser Mode — und jeden Abend will ich Sie besuchen, Mademoiselle Lina, um Sie in Ihren Grundsätzen zu bestärken.“

„Herr Baron“, erwiderte Lina fest und ruhig, obwohl ihr schönes Gesichtchen von der dunklen Röthe des Jornes flammte, „ich brauche Niemand, der meine Rechtschaffenheit bewacht, ich bin Gott sei Dank bis jetzt ordentlich gewesen —“

Es klopfte wieder.

Frau Deckermann öffnete die Thür ein wenig und trat dann rasch hinaus. „Eine hohe Dame, Eina, mach' ein wenig Ordnung“, rief sie zugleich.

Das Mädchen verstand den Wink.

„Sie müssen fort, gnädiger Herr“, sagte sie.

„Ich?“ rief der Präsident seine Stirne trocknend, „lieber gleich in den Rachen der Hölle, man darf mich hier nicht sehen, und nun gar eine hohe Dame — versteck' Sie mich, Jungfer.“

„Das geht nicht“, erwiderte Eina entschieden, „was würde man denken.“

Aber der geängstigte Präsident hatte sich bereits in die Ecke hinter die spanische Wand geflüchtet, und von Frau Deckermann gefolgt trat die Fürstin Auerberg in die Stube. Sie nickte dem hübschen Mädchen freundlich zu nahm dann in dem Lehnstuhl Platz, um mit ihr eine Reihe von Bestellungen zu besprechen. Die Frauen waren indeß damit noch lange nicht zu Ende, als es wieder klopfte und auf das „Herein“ der Mutter Deckermann der Kaiser in einem weißen Mantel gehüllt, hereintrat.

„Mon Dieu!“ begann er, „welche Ueberraschung, Sie hier, Fürstin.“

„In der That, ich habe nicht erwartet, Eure

Majestät hier zu treffen“, entgegnete die Auerberg, während der Kaiser ihre Hand galant an die Lippen führte.

Frau Dedermann war mehr todt als lebendig, sie starrte den Monarchen sprachlos an, während Lina ihr Herz bis zum Halse hinauf klopfen fühlte.

Der Präsident, in Angstschweiß gebadet, blickte mit gefalteten Händen gegen den Himmel, als ob er sich und die Keuschkeitscommission dem Schutze desselben empfehlen wollte

„Sie wohnt hier recht hübsch, Madame“, wendete sich der Monarch zu Frau Dedermann, welche noch immer kein Wort hervorbrachte, dafür aber einen Knix machte, wie wenn sie in die Erde sinken wollte.

„Aber ein wenig beschränkt“, sprach die Fürstin mit einem bedeutsamen Blick auf ihren kaiserlichen Anbeter.

„Es scheint“, fügte dieser hinzu, „hat sie nur dies eine Zimmer?“

„Zu dienen, kaiserliche Majestät“, antwortete Lina.

„Hm!“ machte der Kaiser, „aber da ließe sich doch abhelfen, wenn Sie, schöne Fürstin, allenfalls das hübsche, brave Mädchen in ihren Schutz nehmen.“

„Wir sprechen noch davon“, meinte die Auerberg.

„Erlauben Sie mir sofort —“ begann der Kaiser, aber ein kräftiges Pochen unterbrach ihn.

„Wer ist da?“ fragte Lina, welche schnell zur Thüre geeilt war und den Kiegel vorgeschoben hatte, denn sie war jetzt nicht mehr im Zweifel darüber, daß die männliche Stimme im Boudoir der Fürstin die des Kaisers gewesen war und die Zusammenkunft bei ihr keine zufällige sei.

„Ich bin es, liebe Mademoiselle“, gab die volle, melodische Stimme der italienischen Primadonna zur Antwort, „mach' Sie doch gleich auf, ein Mann verfolgt mich, er ist schon auf der Treppe.“

„Augenblicklich“, erwiderte Lina.

„Man darf uns hier nicht treffen“, flüsterte die Auersperg, „schicke Sie doch die Person fort.“

„Das kann ich nicht“, entgegnete Lina, „aber ich will Sie verstecken.“

„Wo aber?“ fragte der Kaiser, sichtlich aufgeregt.

„Hier“, Lina theilte die Bettgardine.

Die Auersperg flüchtete sich rasch hinter dieselbe, während der Kaiser ohne viel zu fragen ihr folgte.

„So“, Lina öffnete, Diana trat von Kaunitz begleitet rasch herein, winkte ihr die Thür zu schließen und warf zugleich ihre Hüllen ab. „Sie muß schnell

meine Sachen nehmen, liebe Lina, und den Kerl fortweisen, ja?"

Ehe das Mädchen noch verstand, um was es sich handelte, war mit der energischen Hilfe der Italienerin die Metamorphose vollbracht.

Es klopfte wieder.

„Geh' Sie nur hinaus und sei Sie recht grob mit ihm“, bat Diana.

Das Mädchen trat, ohne weiter zu überlegen, in dem prachtvollen Pelz der Primadonna, tief verschleiert hinaus. Ein Mann, der vor der Thüre stand, wich ehrerbietig zurück und zog den Hut.

„Ich wollte nur fragen, ob hier Jungfer Deckermann wohnt?“ sagte er höflich.

„Allerdings“, antwortete Lina.

„Kann ich sie sprechen?“

„Ich bin die Deckermann“, zugleich ließ das Mädchen den Schleier fallen.

Der fremde Mann blickte einen Augenblick mit aufrichtigem Wohlgefallen in das hübsche, frische Gesicht des jungen Mädchens, das durch den kostbaren dunklen Pelz ein gar vornehmes Relief bekam und verneigte sich dann artig.

„Das ist mir genug“, sagte er und ging rasch die Treppe hinab. Als er aus dem Hause treten wollte,

wurde er jedoch von zwei anderen Männern sehr höflich, aber energisch angehalten.

„Verzeihen Sie, mein Herr“, sagte der eine derselben, „aber Sie müssen uns schon erlauben, Ihr Gesicht beim Lichte näher zu betrachten.“

„Mit Vergnügen“, entgegnete der, der von oben kam. Sie führten ihn hierauf zur nächsten Straßenlaterne. „Hol' mich der Teufel, Luchsheim!“ rief der eine in dem Augenblick, wo das Licht auf das Spitzhubengesicht des Angehaltenen fiel.

„Oh! Ihr Hallunken“, erwiderte dieser lachend, „Ihr Taugenichtse, ist das Eure Wachwachsamkeit, sind daß Eure guten Augen?“

„Ja, was machst denn Du hier“, begann der eine der Spione.

„Ich“, erwiderte Luchsheim, „ich habe Entdeckungen gemacht.“

„Du auch?“ riefen die beiden Anderen.

„Ich auch“, spottete Luchsheim, „habt Ihr etwa außer meiner hohen Person noch wen erwischt? Ich sage Euch aber, ich habe Alles heraus, Alles, ich habe das Pärchen bis hierher verfolgt.“

„Was für ein Pärchen?“ fragten die anderen Officianten der Keuschheitscommission.

„Die Dedermann offenbar und den Herrn vom Hofe.“

„Ich auch“, riefen die beiden Anderen.

„Ihr auch“, wiederholte Luchsheim ungläubig, „nun, wer soll es denn sein?“

„Ich bin ihm bis hierher nachgeschlichen“, sagte der eine, „es ist Niemand Geringeres als der Kaiser.“

„Der Kaiser“, lachte Luchsheim, „o! Du unverbesserliches Rhinoceros! der Fürst Raunig ist es.“

„Der Raunig“, spottete der Dritte. „Erstens ist er gar nicht mit dem Mädel gekommen, sondern allein, und zweitens ist es gar kein Herr vom Hofe, sondern —“

„Wer sonst?“

„Unser Herr Präsident.“

„Der Handl?“

„Der Handl; ich bin ihm bis hierher nachgegangen, und über die Treppe bis zur Dedermann'schen Thüre.“

„Unfinn“, schrie Luchsheim, „ich verfolge sie ja seit Mittag, ich habe ihn bei hellem Tage zu ihr in den Wagen steigen sehen in der Hofburg.“

„Den Kaiser?“

„Nein, den Raunig“, erwiderte Luchsheim, und ich gehe stante pede zur Kaiserin, es ihr zu melden.

„Ich auch“, schrie der Zweite, „ich werde ihr melden, daß es der Handl ist, der alte Sünder.“

„Und ich leiste einen Eid“, rief der Dritte, „daß es der Kaiser ist.“

* * *

Das kluge Mädchen war indeß unbemerkt Luchsheim die Treppe hinab gefolgt und hatte hinter dem einen geschlossenen Thürflügel ihres Hauses sein Gespräch mit den beiden anderen Officianten der Keuschheitscommission belauscht, sie hatte nicht Alles verstanden, aber genug um die ganze Größe der Gefahr ermessen zu können, in welcher in diesem Augenblicke sie selbst und alle in ihrem Stübchen versammelten hohen und niedern Personen schwebten. Sobald sie sich überzeugt hatte, daß die drei Spione den Weg zur Hofburg einschlugen, flog sie, so rasch es ihr nur der schwere, ungewohnte Pelz gestattete, die Treppe empor und stürzte mit dem Rufe: „Wir sind alle verloren“, in ihr Stübchen.

„Verloren? wie?“ fragte Diana aufgeregt, während Kauniz die Unglücksbotin ruhig durch seine Vorgnette fixirte, zu gleicher Zeit hatten die spanische Wand, die Bettgardine und der Schrank heftige Emotionen, welche jedoch in der allgemeinen Bestürzung von Niemanden bemerkt wurden.

„Die Kerls denunciren uns der Kaiserin“, fuhr Lina fort.

„Wie?“ rief die Mutter entsetzt.

„Sie sind auf dem Wege in die Burg“, sagte Lina.

„Aber was wollen sie denn denunciren?“ fragte Rauniz, ohne nur einen Moment seinen historischen Gleichmuth zu verlieren.

„Darüber sind sie selbst noch uneins“, erwiderte Lina, in der Absicht alle Anwesenden zugleich zu warnen. „So viel ist gewiß, daß sie einem Liebespärdchen auf der Fährte sind und meine Wenigkeit bei allen dreien als die Heldin des Abenteuers gilt, über den Galan aber gehen ihre Meinungen sehr auseinander ein Jeder will ihm bis zu meinem Hause auf dem Fuße gefolgt sein, trotzdem behauptet der eine, es sei Seine Excellenz Fürst Rauniz, der andere, es sei der gestrenge Herr Präsident der Keuschheitscommission, Baron Handl, und der dritte gar Seine Majestät der Kaiser.“

„Seltsam“, murmelte Rauniz, „aber in jedem Falle ist die Luft da unten jetzt rein und wir wollen dies benutzen, um rechtzeitig zu verschwinden, denn wie ich meine Kaiserin kenne, ist sie im Stande und kommt auf die Meldung dieser Gallunken in höchstehener Person hierher.“

Der Schrank seufzte bei dieser Aussicht tief auf, die spanische Wand bebte vor Angst und die Bettgardine blähte sich wie das Segel eines vom Sturm gepeitschten Schiffes auf.

„In jedem Falle rechnen Sie auf meinen Schutz und meine Protection“, sagte der Fürst huldvoll, gab der Primadonna, welche indeß in ihren Pelz geschlüpft war, galant den Arm und führte sie die Treppe hinab.

Raum hatte das erste Liebespäpchen die Stube verlassen, kam das zweite hinter der Bettgardine hervor.

„Liebe Jungfer“, flüsterte die Auersperg, „will Sie so gut sein und nachsehen, ob wir ohne Gefahr aus dem Hause können?“

Lina eilte hinaus und kehrte fast athemlos mit der Meldung zurück, daß weithin nichts Verdächtiges zu bemerken sei. Die Fürstin küßte hierauf Lina rasch auf die Stirn und sprach: „Ich werde Ihr das nie vergessen, gutes Mädchen, was Sie heute treu an mir gehandelt.“

Lina verneigte sich stumm.

„Sie kann sich von ihrem Kaiser jede Gnade ausbitten, Mademoiselle“, fügte der Gemahl Maria Theresia's hinzu, „gute Nacht.“

Damit empfahl er sich und eilte, mit der galanten Hofdame das Freie zu gewinnen.

„Nun, sehen Sie wie Sie hinauskommen, Herr Präsident!“ rief Lina.

„Ich eile jetzt, liebe Kleine“, flüsterte der in Angstschweiß gebadete Keuschheitsminister, ihr eine Kußhand zuwerfend, „aber ich komme wieder und werde mich Ihr dankbar zeigen, Adieu, Adieu!“

Als endlich auch er die Treppe hinabpolterte, begann der Lieutenant im Wandschrank Spectakel zu machen.

„Gleich, gleich“, rief Lina, während sie lachend ihren Anbeter in Freiheit setzte, „nun aber fort, so schnell Dich Deine Füße tragen, Leopold.“

Der Offizier schlang seinen Arm um die Geliebte und schloß ihr mit einem herzhaften Kuß den Mund, dann schritt er, ohne sich besonders zu beeilen, sporenklirrend die Treppe hinab.

Vor dem Thore ergriff unerwartet eine hohe, dichtverschleierte Dame in einem dunklen Mantel seinen Arm.

„Halt mein Herr, gedulde Er sich“, sagte sie fest, ja gebieterisch.

„Womit kann ich dienen?“ erwiderte der Lieutenant.

„Ich will seinen Namen wissen, mein Herr.“

„Meinen Namen? das ist recht spaßhaft, meine Gnädige“, sprach Planta, seinen Schnurrbart drehend.

„Spaßhaft oder nicht“, entgegnete die Verschleierte, „ich will, daß er mir auf der Stelle antworte.“

„Oho, nur nicht so hitzig“, rief Planta, „hat man vor einem kaiserlichen Offizier nicht mehr Respekt?“

„Keinen Straßenspektakel, wenn ich bitten darf“, sagte Luchsheim, mit seinen Spießgefellern vortretend, „lassen Sie uns bei der Laterne Ihr Gesicht sehen, Herr Offizier, und es ist gut.“

„Mein Gesicht, was wollt Ihr von meinem ehrlichen Gesicht, Ihr Spitzbuben“, schrie der Lieutenant, „wer seid Ihr überhaupt, Rede gestanden, oder ich ziehe vom Leder.“

„Im Namen der hohen kaiserlich königlichen Keuschheitskommission“, rief Luchsheim.

„Keuschheitskommission!“ unterbrach ihn der Offizier, aus vollem Halse lachend, „ich habe mir weiß Gott nicht eingebildet, daß die leibhaftig als eine schöne Dame herumgeht, allen Respekt vor ihr, Frau Keuschheit.“ Er machte der Verschleierten eine spöttische Reverenz. „Ihr k. k. Gallunken aber nehmt die Füße auf den Buckel!“

Als die Offizianten die Bahn nicht sofort freigaben, zog der Lieutenant, ohne sich lange zu besinnen, seinen Degen und hieb mit der flachen Klinge auf sie los. Sie ergriffen die Flucht in der Richtung des

Rothenthurmthores, während Planta sich lächelnd der verschleierte Dame näherte.

„Ich habe Ihre Begleiter vertrieben, gnädige Frau“, sprach er, ihr galant den Arm bietend, „erlauben Sie mir daher, Sie nach Hause zu führen.“

„Er hat wirklich den Muth dazu“, erwiderte die Verschleierte.

„Warum nicht?“ sagte Planta, „ist die Expedition so gefährlich, lauert irgendwo ein eifersüchtiger Gemal? Uebrigens werden Sie wohl wissen, daß es einem kaiserlichen Offizier nie an Courage mangelt.“

„Er führt mich also bis zu meiner Thür?“

„Wie Sie befehlen.“

Ein voller Frauenarm lehnte sich nachlässig vornehm auf den des Lieutenants.

„Wohin also?“ fragte dieser.

„Ich werde Ihn schon führen“, erwiderte die Verschleierte, indem sie die Richtung des Stefansplatzes einschlug, „aber hat Er so wenig Respect vor dem Gesetz, vor der Kaiserin, daß Er ihre Diener so behandelt, mein Herr Offizier, das ist ein grober Gewaltact was er da verübt hat.“

„Respect habe ich vor meiner Kaiserin“, fiel der Lieutenant ein, „vor diesen k. k. Gallunken aber und der ganzen hohen Keuschheitscommission nicht den min-

desten. Mein Leben gehört der Kaiserin, weil sie eine große Regentin, eine gute Frau, und, was in den Augen eines jungen Lieutenants auch etwas werth ist, das schönste Weib ist, das ich gesehen habe. —“

„Meint er?“

„Unbeschadet Ihrer Reize, meine Gnädige, muß ich das doch behaupten. Was mir aber von der Kaiserin fatal ist —“

„Fatal? So?“

„Ja, geradezu unausstehlich“, rief der Lieutenant, „das ist ihre Eifersucht.“

Die Verschleierte begann herzlich zu lachen.

„Verzeihen Sie, aber ich finde das gar nicht lächerlich“, fuhr er fort, „denn die sonst so verständige Frau wird durch diese Schwäche zu allerhand Unsinn verleitet.“

„Unsinn!“ rief die Verschleierte mit einem Tone, der den jungen Offizier beinahe erschreckte, „Er muß zuerst überlegen und dann sprechen.“

„Was ist da zu überlegen“, erwiderte Planta, „kann es einen größeren Unsinn geben, als diese Keuschheitscommission, welche nur dazu gut ist, die anständigen Leute zu veriren und den Hallunken Vorschub zu leisten?“

„Den Hallunken?“

„Wie zum Beispiel diesem Handl, der unter dem Vorwande über die Moral zu wachen, ehrbare Mädchen mit seinen Anträgen verfolgt.“

„Leeres Gerede“, rief die Verschleierte, „aber Ihn scheint die Keuschheitscommission gewaltig zu geniren.“

„Gewiß, weil ich ein anständiger Mensch bin“, sagte Planta.

„Er geht aber doch auf nächtliche Abenteuer aus.“

„Da ist wieder die hohe Commission daran Schuld“, antwortete der Lieutenant, „die es einem ehrlichen Liebhaber unmöglich macht, sein braves Mädchel bei Tage aufzusuchen.“

„Gibt es auch ehrliche Liebhaber beim Militär?“ fragte die Verschleierte.

„Gewiß.“

„Solche, die ein braves Mädchel heirathen wollen?“

„Ja, wohl wollen, aber nicht können.“

„Warum aber nicht?“

„Weil die Gage, welche unsere große Kaiserin zahlt, kaum für den Lieutenant genug ist, und erst für Frau und Kinder —“ erwiderte Planta, „und wenn also das brave Mädchel kein Vermögen hat —“

„So muß Er sehen, daß Er avancirt“, fiel die Unbekannte ein, sich auszeichnen —“

„Wo etwa?“

„Im Kriege.“

„Was hilft das, es gibt Andere, die sich im *Bou-
Voir* auszeichnen und einem dann doch vorkommen.“

Die Verschleierte lachte wieder einmal herzlich.

„Und hat Er sein Mädel wirklich so lieb?“

„Das will ich meinen, es ist aber auch das beste
Geschöpf in ganz Wien.“

„Wie heißt die Jungfer?“

„Eina Dedermann.“

„Dedermann!“ rief die Verschleierte, „Er ist also
der Liebhaber, der Nachts in die Rothenthurmstraße
schleicht, in das Haus zum goldenen Fisch.“

„Nun, was ist da Unrechtes dabei.“

„Aber wie kommt Er in die Burg?“

„In die Burg? — wenn ich commandirt bin —
wie zum Beispiel vorgestern.“

Die Verschleierte blieb einen Augenblick stehen
und lachte wieder.

„Aber Sie sind sehr heiter Madame“, . sagte
Planta.

„Da ist Er schuld daran“, erwiderte die Unbe-
kannte, „wenn er aber das Mädel so sehr liebt und
gute Absichten hat mit der Dedermann, warum ver-
traut Er sich nicht der Kaiserin, statt Nachts herum-
zuschleichen, wie ein Bagabund?“

„Bitte —“

„Aber dazu fehlt Ihm wohl die Courage?“

Jetzt erst bemerkte der Lieutenant, daß er mit seiner Begleiterin vor der Burg angelangt war. Sie blieb stehen und zog mit einer graziösen Bewegung ihren Arm aus dem seinen.

„Hier bin ich zu Hause“, sagte sie.

„In der Burg?“ stammelte der Offizier nicht wenig erschrocken, „Sie gehören am Ende zum Hofe, meine Gnädige. —“

„Allerdings —“

„Nun da habe ich eine schöne Dummheit gemacht —“

„Warum —?“

„Gabe Ihnen so mir nichts, dir nichts, mein Herz ausgegüßet und Sie sind im Stande und denunciren mich der Kaiserin —“

„Ich sage der Kaiserin kein Wort von Allem, was Er mir gestanden hat, nicht einmal, daß Er sie für das schönste Weib ansieht, und das würde ihr doch schmeicheln. Meine Hand darauf.“

Sie reichte ihm ihre volle, kleine Hand, welche der Offizier galant küßte.

„Ich danke Ihm für die Begleitung. Adieu!“

Damit lehrte sie ihm den Rücken und er sah sie noch majestätisch durch das Thor der Hofburg schreiten.

* * *

Das war eine Verwirrung in dem Stübchen bei Deckermann am nächsten Morgen. In aller Frühe schon hatte ein kaiserlicher Hatzschier einen Zettel gebracht mit dem Befehl, die Jungfer Lina habe sich um 10 Uhr im Audienzsaal der Kaiserin einzufinden und ihr Moralitätszeugniß mitzubringen. Der grobe, blaugraue Wisch trug den Namenszug: Maria Theresia.

Die Mutter kniete vor dem heiligen Antonius und betete und Lina hatte rothgeweinte Augen, als der Lieutenant Leopold von Planta in voller Paradeuniform hereintrat.

„Das ist eine schöne Geschichte“, begann er, „die Kaiserin hat mich vor sich citirt, Alles ist verrathen, und ich bin auch selbst schuld an unserem Unglück.“

„Da lies“, erwiderte das Mädchen ihm den Zettel hinhaltend.

„Du bist auch citirt“, rief der Offizier, „es wird immer besser.“

„Wo soll ich bis 10 Uhr ein Moralitätszeugniß aufreiben“, jammerte Lina.

„Dazu wäre denn ich da“, rief in diesem Augen-

blick eine schwere, polternde Stimme, „ihr wohlaffectionirter Freund Handl.“

„Na, Sie kommen gerade recht, Herr Baron“, rief Lina, „Sie sind schuld an unserem ganzen Unglück. —“

„Ich? mein Gott, ich bin selbst in der Klemme“, erwiderte der Präsident, „da liez Sie —“, er reichte ihr einen Zettel, der auf ein Haar jenem Lina's und des Offiziers glich.

„Was? Sie auch!“ rief das Mädchen.

„Es geht mir an den Kragen, liebes Linschen“, flehte der Präsident der Keuschheitscommission; „wenn Sie mich nicht rettet, einer meiner Officianten hat mich der Kaiserin denunciirt, meine eigenen Creaturen zeugen wider mich, man hat mich Abends zu Ihr schleichen sehen, aber Sie wird sagen, liebes Linschen, daß es ein Anderer war, nicht wahr?“

„Ein Anderer?“ fragte Lina erstaunt.

„Wer immer, nur nicht ich“, jammerte der Präsident.

„Das geht doch nicht“, entgegnete Lina, „ich muß wohl der Kaiserin die Wahrheit sagen.“

„Nichts darf Sie ihr sagen, liebes Linschen, es wird bei Gott nicht Ihr Schade sein, aber Sie muß einen Andern nennen“, fuhr der Präsident fort.

„Ja, aber wen?“ entgegnete das Mädchen.

„Hat Sie denn keinen Liebhaber?“ sagte der Keuschheitspräsident, mit einem Blick auf den Offizier.

Die Dedermann lächelte spitzbübisch.

„Wenn Sie einen Anbeter hat, der sie liebt, und der es redlich mit ihr meint, woran ich nicht zweifle“, fuhr der Präsident fort, „so sage Sie nur Alles frisch weg bei der Audienz und Sie macht noch Ihr Glück, denn es ist eine Art Leidenschaft der Kaiserin, Leute zu verheiraten, welche sonst nicht zusammen kämen.“

„Aber vor Allem brauche ich ein Moralitätszeugniß —“, sprach Lina, an ihrer Schürze zupfend.

„Nun, wenn es nichts weiter ist“, rief der Baron Handl lachend, „Sie soll ein Testamonium haben, wie noch keines von mir ausgestellt wurde, seitdem die Keuschheitscommission besteht. Gib Sie mir Feder, Tinte und Papier —“

Lina eilte, das Verlangte zur Stelle zu schaffen, der Herr Präsident zog hierauf seine Handschuhe aus und schrieb mit einem faunischen Lächeln:

Moralitäts-Zeugniß.

Es wird hiermit bestätigt, daß die Jungfer Lina Dedermann, wohnhaft in der Rothenthurmstraße beim goldenen Fisch, sich des besten Leumunds erfreut, einen durchaus sittlichen, ehrbaren und anständigen Lebens-

wandel führt, sich redlich und fleißig von ihrer Hände Arbeit ernährt und mit einem Worte als ein leuchtendes Muster der Sittsamkeit aufgestellt werden kann.

R. I. Keuschheitscommission.

Baron Handl.

„So, ist das nicht ein Zeugniß, das sich gewaschen hat?“ rief der Präsident, das Aktenstück dem Mädchen überreichend.

„Ich bin sehr dankbar“, sagte Lina mit einem halbspöttischen Knig.

„Nun viel Glück zur Audienz und meine Referenz allerseits.“

Nicht lange nachdem Baron Handl das Haus verlassen hatte, klopfte Fürst Raunig an Lina's Thüre.

„Ich störe doch nicht“, sagte er, als er den jungen hübschen Offizier erblickte.

„Ich bitte Excellenz“, rief Frau Deddermann.

„Dieser Herr Lieutenant von Planta ist mein Bräutigam“, sagte Lina, welche mit dem Moralitätszeugniß in der Tasche Muth bekam.

„Ihr Bräutigam, ah! das trifft sich charmant“, erwiderte Raunig mit seiner unerschütterlichen Ruhe, „weiß Sie, Mademoiselle, daß man mich mit Ihr im Verdachte, ja sogar der Kaiserin denuncirt hat, aber Sie wird die Sache aufklären, Sie wird aussagen

daß Sie es war, die gestern von ihrem Bräutigam begleitet, zu mir in mein Palais fuhr, um für ihn das Patent eines Oberlieutenants zu erbitten und dann an seinem Arme zu Fuß nach Hause zurückkehrte und damit kein Zweifel ist —“ der Fürst setzte sich an den Tisch und warf einige Worte auf einen Bogen — „hier die Ernennung, das Patent kann sich der Herr Oberlieutenant in einer Stunde selbst holen.“

„O! mein Gott“, rief Lina.

„Welche unverdiente Gnade“, stammelte der Offizier.

Der Fürst grüßte huldvoll mit der Hand und entfernte sich rasch.

„Nun soll man nicht an Wunder glauben“, jubelte Lina, „ist der Mensch da Oberlieutenant geworden im Handumdrehen für seine Heldenthaten im Wandschrank da“, und sie fiel ihm um den Hals, und die Liebenden sangen und sprangen in der Stube umher, daß Alles, was auf Kästen und Tischen stand, mitzutanzten begann.

Mitten in die tolle Mette trat der Kaiser herein. Der Offizier nahm Stellung an den Hofnägeln. „Daß Er das sein, Herr von Planta“, rief der leutselige Monarch, „wir sind ja unter uns. Ich komme in einer schlimmen Angelegenheit, meine liebe Kleine.

Die Kaiserin weiß, daß ich gestern bei Ihnen war —“

„Offenbar eine Verwechslung, Majestät“, fiel Lina ein, welcher immer dreister wurde.

„Wie?“ sprach der Kaiser.

„Majestät tragen denselben Mantel, wie mein Bräutigam —“

„Und folglich —“

„War es Herr von Planta, welcher gestern Abend —“

„O! Sie hat Esprit, Mademoiselle“, rief der Kaiser, „nicht wahr, Herr Lieutenant?“

„Oberlieutenant“, corrigirte Lina.

„In welchem Regimente?“

„Raunig.“

„Raunig?“ wiederholte der Kaiser, dann slog plötzlich ein Lächeln über sein Gesicht, „da komme ich also zu spät, denn ich hatte die Absicht, ihn in meinem Regimente — aber was ist da zu machen, da er schon Oberlieutenant ist —“

„Majestät können ihn ja zum Hauptmann machen“, fiel Lina ein, „es giebt Fürsten und Grafen genug bei uns in Oesterreich, welche es in der Wiege werden, der da ist wenigstens ausgewachsen.“

Der Kaiser lachte laut auf und sagte dann:

„Sie hat recht, Mademoiselle. Er kann sich in einer Stunde das Patent holen, Herr Hauptmann.“

Lina fiel dem Kaiser zu Füßen, er hob sie auf, indem seine Lippen leicht ihre Stirne berührten, und war, ehe der vor Freude versteinerte Offizier ihm danken konnte, zur Thüre hinaus.

„Nun können wir heirathen“, jauchzte Lina und lachte und weinte durcheinander, der neugebackene Hauptmann saß sprachlos im Lehnstuhl und drehte, ohne es zu wissen, seinen Schnurrbart, Frau Dedermann betete.

Wieder klopfte es und die Fürstin Auerberg trat dicht verschleiert ein: „Nur einen Augenblick, mein liebes Linschen“, begann sie, „ah, ist dies Ihr Bräutigam?“

„Zu dienen, Durchlaucht.“

„Gratulire beiderseits, und ich komme nur, um zu fragen, wenn die Hochzeit ist und um Ihr zu sagen, liebes Linschen, daß ich Ihr die ganze Ausstattung gebe, das lasse ich mir nicht nehmen.“

Kaum hatte die Fürstin den Dank des jungen Baares empfangen, so klopfte es wieder. Die Auerberg trat rasch hinter die spanische Wand und herein stürmte die schöne Italienerin in einer pompösen mit Hermelin besetzten Polonaise von Rosa Atlas, während

ihr Zwerg den Pelz und Schleier, welchen sie gestern getragen hatte, auf dem Arme trug.

„Liebe Lina“, rief sie, das Mädchen fürmisch umarmend, „der Fürst hat mir Alles gesagt, Sie opfert sich für uns, gute Seele, nun, der Himmel wird es Ihr lohnen, damit aber jeder Zweifel schwindet, muß Sie meinen Pelz und Schleier nehmen, wenn Sie zur Audienz geht.“

„Und wenn die Kaiserin mich fragt, wie ich zu der Pracht komme?“ meinte Lina.

„So sagt Sie, es ist ein Geschenk der Signora Diana di Pompili“, erwiderte die Primadonna, „denn ich bin gekommen, Sie zu bitten, daß Sie den Pelz von mir annimmt.“

„Aber Signora, Sie sind zu gütig“, deprecirte Lina.

„Und auch dies“ — Diana zog ein Stui hervor und reichte es dem Mädchen, das es verlegen öffnete, und als es ihr daraus entgegenbligte, beinahe erschraf.

„Diamanten!“ stammelte sie, „das ist ja zu viel.“

„Sie verdient mehr, als ich Ihr geben kann“, erwiderte die Primadonna, „ich bitte Sie aber, mit dem Wenigen zufrieden zu sein und Ihre aufrichtige Freundin nicht zu vergessen.“

Es schlug vom Stefansthurme halb zehn Uhr.

„Um Gotteswillen zieh Dich an, Kind“, rief die Mutter, „es ist Zeit zur Audienz.“

Die Sängerin nahm hierauf mit einem Kusse von dem liebenden Mädchen Abschied. Als sie fort war, kam die Fürstin hervor, flüsterte Lina ein paar liebenswürdige Worte über ihren Anbeter in das Ohr und verließ dann gleichfalls eilig das ominöse Haus. Als Lina fertig war, machte ihr die Mutter das Kreuz auf die Stirne und segnete sie.

„Nun es wird uns hoffentlich nicht den Kopf kosten“ sagte Planta.

„Nun, in Gottes Namen“, sprach Lina, „zur Kaiserin.“

* * *

Als Planta vorgerufen wurde, stand Maria Theresia in einem Kleide von blauer Seide mit viereckigem Ausschnitt, welcher ihre üppige Brust sehen ließ, an ihrem Schreibtische und stützte die Hand auf denselben.

„Er macht mir schöne Geschichten, mein Herr Offizier“, begann sie, „fängt Amouren mit rechtschaffenen Bürgermädchen an, verspricht das Heirathen und weiß doch, daß die Gage, welche ich zahle, kaum für Ihn genug ist.“

Der junge Offizier erschrad nicht wenig, denn er

hörte seine eigenen Worte von gestern aus dem Munde der Monarchin und erkannte ihre Stimme.

„Majestät“, stotterte er, „ich — Sie — wie konnte ich denken“ —

„Nun, er hat mir recht böse Dinge gesagt“, unterbrach ihn die Monarchin lächelnd, „aber es sei Ihm verziehen, erstens weil ich gerne die Wahrheit höre, und dann, weil er mich gar so schön findet.“

Planta wurde über und über roth wie ein verschämtes Mädchen.

„Aber es hilft Ihm nichts“, fuhr Maria Theresia fort, „Er muß jetzt die Dedermann heirathen, will Er?“

„Oh! ich bin der glücklichste Mensch“, rief Planta.

Maria Theresia klingelte, Ihr vertrauter Kammerdiener Gebler führte auf dieses Zeichen, wie sie es befohlen hatte, die Jungfer Dedermann herein. Die Kaiserin ging auf sie zu und betrachtete sie mit sichtbarem Wohlgefallen, plötzlich aber verfinsterte sich ihre Stirne.

„Wie kommt Sie zu dem Pelz, Mamsell“, sagte sie, „der ist ja ein wahres Prachtstück, hat Sie sich den mit Ihrem Stücken verdient?“

„Zu dienen, Majestät“, erwiderte Lina unerschrocken, „ich habe sehr viel für die Pompili gearbeitet

und die Signora hat mich sehr lieb gewonnen und hat mir ihren eigenen Pelz zum Hochzeitsgeschenk gegeben.“

„So“ — die Stirne der Kaiserin erheiterte sich, „ich habe Sie rufen lassen, weil ich gehört habe, daß Sie ein Ausbund der Tugend ist. Hat Sie ihr Moralitätszeugniß bei sich?“

Lina übergab es knieend der Monarchin, welche es langsam und aufmerksam las.

„Das ist einmal schön“, sagte Maria Theresia, „ich liebe die Sittsamkeit. Sie geht wohl auch fleißig in die Kirche? Nun, ich gebe also meine Einwilligung, Sie kann meinen Offizier da heirathen und so lange Sie lebt hat Sie eine Pension von mir und Ihre Duben sollen in der Wiener Neustadt erzogen werden zu braven kaiserlichen Offiziren, denn — das kann Ihr Zukünftiger da am besten sagen — wenn auch die Bage klein ist, so ist doch die Ehre groß.“

Die Liebenden warfen sich der Monarchin zu Füßen, welche sie segnete und dann huldvoll aufhob.

Nach ihnen erschien der Präsident der Keuschkeitscommission, den Angstschweiß auf der Stirne, im Audienzsaal.

„Nun, es hat sich Alles zum Besten aufgeklärt mit

der Dedermann“, sagte Maria Theresia, „unser Verdacht war unbegründet.“

„Ja — ja — wohl“, stotterte der Präsident.

„Aber Seine Officianten sind keinen Schuß Pulver werth“, fuhr die Kaiserin fort, „Ein jeder von Ihnen hat einen Anderen zu dem Mädchen gehen sehen und das Beste von der Sache ist, sogar Ihn hat man als den Verehrer des Mädchens denuncirt, den! Er, Handl.“

Die Kaiserin brach in ein schallendes Gelächter aus. —

Und Abends, als der Kaiser in ihr Boudoir trat, saß Maria Theresia in ihrem grünen Schlafpelz auf dem türkischen Divan und lächelte ihm zu.

„Habe ich wieder eine Strafe verdient?“ fragte er, ihre Negligée musternd.

„Nein, heute soll es eine Belohnung sein“, rief die Kaiserin, die Zipfel ihres Schlafpelzes emporhebend, „ich habe Dich im Verdacht gehabt —“

„Mit wem denn wieder?“

„Mit einer gewissen Dedermann.“

„Und“

„Ich habe Dir Unrecht gethan. Das erste Mal seitdem wir verheirathet sind.“ —

„Du hast mir jedesmal Unrecht gethan“, rief der

Kaiser, indem er sich neben sie setzte und den Arm zärtlich um sie schlang, „und wenn Du's nicht glaubst, laß' ich mir ein Moralitätszeugniß geben von der hohen Keuschheitscommission.“

Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Johannes Scherr:

M i c h e l.

Geschichte eines Deutschen unserer Zeit.

Dritte, neu durchgesehene Auflage.

2 starke Bände. Elegant. broschirt 9 Mart.

Der Kreuzigte

oder

Das Passionspiel von Wildisbuch.

Zweite Auflage.

1 Band. 8°. Eleg. geb. Preis 3 Mart.

Novellenbuch

von

Johannes Scherr.

6 Bände. Preis pro Band 4 Mart 50 Pfg.

